Miß Yonge's
ausgewählte Erzählungen.

Nach dem Englischen.

VII.

Die Papiere der Familie Danvers.
Prinz und Page.

Gotha.
Gustav Schloeßmann.
1868.

Die Papiere
der
Familie Danvers.

Prinz und Page.

Nach dem Englischen
von
Dr. C. Kolb.

Autorisirte deutsche Uebertragung.

Gotha.
Gustav Schloeßmann.
1868.

Die Papiere

der

Familie Danvers.

Die Papiere der Familie Danvers.

Es hat nie einen schöneren, romantischer gelegenen Wohnsitz gegeben, als das Schloß Ballymore; es steht an dem inneren Ende einer jener tiefen Einbuchtungen der Küste, welche in Norwegen unter den Namen Fiords, in Schottland als Firths und in Irland, das es mit seinen Bezeichnungen weniger genau nimmt, als Loughs bekannt sind. Lough Ballymore bettet sich ein unter den struppigen Gebirgskamm, welcher Irland gegen die ausgestreckte Hand von Galloway zu schütteln scheint, und wird in seiner hintersten Partie von Baumpflanzungen gesäumt, die in weiten Moorgrund oder purpurnes Haideland auslaufen, aber auch seitlich an den Abhängen sich hinaufziehen, wo dieselben nicht zu steil und felsig oder bei geringer Neigung zu fruchtbar für eine derartige Nutzung sind. Im Süden ist alles Wald und Fels; die dunklen Föhren bilden einen eindrucksvollen Gegensatz gegen den rothen Sandstein. Die Nordseite mit ihrer allmäligen Abdachung entfaltet Felder und Wiesen, die das eigenthümlich schöne Grün der Smaragdinsel nicht verkennen lassen, und unten spielt die wie ein See

sich ausnehmende Meeresbucht phantastisch in den welchselreichsten Farben, dem Auge stets einen neuen Genuß gewährend. Namentlich übt die Landschaft einen Zauber, von dem man das Auge nur schwer abzuwenden vermag, wenn der Wind die kämpfenden und schäumenden Wellen gegen die als Landschirm dienenden Klippen peitscht und in dem kleinen Lough die Erinnerung an seine Verwandtschaft mit dem wildbewegten großen Ocean weckt.

Das Schloß führt diesen Namen nur aus Höflichkeitsrücksichten und ist eigentlich blos ein großer Gebäudecomplex, an dem sich die Hände verschiedener Generationen versucht haben, obschon die Merkmale nicht weiter als auf den Bastard-Tudorstil unter der Regierung der ersten Stuarte zurückdeutet; im Innern aber befindet sich ein hübsches, wenn auch nicht sehr regelmäßig aussehendes Haus, das den Charakter irischer Wärme und Lebhaftigkeit in sich vereint, ein Haus, an das sich drollige, phantastische oder schauerliche Ueberlieferungen knüpfen, obschon auch die schauerlichsten den Eindruck des Schreckens zu verlieren scheinen, wenn sie an dem behaglichen Herd des Sir Bernard und der Lady Danvers erzählt werden.

Diese Ueberlieferungen wurden lebhaft wieder aufgewärmt während des letzten Sommers aus Veranlassung eines Besuches von einigen amerikanischen Gästen, des Herrn und der Fräulein Danvers, welche eine alte Verwandtschaft mit der Ballymore-Familie beanspruchten und mit froher Erhebung fanden, daß die gemeinschaftlichen Ahnen eine nicht unbedeutende Rolle auf dem wilden Hintergrund der irischen Geschichte gespielt hatten. Sie zeigten namentlich ein großes Interesse für gewisse alte Papiere und Briefe, welche auf die erste Ansiedelung ihres Familienzweigs in Amerika Bezug nahmen, so daß Sir Bernard nicht umhin konnte, endlich eine geheimnißvolle eiserne Thüre zu öffnen und uns ein ungehindertes Durchstöbern seines Archives zu gestatten. Ich muß gestehen, daß wir anfangs

nicht viel Belehrung schöpften aus den zerknitterten alten Testamenten (wenn es Testamente waren), die uns unter die Hände kamen; endlich aber stießen wir auf ein großes, mit einem breiten schwarzen Band umwickeltes Paket, das keine Pergamente, sondern Papiere enthielt und mit der Aufschrift versehen war: „Briefe, meine liebe Schwester Penelope betreffend. F. C.“ Sie gingen bis zum Jahr 1680, und die englischen Adelslisten geben bündigen Aufschluß über die betheiligten Korrespondenten. — Zuerst stellte sich heraus, daß die Ladies Penelope und Franciska Bernard die gemeinschaftlichen Erbinnen des Grafen von St. Giles waren und letzterer Ballymore erworben hatte durch seine Vermälung mit der einzigen Tochter eines alten Cromwellischen Generals, Namens Blackmore, desselben, welcher auf dem Gut fast die ganze eingeborne irische Bevölkerung vertilgt und an ihre Stelle die gut protestantischen Pächterfamilien gesetzt hatte, deren Nachkommen noch immer um Ballymore her den Boden bebauen. Das Porträt der Lady Penelope hängt in dem Speisezimmer, eine kleine, blasse, blondhaarige Figur, an der sich nicht viel von einer Heldin erkennen läßt. Sir Peter Lely hat sie als Schäferin dargestellt, in blauem Atlas und mit Perlen; sie zieht mit einem dürren häutigen Arm, der augenscheinlich nicht für eine solche Bloßstellung gebaut ist, eine Schärpe knapp über das ziemlich kurze Mieder hin und nimmt sich in dieser Haltung geziert und frostig aus. Lady Franciska, die mit blitzenden Augen unter den dunkeln Locken hervorsieht, würde ein weit wünschenswertheres Ahnenbild abgeben, allein leider scheint sie ohne Nachwuchs verstorben zu sein. Der oberste von den in dem Paket befindlichen Briefen war ein engüberschriebener Bogen, dem letzten Rath Ausdruck gebend, welchen die Gräfin von St. Giles ihren Töchtern hinterließ. Letztere waren 1663 und 1665 geboren, und ihre Mutter, welche 1680 das Zeitliche segnete, hatte in jenem Schriftstück viele ernste und treff-

liche Lehren für ihre Töchter in ächt puritanischem Stil niedergelegt. Penelope war nämlich, wie sich aus dem Schreiben ergab, schon seit mehreren Jahren mit Thomas Danvers, dem einzigen Sohn eines von ihrem Vater hochgeachteten Baronets verlobt gewesen, und der Rath der guten Dame gilt hauptsächlich dieser Tochter und der Art, wie sich dieselbe in ihrem Ehestand zu verhalten habe. Soviel Weisheit und Herzensgüte darin liegt, erscheint es doch sonderbar, daß dem Gatten nirgends die Rolle einer mitwirkenden Person, sondern stets die Stellung einer äußern Autorität zugewiesen ist, von der man sich eher gottentfremdeter, als gottseliger Befehle zu versehen hat. Nach der Anschauung der Lady St. Giles war augenscheinlich der Ehestand für den weiblichen Theil eine Art babylonische Gefangenschaft, auf welche der Grundsatz des Gehorsams in rechtmäßigen oder gleichgiltigen Dingen seine Anwendung fand. Wir begegnen ausführlichen Regeln für die Verwendung des Tages — wie viele Stunden der Andacht, den Werken der Barmherzigkeit, der Haushaltung, der religiösen Unterweisung unwissender Dienstboten zu widmen sind; ferner dringlichen Warnungen vor den Verführungen des Hoflebens. Wird man unter dem Zwang des Vaters oder des Gatten in die Gesellschaft eingeführt, so hat man „jedes unnöthige Wort, jeden unnöthigen Blick zu vermeiden". „Die Augen müssen niedergeschlagen bleiben", und sieht man sich zum Tanz genöthigt, so benehme man sich dabei „in einer ernsten und gesammelten Weise". Fordert der Wille des Gatten oder höfische Etikette die Anwesenheit im Theater, so thut man wohl, „wenn man unter dem Komödienzettel ein Andachtsbuch lieset, dessen Inhalt unser Auge und Ohr abwenden mag von dem, was auf der Bühne vorgeht". „Sollte ein Galan Dich anreden, so antwortete ihm mit geziemender Höflichkeit, mach mit niedergeschlagenen Augen eine tiefe Verbeugung und sorge dafür, daß er merke, wie unangenehm Dir seine Aufmerksamkeiten

seien." — Das Porträt der armen Penelope sieht freilich aus, als seien in dem Fall dieser Dame solche Verwarnungen sehr unnöthig gewesen, sofern das Eulchen sich nicht gegen die Schmeicheleien der Adler zu waffnen braucht; indeß kann man sich doch des Mitleids und der Theilnahme nicht erwehren der streng religiösen Mutter gegenüber, die ihre Töchter ohne Führung zurücklassen muß an dem Hofe Karls II., an dem sie ohne Zweifel ihre eigne Unschuld nur durch ähnliche Vorsichtsmaßregeln zu wahren vermochte.

Die jungen Damen lebten anfangs augenscheinlich auf dem Land bei ihrer Großmutter Blackmore, der Wittwe des Parlamentsgenerals, denn die einzigen Briefe aus jener Periode klingen sehr förmlich und sind an ihren „geehrten Herrn und Vater" gerichtet, dem sie Nachricht geben von ihren Studien und von dem Gesundheitszustand der „am Athem leidenden" Penelope; gelegentlich fließt auch die Bitte um ein Buch oder um einen Anzugsartikel von London mitunter.

Im Lauf der Zeit starb der präsumtive Schwiegervater, und dem Sohn scheint es mit der Erfüllung des Ehevertrags nicht pressirt zu haben. Er war 1656 geboren, also sieben Jahre älter als seine Verlobte, und wollte „als junger Mann sich recken", wie Lord St. Giles sich in einem Briefe an die alte Frau Blackmore ausdrückt, in welchem er diese auffordert, seine Töchter unter gutem Geleite nach London zu schicken, damit Pen's Vermälung vollzogen werden könne. Dieses Schreiben datirt aus dem Frühjahr 1683, als die beiden Mädchen nahezu zwanzig und achtzehn alt waren. Lady Franciska war die erste, welche ihrer Großmutter schrieb und derselben den Eindruck mittheilte, welchen der künftige Gatte ihrer Schwester auf sie gemacht hatte. — „Der Herr Vater brachte gestern Nachmittag ohne vorherige Anzeige Sir Thomas Danvers zum Diner, und die arme Pen gerieth über die Plötzlichkeit dieser Erscheinung in eine solche Bestürzung, daß sie kaum aufzu-

schauen oder die Lippen zu öffnen sich getraute, wie sie denn überhaupt während des ganzen Mahls nur hin und wieder einen kleinen Bissen hinunter zu würgen vermochte; sie hatte sonach Ursache, mir dankbar zu sein für den Gebrauch meiner Augen, da ich ihr wenigstens sagen konnte, er sei ein ziemlich gut aussehender Mann, stark gebaut für seine Jahre, mit einem lebhaften Blick und rothen Wangen, obschon er im ganzen nur wie ein tölpischer Landjunker und nicht wie ein Gentleman von Geburt und Erziehung aussieht. Er ging mit einem Laut, der wohl ein Lachen vorstellen sollte, auf sie zu und sagte: ‚Wir sollen also Liebesleutchen sein'; und als sie darauf nur eine tiefe Reverenz machte, ohne ihm ihre Wange anzubieten, wie er erwartet haben mochte, trat er wieder zurück und sprach kein Wort mehr mit ihr, bis er sich zum fortgehen anschickte. Erst jetzt (ich glaube, der Wein mag ihm Muth gemacht haben) näherte er sich ihr wieder; er nahm sie bei der Hand, brach in ein breites Lachen aus und gab ihr einen derben Kuß, indem er sagte: „Wir werden bald besser mit einander befreundet sein." Die arme Pen brach schier in Thränen aus; aber der Herr Vater schalt sie darob und nannte sie ein einfältiges hochmüthiges Ding. Darüber weinte sie bitterlich, als wir in unserem Zimmer waren, und wünschte, daß wir wieder zu Haus sein möchten. Wenn es wahr ist, was uns Madame Belmont erzählt, so hat Sir Thomas sowohl hier, als in seinem County Somerset ein sehr ausschweifendes Leben geführt; doch sagte sie, so trieben es alle jungen Männer in dieser gottlosen Zeit, namentlich die Söhne der schlimmen Weltkinder, die sich jetzt Tories zu nennen beginnen, und meine Schwester dürfe dem Himmel danken, daß Sir Thomas wenigstens ein gutes, edelmüthiges Herz besitze. Es kömmt mir übrigens vor, daß wir armen Frauenzimmer von Stand uns in einer üblen Lage befinden und in der Wahl unserer Gatten weit schlimmer daran sind, als die nächste

beste Milchmagd; ich segne daher mein Gestirn, daß mein armer kleiner Lord schon zu seinen Vätern gegangen ist und ich durch keine Verlobung mehr gebunden bin. So kann ich doch mit meinem Herrn Vater und meinen Freiern auf einen Fuß mich stellen, der mich gegen die Annahme eines Bewerbers sichert, wenn ich ihm nicht einen besseren Geschmack abgewinnen kann, als Pen ihrem Verlobten gegenüber Ursache hat."

Von dem ersten Eindruck der Lady Franciska gehen wir zu einem Studium des Porträts von Sir Thomas über. Jedermann hat schon ähnliche gesehen: ein grobes rothes Gesicht mit einem Doppelkinn, nichtssagende dicke Lippen und große schwarze Augen, alles dies umrahmt von einer ungeheuren Perüke, deren mächtige Locken auf die Schultern eines grauen, mit Scharlachlitzen besetzten Rockes niederwallen. Das Bild selbst rührte von keinem Künstler her, sondern war so schlecht gemalt, daß es sicherlich keine Wand hätte verunzieren dürfen, wenn es nicht ein Erinnerungszeichen an einen Vorfahren gewesen wäre. Der große, rohaussehende Mann bildete einen grellen Gegensatz zu der gezierten, blassen, schmächtigen Mädchengestalt, und die Sinnesart der Originale muß ebenso schlecht zusammengepaßt haben; denn die Danvers waren hitzköpfige Kavaliere und Hochkirchler, während die Damen Bernard ihre Erziehung der streng puritanischen Generalswittwe zu danken hatten. Der Vater der Fräulein gehörte zwar nominell zu den Whigs, war aber im Wesen ein Schlaukopf, der seinen Mantel nach dem Wind hängte und wahrscheinlich durch die Verbindung mit einer Familie wie die Danvers unter der Restauration in Gunst zu kommen hoffte.

Die Entrüstung unserer amerikanischen Fanny Danvers, als sie keine Belege für einen Widerstand fand, bot einen sehr unterhaltenden Anblick. Sie dankte Gott, daß sie nicht den Namen der Schwester trug, welche so wenig Geist und Muth zeigte, hatte gute Lust, Lady Penelope ganz aus der Liste ihrer

Ahnen zu streichen, und war auf den Punkt, die Nachforschungen über die Geschichte eines so sclavischen Geschöpfes ganz aufzugeben, wenn nicht Lady Danvers die Vermuthung aufgestellt hätte, daß vielleicht die Vorstellungen, welche Penelope gemacht, unterdrückt worden seien. Daran glaube ich nun freilich nicht; denn in jenen Tagen wurde der Gehorsam gegen die Wahl des Vaters für die erste Pflicht gehalten. Laut Ausweis des Stammbaumes fand die Vermälung am 20. December 1682 statt. Die jungen Leute blieben in der Stadtwohnung des Lord St. Giles, wo Sir Thomas bald die ursprüngliche Blödigkeit ablegte und ziemlich unangenehme Manieren hervorkehrte. — Franciska schrieb ihrer Großmutter in der ersten Woche des Jahres 1683, „er zeige sich sehr roh und unerträglich in seiner Vertraulichkeit; als er einmal von Wein erhitzt ihr nahte, habe ihn Penelope mit der Würde und Kälte, die ihr so gut lasse, zurückgewiesen, er jedoch anfangs einem wüsten trunkenen Gelächter Raum gegeben, dann aber sehr beleidigende Reden geführt und über sie geflucht; da sie sich davon nicht anfechten ließ, sei er in eine finstere Zurückhaltung übergegangen, welche der jungen Frau nur angenehm sein könne. Als jedoch der Herr Vater ihre Kälte bemerkt, habe er auf die Mittheilung des Grundes nur gelacht, sie ein zimpferliches Ding gescholten, und sich selbst einen verwünschten Narren genannt, weil er zugegeben, daß seine Töchter unter stutzohrigen Kopfhängern erzogen wurden. — Sie, Franciska, habe ihn dann gebeten, Sir Thomas einen Vorhalt zu machen und den Frieden wieder herzustellen, worauf er erwidert, wenn jemand einen Verweis verdiene, so sei es die alberne Pen, die einen guten Gatten kränke, während sie doch Gott danken sollte, daß er ein solches ärmliches Binsenlichtlein, das jeden Augenblick ausgehen könne, seiner Beachtung gewürdigt." „Bete für uns, liebe Großmutter", fügte Lady Franciska bei, „denn man kann wohl

von uns sagen, daß wir in eine schlimme Welt hinaus geschickt worden sind wie Lämmer unter die Wölfe."

Eine andere fruchtbare Quelle des Anstoßes bot Sir Thomas augenscheinlich durch sein maßloses Schimpfen über die Geistlichen der Nonconformisten und durch den Beifall, welchen er der Verfolgung der schotischen Covenanter zollte. Penelope schreibt darüber einmal, „das Fleisch zittere ihr bei den schnöden Reden, die sie über die Gottseligen mit anhören müsse". Dem Rath ihrer Mutter scheint sie möglichst treu nachgekommen zu sein, indem sie sich sonntags nie an einer Belustigung betheiligte; auch an Wochentagen benahm sie sich bei derartigen Anlässen so abgemessen, daß sie den Vorwurf auf sich lud, sie halte niemand für gut genug, um von ihr eine Ansprache zu verdienen. — Es findet sich eine Notiz vor, daß Lady Russell sich bei ihr „äußerst gnädig und liebenswürdig nach der geehrten Großmutter erkundigt und auch von der Lady St. Giles als einer Bekannten gesprochen habe". Eine Aufmerksamkeit von solcher Seite her erhöhte jedoch nur Penelope's Bekümmernisse, indem sie ihr ein lebhaftes persönliches Interesse für die bei dem Roggenhaus-Attentat betheiligten einflößte und sie über die Verhaftung Lord Russels und Algernon Sidney's zu entrüsteten Aeußerungen veranlaßte, welche nothwendig ihren Vater sehr beunruhigen und ihrem toristischen Gatten Anstoß geben mußten. Ihre Briefe aus jener Periode sind nur Wiederholungen dessen, was wir bereits aus der Geschichte wissen, immerhin aber die Ergüsse eines Gefühls, das an den Ereignissen der Gegenwart einen ängstlich bekümmerten, warmen Antheil nahm. — Auf den Tag, an welchem Lord Russels Verurtheilung bekannt wurde, hatte Lord St. Giles Gesellschaft geladen. Die Trauerpost aber versetzte im Beisein von Major Chetwynd und mehreren anderen Gentlemen die junge Frau in einen leidenschaftlichen Schmerzausbruch, in welchem sie erklärte, der König schlachte ungerechter Weise einen

besseren Mann als er selbst sei, und die Rückkehr der Verfolgungstage unter der blutigen Maria prophezeite. Darauf ließ sie, ohne ihren Vater oder Gatten darüber zu hören, an die geladenen Gäste Absageschreiben ergehen, da sie sich nach dem traurigen Ereigniß des Tages außer Stand fühle, als Wirthin die Honneurs zu machen. Diese Eigenmächtigkeit mag einen gewaltigen häuslichen Sturm nach sich gezogen haben, denn selbst die hochsinnige Franciska wagt nur schüchtern anzudeuten, ihr Vater habe erklärt, daß es nicht gerathen sei, Pen in London zu lassen, so lang sie sich nicht verständiger benehmen gelernt habe; sie solle deshalb so bald wie möglich nach Highbury Danvers geschafft werden. Ein Condolenzschreiben an die Lady Russel, über dessen Abfassung Sir Thomas seine Gattin ertappte, durfte auf dessen strenges Verbot hin nicht abgesendet werden. „Mit ihrer gewöhnlichen Sanftmuth faltete die Schwester ihre Hände und sagte: Ich gehorche; Ihr seid mein Herr, dem ich in allen gesetzlichen Dingen unterwürfig sein muß. Dann warf sie einen flehentlichen Blick gen Himmel und riß den Brief in Stücke. Freilich erzielte sie damit nichts weiter, als daß Sir Thomas fluchend auf den Boden stampfte und ihr erklärte, wenn sie die Lady Russell so sehr bewundere, so hätte sie auch ein wenig mehr ihrem Beispiel folgen sollen; diese sei wenigstens eine treue Gehilfin ihres verrätherischen Gatten gewesen und habe denselben nicht durch ihr scheinheiliges Thun zu Tod gequält. Darauf gab unsere liebe Penelope mit niedergeschlagenen Augen einfach die Antwort: Sie ist ein glücklicheres Weib, als ich. Ihr Aussehen hätte ein Herz von Stein schmelzen können, machte ihn aber nur noch wüthender, indem er in die Worte ausbrach: Meint Ihr, Madame? Nun ja, es ist wohl möglich, daß Eure fluchwürdigen Freunde einmal die Oberhand gewinnen. Dann könnt Ihr vielleicht Euren Wunsch erfüllt sehen und mich an den Galgen bringen; vorerst aber soll niemand aus

meinem Haus einen Verkehr mit Hochverräthern unterhalten."

Der Umzug der Damen fand vor dem 21. Juli, dem Tag von Lord Russels Märtyrerthum, wie sie dessen Hinrichtung nannten, statt. Denn unterm 24. Juli schreibt Franciska ihrem Vater, sie hätte länger als eine Woche zu der Reise gebraucht; an einem Platz sei wegen des schmutzigen Weges die Beihilfe von Ochsen nöthig geworden; auch habe der Wagen zweimal umgeworfen, jedoch ohne Schaden für sie oder ihre Schwester. Sir Thomas und sein Freund Major Chetwynd seien auf dem ganzen Weg neben der Kutsche hergeritten; auch habe sich ersterer nicht ein einzigesmal betrunken, ein Wohlverhalten, das sie dem Einfluß seines Begleiters zu gut schreibt.

Es wäre jetzt an der Zeit, das Porträt des besagten Chetwynd studiren. Ich hatte es bisher dem freien Gesichtsschnitt und der Scharlachuniform nach für einen Marlborough oder Claverhouse gehalten; aber wenn es nur einen Dragonermajor vorstellte, wie kam es wohl, daß Franciska ihm den Preis ihrer Liebe zu Theil werden ließ? In Betreff dieses Punktes müssen wir die Lückenhaftigkeit der Korrespondenz beklagen. Unsere amerikanische Fanny war überzeugt, der brutale Gatte habe Penelope alles Schreiben untersagt, sobald sie zu zeigen versucht, daß sie auch einen eigenen Willen besitze; allein die Ursache dürfte wohl in dem Umstand zu suchen sein, daß die alte Frau Blackmore im Winter 1683—84 starb und zu dieser Zeit beide ihre Enkelinen um sich hatte. — Im Sommer 1684 beginnt der Briefwechsel aufs neue. Franciska ist in London bei ihrem Vater und augenscheinlich etwas in Ungnade; kein Wunder, denn sie spricht zu verschiedenenmalen von Anbetern, denen gegenüber sie sich ihren eigenen Willen vorbehalten zu wollen scheint. „Ich machte einen so guten Gebrauch von meinem Fächer, daß er wohl merken konnte, wie wenig mir an ihm gelegen ist." „Ich hoffe, mein Benehmen hat den

Lord belehrt, daß er sich in mir verrechne.“ Dann wieder: „Liebe Schwester, wenn ich nur zu Dir kommen und Dein Söhnlein sehen könnte. Ich habe angelegentlich gebeten, unter dem Geleit des Sir Thomas Dich besuchen zu dürfen, erzielte aber damit nichts, als einen finstern Blick und die Antwort, wenn ich meine Pflicht erkennen lernen und den jungen Lord nehmen würde, so könnte ich hingehen, wohin ich Lust hätte; so aber fände ich in Highbury nur neue Nahrung für meinen Starrsinn, und man wolle mich nicht mit den ausschweifenden jungen Offizieren der Garnison von Bristol in Berührung kommen lassen. Ich erwiederte darauf, ich wisse wohl, wen der Herr Vater meine; aber das Beiwort, dessen er sich bediene, passe besser auf den Schwiegersohn, welchen er schon habe, als auf irgend einen, den ich ihm geben möchte.“ Dies war allerdings eine schroffe Aeußerung gegen die Gattin dieses Schwiegersohns; allein die Schwestern waren gewöhnt, ohne Rückhalt über den unharmonischen Ehebund zu sprechen. Penelope's Briefe aus jener Zeit beschäftigen sich hauptsächlich mit dem leidenden Zustand ihres Knäbleins und mit der Gleichgiltigkeit des Vaters gegen denselben; denn dieser hatte fortwährend schwelgerische Gelage mit seinen guten Freunden; auch wurde es ihr schwer, unter ihren Mägden eine gottselige Zucht aufrecht zu erhalten dem wilden Bedientenvolk gegenüber. Den Kaplan schildert sie, trotzdem daß er ein Stock-Arminianer sei, als einen frommen Mann, der ihr in ihren häuslichen Nöthen mit bestem Willen hilfreich an die Hand gehe.

Die Einberufung ihres Gatten ins Parlament erfüllt sie mit großer Befriedigung, da sie sich nun ganz und gar ihrem Kinde widmen kann, und sie beklagt nur, daß die Zeit der Ruhe von so kurzer Dauer sein soll. Ich muß hier eines Briefes erwähnen, in welchem Franciska ihrer Schwester hocherfreut die Mittheilung macht, daß „er jetzt ein eigenes Regiment habe und sie wohl wisse, wessen Verwendung sie dies

zuschreiben dürfe". Ein späteres Schreiben von ihr lautet: „Nein, liebe Schwester, kein schlimmes Wort mehr über Deinen Gatten, denn mir wird er stets als der uneigennützigste und edelmüthigste der Männer erscheinen. Gestern war er, ich weiß nicht wie lange, mit dem Vater eingeschlossen, um ihm Vorstellungen zu machen, daß er, da er Güter in England und Irland besitze und es ihm nicht darum zu thun sein könne, seinen ehrenwerthen Namen in einem Titel untergehen zu lassen, am besten für den Ruhm und den Fortbestand der Bernard's und St. Giles sorgen dürfte, wenn er mich mit dem St. Giles'schen Erbe begabe und mit einem Mann vermäle, dessen Name und Rang der Errichtung eines neuen Familienstatuts kein Hinderniß in den Weg lege. Wie er den Vater herumbrachte, weiß ich nicht; genug, es gelang ihm. Noch am nämlichen Abend kam der liebe gute Mann (denn dies ist er wirklich, und ich werde fortan stets für ihn einstehen) zu mir aufs Zimmer und sagte, er müsse mir einen gewissen Dragonerobersten vorstellen. Wirklich brachte er auch, stattlicher und schöner als je, den Mann mit sich, den ich jetzt mein zu nennen wagen darf. Soll er in meinen Augen nicht für immer ein guter Mann sein, wenn er auch, nachdem er auf unser Wohl getrunken, etwas unsicheren Fußes sein Schlafgemach aufsuchte? Ihm, liebe Schwester, habe ich's zu danken, daß der Vater nicht mehr zurücktreten kann oder ich doch einen gewichtigen Anhalt zum Widerstand habe, wenn er es versuchen wollte. Ach, könnte ich Dir nur sagen, wie lieb, wie treu, wie vortrefflich der Oberst ist. Schwester, wie sehr möchte ich Dir wünschen, daß Du auch so glücklich wärest, wie ich, und daß Du einen Mann hättest, den Du lieben könntest, wie ich ihn. Ach, wie mag ich so reden! Ohne Sir Thomas wäre er ja nicht mein, und ich kann nur beten, Du mögest ihn lieben lernen, wie ich meinen Obersten liebe. Aber dürfen wir um das flehen, was eine Unmöglichkeit zu sein scheint? Ich

weiß in der That nicht, was ich wünschen soll, und nur darin bin ich mir klar, daß ich es meinem Geliebten nicht verargen würde, wenn er weniger starr in seinen protestantischen Grundsätzen wäre. Dies dürfte ihm Beförderung bei Hof und damit auch festere Wurzel in der Gunst des Vaters schaffen, der dann sicherlich unserem Glück nichts mehr in den Weg legen könnte. Freilich wäre er dann nicht der kernhafte Ehrenmann, der er ist, und so weiß ich auch hier nicht, was mir anderes zu wünschen bleibt, als daß die ganze Welt, vor allem aber meine theure Pen, so glücklich sein möchte, wie Deine Dich liebende Schwester Franciska Bernard."

Der neue Oberst begleitete Sir Thomas nach Highbury Danvers. Franciska durfte nicht mit; doch ist aus jener Zeit eine Anzahl von Billeten erhalten geblieben, in welchen sie einander „mein theures Herz", „mein geehrter Geliebter", „mein theures Leben" nennen. Der Besuch muß für ihn nicht erquicklich gewesen sein, denn er schreibt Franciska, die Schwester sehe sehr übel und gedrückt aus und ziehe sich von jeglicher Belustigung, von allem Umgang mit den Nachbarn zurück. Er hofft, sein „theures Leben" werde sie überzeugen, daß ihre Strenge sehr übel angebracht sei und ihrer Religiosität keineswegs zur Empfehlung gereiche; auch treibe sie dadurch ihren Gatten in schlechtere Gesellschaft und zu größeren Ausschweifungen, als er sich zu schulden kommen lassen würde, wenn sie sich weniger abschlösse und auch an unschuldigen Belustigungen theilnähme. Der gute Oberst schließt mit den Worten: „Es ist vielleicht nicht recht, daß ich ihren Eifer für den Dienst Gottes tadle; allein wenn sie weniger von einem Engel oder er etwas weniger von dem rohen Landjunker an sich hätte, so wäre für beide mehr Hoffnung vorhanden. Wie die Sachen stehen, stößt er stets bei ihr an durch seine Ausgelassenheit, und sie stößt ihn zurück durch ihr ernstes kopfhängerisches Wesen. Gleichwohl hat er so viele gute Seiten, daß

ich ihn hochschätzen muß.“ — Der Oberst sollte noch schlimmere Dinge erfahren. Der arme kleine Sohn und Erbe starb, noch ehe er ein Jahr alt geworden, und Chetwynd gibt einen peinlichen Bericht über den Auftritt, der nun folgte; das Kind war von Geburt an leidend gewesen und Lady Penelope durch die unablässigen Sorgen und Aengsten ihrem Gatten so lästig geworden, daß dieser sich gar nichts mehr daraus machte und stets in heiterer Gesellschaft zu trösten suchte. So kam es denn auch, daß Sir Thomas eben bei einem lärmenden Gelage saß, als der Kleine seinen letzten Kampf kämpfte. Oberst Chetwynd, der wahrscheinlich der einzige nüchterne in der Gesellschaft war, wurde von dem Kaplan in die Halle hinausgerufen und von der Sachlage unterrichtet. „Ich würde wohl daran gethan haben“, schreibt er, „wenn ich Euren Schwager zurückgehalten hätte; allein hierzu war ich nicht berechtigt.“ Man kann sich denken, welchen Eindruck es gemacht haben muß, als Sir Thomas in angetrunkenem Zustand taumelnd nach dem stillen Gemach kam, in welchem blaß und kalt die Mutter saß mit dem todten Knaben auf ihrem Schoß. „Ich begleitete ihn an die Thüre“, fährt der Oberst fort, „und hatte selbst jetzt noch gute Lust, ihn wieder zurückzuziehen, denn in dem Gemach war es so ruhig wie in einer Kirche, und Eure Schwester saß da wie ein Marmorbild, bis er sich ihr näherte und mit so stammelnder Zunge sie anredete, daß ich ihn nicht verstehen konnte. Nun aber sprang sie mit entsetztem Schauder plötzlich auf, drückte mit der einen Hand die kleine Leiche an ihre Brust, streckte die andere zur Abwehr aus und rief laut: ‚Wie mögt Ihr in einem solchen Zustand hierher kommen, Sir, um das Kind zu beschimpfen, das Ihr nie beachtet habt?‘ Im Erstaunen über diese leidenschaftliche Rede glitt zuerst ein Fluch über die Lippen des armen Danvers, als habe der Teufel selbst ihm denselben auf die Zunge gelegt, um den Riß noch weiter zu machen. Die Lady aber

ließ ihn nicht zu Ende kommen, sondern herrschte ihm zu: ‚Geht fort, Sir, und schändet nicht diese heilige Stätte. Wir haben hier nicht mehr Euren Erben und Erstgebornen, den Ihr doch an Leib und Seele zu Grunde gerichtet haben würdet, sondern einen Engel Gottes, der mir gehört. Gott hat ihn ganz zu meinem Eigenthum gemacht, ihn Euch und Eurer Verderbniß entrissen, und ich danke ihm dafür! Kommt nicht in seine Nähe, denn Ihr habt keinen Antheil mehr an ihm.‘ Mit diesen schrecklichen Worten verließ sie das Zimmer; Danvers aber, der ihr verdutzt nachstierte, wurde, wie mir scheint, aufs neue vom Teufel versucht und stürzte mit einem lärmenden Gelächter fort. Die arme Lady mußte es gehört haben, denn als nachher ich und der Kaplan gegen sie der heißen Thränen Erwähnung thaten, mit welchen ihr Gatte sein Kind beweinte, erklärte sie dieselben, vielleicht nicht mit Unrecht, als eine Kundgebung des trunkenen Elends; wenn sie übrigens ein Auge dafür haben könnte, wie bekümmert er jetzt ist, so müßte sicherlich bei ihr das Mitleid Raum gewinnen. Dem Kaplan und mir traut sie nicht, weil sie uns für parteiische Freunde hält; deshalb sucht sie auch nirgends Trost als in der Betrachtung des himmlischen Glücks, das ihr Kind genieße, und es wäre eine Grausamkeit von uns, wenn wir sie davon abzubringen versuchen wollten. Ich fürchte jedoch, daß diese Heimsuchung dazu gedient hat, beide einander noch mehr zu entfremden.“

Penelope selbst schreibt nur: „Es hat dem Herrn in seiner Gnade gefallen, mein Knäblein zu sich zu rufen. Du wirst gehört haben, liebe Schwester, wie mein unglücklicher Mann sich in einer Weise benommen, daß mein Leid mir zum Trost geworden ist, sofern ich jetzt nicht mehr fürchten muß, mein unschuldiges Lamm könnte seinem Vater nacharten. Sollte mich Jemand fragen, wie es dem Kinde gehe, so kann ich jetzt aus der Fülle meines Herzens antworten, daß ihm wohl sei.“ Sie

verbreitet sich dann mit mütterlicher Zärtlichkeit über die zu Tage getretenen guten Eigenschaften des Kleinen und fügt bei: „Chetwynd ist sehr gut gegen mich. Möge Dein Loos fallen, wie es will, meine liebe Franciska, Du wirst jedenfalls eine glücklichere Frau sein als Deine Schwester.“

Die unglücklichen Eltern scheinen an dem Sonntag nach der Beerdigung kalt miteinander dem Gottesdienst angewohnt zu haben. Am Montag kehrten Sir Thomas und Oberst Chetwynd wieder nach London zurück. Franciska klagt, daß sie die Schwester nicht besuchen könne, weil der Vater es verbiete und sie der neuen Königin als Ehrendame beigegeben worden sei. Es hatte nämlich inzwischen, ohne daß die Korrespondenz etwas darüber sagt, der Tod Karls II. und die Thronbesteigung Jakobs II. stattgefunden. Auf Sir Thomas war abermals die Wahl des Bezirks von Highbury gefallen und er hatte in dem Parlament des neuen Königs Sitz nehmen müssen. In London führte er so ziemlich sein altes Leben; der Oberst muß indeß Franciska gelehrt haben, ihren Schwager mit größerer Toleranz zu beurtheilen, da man in ihren Briefen nicht mehr die alte Geneigtheit findet, sich zu seinem Nachtheil auszulassen. — Penelope schreibt, daß sie in der Ruhe, welche ihr Highbury jetzt biete, einen großen Trost finde; sie gehe viel im Garten spazieren, sorge für die Bedürfnisse der Armen und helfe die Kinder in der Glaubenslehre unterweisen. „Ließe ich's mir nicht so angelegen sein, so stünde zu fürchten, daß der letzte Funke der wahren Religion durch das Papstthum erstickt wird“, schreibt sie in der Angst, welche die wöchentlich zweimal anlangenden Neuigkeitsbriefe in ihr hervorgerufen haben. Ihr häuslicher Kummer ist fast erstickt von ihrem brennenden Eifer für die Sache der Religion und der Freiheit, wie sie sich ausdrückt. Wie ernst sie's indeß damit meinen mochte, wird man doch kaum auf den nachstehenden Brief gefaßt sein.

„Highbury Danvers, den 19. Juni 1685.

Meine theure Franciska. — Ich wünschte, Du wärest bei mir gewesen und hättest mir geholfen, dem tapfern Prinzen Ehre zu erweisen, der sein Leben eingesetzt hat für die Aufrechterhaltung der Landesgesetze und unserer wahren heiligen Religion. Doch Du wirst ohne Zweifel bald ihn gleichfalls als den Befreier von dem papistischen Usurpator begrüßen können, dem Du vorderhand zu dienen gezwungen bist. Ich hoffe, was ich gethan habe, wird Dir zu statten kommen, denn die Namen, welche ich nannte, sind huldreich angehört und auf ausdrücklichen Befehl in Lord Gray's Tabelle eingezeichnet worden. Zur Sache. — Am 17. dieses Monats las ich die Gebete vor, da der Kaplan Basildon in Geschäften mit dem Bischof nach Bath gegangen war. Wir hatten die Andacht kaum beendigt, als vor dem Haus Herr Holroyd, der, wie Du Dich erinnern wirst, von Zeit zu Zeit die Großmutter besuchte, angeritten kam. Er fragte zuerst nach Sir Thomas und wünschte, nachdem er dessen Abwesenheit erfahren, mich zu sprechen. Er sagte mir, als er gehört, daß die Enkelin seiner geehrten Freundin hier wohne, sei er unmittelbar nach Regulirung der Marschlinie vorausgeritten, um mich in Kenntniß zu setzen, daß weder mir noch meinen Leuten eine Belästigung zugehen solle, wofern wir nur unsere Thore schlössen, unsere Wildhüter mit den Schutzpapieren versähen, die er für mich ausfertigen wolle und für die Truppen Proviant ins Dorf schickten. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich zum erstenmal, daß der Herzog von Monmouth wirklich zu Lyme Regis gelandet hatte und daß ihm von allen Seiten her das Volk zuströme, hoch erfreut, daß nun der Erhaltung des wahren protestantischen Glaubens eine Thüre geöffnet sei. Holroyd versicherte mir, der Herzog oder, richtiger gesagt, der König sei im Besitz des unumstößlichen Beweises, daß sein Vater, der verstorbene König, mit Frau Waters vermählt gewesen; es könne daher selbst

mein Gatte, wie eifrig er auch dem göttlichen Recht gesetzlicher Thronfolge anhänge, nicht in Abrede ziehen, daß wir in ihm unseren ächten und gesetzmäßigen Souverän zu verehren haben. Unser guter Freund war, weil er die toristischen Grundsätze des Sir Thomas kannte, gekommen, um mir Schrecken oder Belästigung zu ersparen. Ich erklärte ihm darauf, daß ich von den Verfechtern des reinen Glaubens und der wahren Freiheit nichts fürchte und daher auch meine Thore nicht schließen, sondern vielmehr meine schwache Stimme gleichfalls erheben wolle, um den erhabenen Vertheidiger seiner und unserer Rechte willkommen zu heißen. Darauf fragte Holroyd, ob er dies dahin zu verstehen habe, daß ich gemeint sei, meinen Gefühlen einen derartigen Ausdruck zu geben, im Fall Seine Hoheit dieses Weges geritten käme. Natürlich lautete meine Antwort, daß ich mich hoch geehrt fühlen würde, wenn er sich herablassen wollte, mein Haus mit seiner Gegenwart zu beehren. Ich erfuhr jetzt, daß der Marsch ihn bald nach Mittag in unsere Gegend führen würde und es sich mit seinen Bewegungen wohl vertragen dürfte, hier ein Diner einzunehmen; er könne dann nach Taunton weiter reisen, um daselbst zu übernachten. Ich brauche Dir nicht zu schreiben, wie es nun an ein Kochen, Backen und Braten ging, wie unsere gute Frau Worth sich mit Pasteten und Geléen abarbeitete und wie ich selbst mich mühte, Portal und Tisch mit Guirlanden und Blumen zu schmücken. Der alte Hazlitt, der Steward, wollte anfangs nicht daran und meinte, daß ein solches Treiben in der Abwesenheit des Herrn nicht nach dessen Geschmack sein dürfte; als ich ihm aber bewies, daß der Herzog unser ächter und legitimer König sei und ein feierlicher Empfang ihn zu Gunsten des Sir Thomas stimmen werde, heiterte sich sein Gesicht auf, und er half nach Kräften mit, indem er sogar die Glocken läuten ließ, wie an dem Tag, der uns das Königthum wieder zurückbrachte. Ich kleidete die Töchterlein des Steward

und des Bailiff in Weiß und versah sie mit Körbchen voll Rosen und weißen Lilien zum Bestreuen der Portalstufen. Ich selbst legte an jenem Tag meine Trauer ab und kleidete mich in den himmelblauen Anzug mit Silber, den Du sonst so gern an mir gesehen hast. Es wurde jedoch vier Uhr, bis die Glocken zu läuten begannen, und dann hörten wir die Trompeten. Endlich ritt der Herzog, oder Seine Majestät, wie wir ihn jetzt nennen müssen, durch das Thor ein, begleitet von Lord Gray, Fletcher von Saltoun, Holroyd und anderen Herren. Ich stand oben auf der Treppe; hinter mir befanden sich meine Frauen, und zu beiden Seiten des Hofs waren die Männer bereit, in Hochrufe auszubrechen. Die kleinen Mädchen hatten den Rücken der Balustrade zugekehrt, und der alte Hazlitt stand unten, um dem Herzog das Pferd zu halten. Zu meinem Leidwesen fielen die Hochrufe nicht so kräftig aus, wie ich hätte wünschen mögen; auch mischte sich das Gebell von Sir Thomas' großem Hund darein, der uns, obschon er sonst nur gegen Bettler und Landstreicher ungeberdig ist, bei diesem Anlaß viel Schande machte; ja er wäre sogar, wenn ihn die Reitknechte nicht zurückgehalten hätten, über den Herzog hergefallen, als dieser mir die Ehre erwies, mich vom Boden zu erheben und auf die Stirne zu küssen. Dadurch wurden auch die Kinder, obschon ich sie gut unterrichtet hatte, linkisch und warfen ihre Sträußer eher Ihrer Majestät an den Kopf, als zu Dero Füßen, so daß eine große weiße Lilie Sie auf die Wange traf und einen langen gelben Streifen zurückließ. Er behandelte jedoch alles mit der huldvollsten Heiterkeit und erinnerte mich an das, was ich unsern Vater von dem verstorbenen König erzählen hörte, mit dem er große Aehnlichkeit hat, obschon er viel schöner ist. Ich habe ihn schon früher gesehen, aber nicht mit ihm gesprochen; gleichwohl erkannte er mich mit jenem schnellen Blick, welcher die Gabe der Könige sein soll, wieder, erkundigte sich nach Dir und sagte, er wisse,

daß das Herz des Obersten Chetwynd mit seiner Sache sei, obschon denselben vielleicht der Ehrenpunkt hindere, sich für ihn zu erklären. Er sprach mit großer Wärme von der wunderbaren Gunst, die Gott in dem Volke für ihn geweckt, und ist augenscheinlich ein ächt religiöser protestantischer Fürst, durch sein Aeußeres sowohl als durch sein anmuthiges Benehmen für den Thron bestimmt, den er bald errungen haben wird. Ich könnte Dir viel erzählen von seiner Herablassung, wenn es mir dazu nicht an Zeit gebräche; nur soviel, daß ich oben am Tisch sitzen mußte, während er zu meiner Rechten Platz nahm und sich mit mir über den Zustand des Landes unterhielt. Das Mahl wurde natürlich mit aller Hast eingenommen, weil er die Erwartung des guten Volkes von Taunton nicht täuschen dürfte; aber er gab mir die Versicherung, daß mein Gatte, der Vater und der Oberst seiner Gunst und seines Schutzes gewärtig sein sollten. Die Rechtmäßigkeit seiner Geburt ist so augenfällig bewiesen, daß jedermann sie anerkennen muß; wir dürfen daher hoffen, daß unserem Land und unserem Glauben wieder gute Zeiten bevorstehen. Zu einem wirklichen Krieg wird es wohl schwerlich kommen, da kein ächter Engländer gegen einen solchen Fürsten sein Schwert ziehen kann. Ich schicke Dir diesen Brief durch einen Dienstmann, der einen anderen meinem Gatten überbringen wird. Letzterem theile die huldvolle Versicherung des Herzogs mit, daß er weder für seine Person noch für sein Besitzthum etwas zu befürchten brauche, wofern er sich nur des offenen Widerstands enthalte; sonach glaube ich, ihm wenigstens einen Dienst geleistet zu haben. Indem ich Gott bitte, Dich und Alle, welche ich liebe, in seinen Schutz zu nehmen, verbleibe ich Deine getreue Schwester Penelope Danvers."

Der Brief an ihren Gatten ist nicht mehr vorhanden und wahrscheinlich gar nicht an seine Adresse gelangt; denn zwei Tage später (vor der Schlacht bei Sedgmoor) traf Sir Tho=

mas, der den ganzen Weg auf Nebenpfaden zurückgelegt hatte, in Highbury ein, um seine Pächter zu sammeln und als Freiwillige König Jakobs Heer zuzuführen. — Mit zitteriger Schrift, als sei eine gewaltige Erschütterung vorausgegangen, erzählt Penelope in einem Brief vom 21. Juni, ihr Gatte sei zorniger und leidenschaftlicher, als sie je einen Menschen gesehen, nach Haus gekommen und habe sie gefragt, ob sie wirklich aus eigenem freien Willen, wie die Dienstleute unverschämterweise behaupteten, die Rebellen in dem Schloß aufgenommen und bewirthet habe. „Mit leiser, vor Schrecken unsicherer Stimme antwortete ich, daß ich stets aus freiem Willen handle, wenn ich der Sache der Religion und Tugend einen Dienst leisten könne.“ Sir Thomas brach darauf in eine maßlose Entrüstung aus, und in Anbetracht des Anstosses, welchen sie dem eingefleischten Tory gegeben, indem sie den liederlichen Monmouth als einen Kämpen der Tugend und der Religion bezeichnete, durfte man sich nicht wundern, wenn er gegen das arme Weib die härtesten Reden brauchte, während sie selbst blaß und zitternd dasaß, ohne übrigens eine Thräne zu vergießen oder ein Wort der Reue laut werden zu lassen. Diese Art, sich als Märtyrerin zu benehmen, steigerte vielleicht seine Wuth noch mehr als alles andere, da darin ein stummer Vorwurf des Unrechts lag. *) Er schwur, das loyale Haus seines Vaters solle nicht länger eine Person schirmen, die einem schnöden Vatermörder und Hochverräther ein Obdach gestattet, und es sei ihm lieber, daß sein Kind heimgegangen, als daß es von seiner Mutter zu einem psalmodirenden heuchlerischen Rebellen erzogen worden wäre. „Und hier, liebe Schwester, rettete mich eine Ohnmacht, daß ich nicht weiter zu hören brauchte. Als

*) In der That erklärte auch ihr Vater selbst sie für ein unerträgliches Weibsbild, die er mit der Reitpeitsche zur Vernunft gebracht haben würde; eine Auslassung, in welcher die amerikanische Fanny den überzeugendsten Beweis für die Barbarei Europas finden wollte.

ich wieder zur Besinnung kam, lag ich in meinem Bette, und nur die Worth befand sich in meiner Nähe. Sie sagte mir, Sir Thomas habe mich selbst hierher getragen, ehe er sie gerufen, sei dann unter gräßlichem Fluchen noch eine Weile im Zimmer geblieben, sobald ich aber wieder Lebenszeichen von mir gegeben, fort und die Treppe hinuntergestürzt. Ich habe ihn seitdem nicht mehr gesehen, obschon es jetzt Mittag ist; doch höre ich, daß er heute nachmittag mit zwanzig von seinen Leuten nach Lord Feversham's Lager aufzubrechen gedenkt. Ich bete zu Gott, daß es nicht zu einer Schlacht komme. Wie glücklich will ich mich dann preisen, wenn ich das Werkzeug gewesen bin, ihn zu retten durch mein Fürwort, und ich den gestrigen schrecklichen Abend ihm so vergelten kann. Ich bin heute sehr erschüttert und leidend, glaube aber nicht, daß es weitere üble Folgen nach sich ziehen wird. Das Vertrauen auf den Triumph der Wahrheit und das Bewußtsein, ihm Verzeihung errungen zu haben, hält mich aufrecht und gibt mir Kraft."

Diese Kraft muß sehr in Brüche gegangen sein, als die Sache, die Penelope mit ihren Hoffnungen begleitete, am 5. Juli so schmählich zu Schanden wurde. Wahrscheinlich hatte der Schlag zu lähmend auf sie gewirkt, als daß sie die Feder so schnell hätte aufnehmen mögen, denn wir finden erst vom 10. Juli wieder einen Brief von ihr, welcher lautet: „Meine liebe Schwester. — Der alte Hazlitt will aus purem Mitleid, wenn er kann, dieses Schreiben an Dich besorgen; vielleicht wird es dadurch dem Vater oder dem Oberst Chetwynd ermöglicht, mich ausfindig zu machen und mich zu retten. Wohin ich soll, weiß ich nicht; aber heute Abend gegen 6 Uhr kam mein Mann von Schweiß triefend und mit Koth bespritzt nach Haus, um mir ohne Umstände zu befehlen, daß ich meine Kleider zusammenpacken und mich bereit halten solle, um Mitternacht eine lange Reise anzutreten; ich könne beliebige

zwei Personen von meiner weiblichen Dienerschaft mitnehmen. Sein Gesicht sah aus wie Erz, und ich bemerkte wohl, daß alle Widerrede vergeblich sein würde; doch eingedenk der Lehre unserer Mutter, in allen nicht unrechtmäßigen Anmuthungen Gehorsam zu leisten, antwortete ich nur, daß ich gerüstet sein wolle, und wies sogar die Worth zurecht, als diese von der Gefahr für meine Gesundheit sprach. Diese treue Dienerin liebt mich aber, wie Du weißt, zu sehr, um sich so leicht zum schweigen bringen zu lassen, und als sie mit ihrem gewöhnlichen Freimuth ihrer Herzensmeinung Ausdruck gab, erwiderte er blos: ‚Eure Lady hat es nöthig gemacht.‘ ‚Ihr werdet Euch bereit halten, Madame‘, fügte er gegen mich bei und verließ das Zimmer. Er ist nicht mehr in Wuth und bediente sich keiner schnöden Reden; doch bemerke ich, daß er starren Sinns irgend einen finstern Plan verfolgt im Einklang mit dem Schwur, daß sein Haus mir nicht mehr als Obdach dienen solle. Meine gute Worth will unter allen Umständen bei mir ausharren; die anderen Mädchen haben mich schluchzend umgeben, fürchten sich aber insgesammt, mich zu begleiten. Da ich außerdem nur der Worth zu vertrauen wage, so habe ich die armen Geschöpfe noch beschenkt und ihnen den Abschied gegeben. Was uns auch bevorstehen mag, Du weißst, daß ich Dich liebe, theure Schwester, und sollte ich, wie es den Anschein hat, in fremde Lande fortgeschleppt werden, um eingesperrt in einem abgelegenen Thurm zu sterben, so weiß ich doch, Du und Dein guter Oberst, Ihr beide werdet nicht ruhen, bis Ihr Euer Bestes gethan habt für Eure unglückliche P. D."

„Bristoler Kanal, den 11. Juli.

Meine liebe Schwester — es ist, wie ich gefürchtet habe. Ich befinde mich bereits an Bord, um nach einem Platze geführt zu werden, wo ohne Zweifel Sir Thomas seinen Willen durchzusetzen und den meinigen mit Gewalt zu brechen

hofft, fern von jedermann, zu dem ich mein Aechzen könnte bringen lassen. Ich war bereit und lag in dem Gemach, wo mein Kind mir entrissen worden, betend auf den Knieen, als er kam, um mir zu sagen, daß die Kutsche bereit sei. Ich erhob mich, um stumm ihm zu folgen; er nahm mich bei den Fingerspitzen und führte mich die Treppe hinab durch die Halle nach der Kutsche, in welche er mich und die Worth einsperrte. Wie ich in dem Dämmerlicht der Sommernacht bemerken konnte, folgte er dem Wagen zu Pferd mit zwanzig bis an die Zähne bewaffneten Reitern. Wir machten nie Halt, nicht einmal, um die Rosse zu füttern, und gelangten am Frühmorgen in die Stadt Bristol, deren Thore von Soldaten bewacht wurden und sich erst nach Vorzeigung eines Papiers für uns aufthaten. Wir fuhren dann nach dem Werft hinunter, wo der junge Hazlitt Sir Thomas entgegen kam und mit ihm sprach. Mein Gatte gab ihm einen schweren Beutel, der wohl Gold enthalten mochte, kam dann an das Kutschenfenster, öffnete den Schlag und half mir heraus. Ich frage, wohin er mich bringen wolle, und er antwortet: ‚Nach Irland, Madam. Das läßt sich nicht ändern, und es wird für uns alle am besten sein, wenn Ihr Euch ruhig darein fügt.‘ ‚Ich thue dies‘, antwortete ich, denn ich hätte nicht darum angesehen sein mögen, als leiste ich meinem rechtmäßigen Herrn und Gatten Widerstand, indem ich in offener Straße einen Spektakel anhöbe*); aber die Kehle schmerzte mich dermaßen, daß ich die Worte kaum herausbrachte. Wie ich ihm die Hand gab, meinte ich, er sehe mich nicht unfreundlich, sondern mit einer Art Zärtlichkeit an, als hätte er gern einer milderen Gesinnung Raum gegeben, wenn er nicht zu stolz und zu eigensinnig gewesen wäre, von einem ausgesprochenen Wort zurückzutreten. Er half mir in das Boot, schützte mich durch

---

*) „Warum nicht?“ meinte die Amerikanerin.

Decken gegen die kühle Morgenluft, nahm, den Hund Rockwood zu seinen Füßen, an dem entgegengesetzten Ende Platz und zog den Mantel über sein Gesicht, so daß ich es nicht sehen und mir über seine Stimmung ein Urtheil bilden konnte. Wir wurden nach einem Schiff hingerudert, in dessen Kajüte ich mich jetzt befinde; diese ist ein erbärmliches kleines Loch, so dunkel und übelriechend, daß Sir Thomas bei dem Anblick stutzig wurde. Er wollte einige Worte der Entschuldigung vorbringen, aber ich achtete nicht darauf, sondern versetzte blos, es werde auch so gehen. Dann verbeugte er sich gegen mich und sagte, er beabsichtige einen Diener mit Briefen nach Haus zu schicken; ich könne meiner Schwester schreiben, wenn ich wolle. Dann ließ er mich allein. Wenn er mir zu schreiben erlaubt, wird er es wohl nicht so gar schlimm mit mir machen, und dies gibt mir einige Hoffnung. Das ärgste, was ich fürchte, besteht darin, er könnte ein Papist werden und in diesem wilden Land mich zwingen wollen, das gleiche zu thun; doch wird mir Gott hoffentlich die Kraft verleihen, lieber den Märtyrertod zu erleiden als von meinem Glauben abzustehen, da ich im Geist weniger schwach bin, als am Körper. Ich vertraue darauf, daß sich der Vater zu meinem Gunsten ins Mittel legen wird. Grüße ihn von mir, und vor allem gedenke meiner in Deinem Gebet. Deine Dich ewig liebende, unglückliche P. D."

Das nächste Schreiben der armen Frau ist von Schloß Ballymore aus datirt und klingt sehr trostlos. Sie freut sich, ihrem Vater und ihrer Schwester anzeigen zu können, wo sie zu finden sei, und berichtet über ihre Reise, daß sie Tag und Nacht auf dem Verdeck geblieben, nicht wegen der Seekrankheit, sondern weil sie in der Kajüte nicht habe athmen können. Sir Thomas habe sich nicht unsanft, sondern eher in einer Weise gegen sie benommen, daß sie fast glaube, er bereue seinen Plan, worin derselbe auch bestehen möge; ein freundlicher

könne er indeß unmöglich sein, da ihr Gatte sie sonst nicht nach einem so schrecklichen Platz gebracht haben würde. „Es ist da eine Seebucht“, sagte die arme Lady Penelope, „dicht umschlossen von zwei wilden Felskuppen, als hätten diese ein Seeräubernest zu schirmen. Die Seiten sind schreckliche Abstürze mit vorspringenden kahlen Klippen, theilweise verdeckt mit wirrem Gestrüpp und schwarzaussehenden Bäumen. Die Leute gehen barfuß, nur halbgekleidet und sind wahre Wilde. Sie empfingen uns mit Gestikulationen und einem zeternden Geschrei, gleich den Indianern einer neuentdeckten Insel; auch sprechen sie kein Wort englisch, sondern einen eigenen barbarischen Jargon. Der Lärm und die Geberdungen waren so schauerlich, daß Sir Thomas ohne Unterlaß sein eigenes Entsetzen durch Ermunterungen an den Tag legte, ich solle mich nicht fürchten, obschon ich keine Schwäche gegen ihn kundgegeben zu haben glaube. Er gestattete niemand, Hand an mich zu legen, sondern trug, durch das seichte Wasser watend, mich selbst nach dem Landungsplatz und den steilen Abhang vor dem Schloß hinauf. Es sieht hier sehr unbehaglich aus, obschon es kaum schlechter sein konnte, als ich erwartet hatte. Auch die Leute, obschon sie Schoten und durch meinen eigenen Großvater hierher verpflanzt worden sind, reden eine Sprache, die wir nicht verstehen können, und ich zweifle sehr, ob ich unter ihnen auf eine freundliche Gesinnung treffe, da alle von der Wildheit des Platzes angesteckt zu sein scheinen. Die arme Worth weint und wehklagt, weil man hier mit keinen Christenmenschen sprechen könne; es sei keine Fensterscheibe ganz, keine Thüre schließe, alle Vorhänge seien zerrissen, und Sir Thomas gehe von Zimmer zu Zimmer, mit all seiner alten Wuth tobend, und versetze jedermann, der es versuche, in die Sachen Ordnung zu bringen, durch sein leidenschaftliches Wesen in Schrecken. Was mich betrifft, so sitze ich ruhig da und lasse mich nicht aus der Fassung bringen, mag er thun

oder treiben, was er will. Mein sterblicher Leib ist zwar schwach und elend; aber ich hoffe, mein Geist hat von oben genug Kräftigung gewonnen, um nie dem protestantischen Glauben und Deinen Interessen, liebe Schwester, untreu zu werden. Solltest Du, was wohl bald der Fall sein mag, von meinem Tode hören, so vergiß nicht, daß dies meine letzten Worte gegen Dich gewesen sind. P. D."

Sie hätten leicht die letzten werden können, denn durch denselben Boten bat Sir Thomas in einem Schreiben mit der schauderhaftesten Orthographie den Obersten Chetwynd, er möchte dem Vater und der Schwester seiner Frau anzeigen, daß diese eben erst vor der Zeit von einem todten Kind entbunden worden sei. Er fährt fort: „Die reiße hat sie wunderbaar gut durchgemacht. Vielleicht hätt es Ihr herts erleuchtert, wenn sie geweint und geschrin hätte wie andere Weiper; aber Sie liß kein word der glage oder der bite laut werden, und ich durft Ihr nichts sagen von der gefar, in der Sie schwebte. Jetzt sol nicht besonters mehr zu firchten sein, und Sie brauche nur noch ruhe. So jetzt zum gescheft. Für das stinkende fas, das uns hieher gebracht, habe ich fünfzig pfund in gold zalen und eine verschreibung für eben so vil hergeben missen. Ich schike hier eine anweißung zum ausfillen, einen Proken für die Pluthunde, nur sollen sie um Gottes willen meine armen Leide schonen. Meine eigene bekante ehrenhavtikeid solte Ihnen zu staten kommen; aber ist dis nicht der vall, so kauft sie ab, und wenn ich darüber verhungern solte. Ich bin ja der lezte im fidicumis, und da ich kein kind habe, so kan ich verkaufen, wenn sich die mitel nicht auf andere weiß aufpringen lassen. Freilich wolt ich mir liber die rechte hand abhauen als dis. So nichts meer von

Eurem dankbaren und gehorsamen Diner

Thomas Danvers."

„Er scheint doch kein ganzer Wicht gewesen zu sein, da

er wenigstens einiges Gefühl für seine Frau zeigt", bemerkte hiezu Lady Danvers. „Ich hoffe, er setzt ihr mit keinen weiteren Verfolgungen zu. Was meint er wohl mit den Bluthunden?" — Diese Frage beantwortete sich in einem vergilbten Papierstreifen, der aus dem zunächst von uns geöffneten Couvert fiel. Wir lasen darauf folgende Aufzeichnung.

Dem Obersten Kirke. . . 500 Pfund
Seinen Offizieren . . . 200 „
Zu Befriedigung seiner Leute 100 „

Dies war indeß nur ein Theil des Preises, welchen Penelope's begeisterte Aufnahme des Herzogs ihren Gatten gekostet hatte, und das einzige Mittel, durch das Sir Thomas hoffen durfte, seiner unschuldigen Pächterschaft die Folgen ihrer aufrührischen Handlung zu ersparen. Winke über unerbittlich Strenge gegen alle Begünstiger von Monmouth's Verrath hatten ihn außerdem veranlaßt, in aller Eile seine Gattin fortzuschaffen, da sie sonst wahrscheinlich vor die blutigen Assisen gestellt worden und ihr dasselbe Schicksal zu Theil geworden wäre, wie der armen Alice Lisle. Man ersieht aus seinen Briefen, daß er fürchtete, ein Haftbefehl könnte ihr sogar nach Schloß Ballymore folgen, und ihr Vater war in so großen Schreck gerathen, daß er aufs Land ging und alles aufbot, um von sich den Argwohn abzulenken, als habe er bei ihrer Flüchtung mitgewirkt. Oberst Chetwynd handelte für Sir Thomas und mußte bei Churchill und Feversham allen seinen Einfluß geltend machen, bis es ihm nur gelang, höheren Orts seinem Vermittlungswort Gehör zu schaffen. Es galt, nach rechts und links Gold auszustreuen, an Halifax, an Jeffreys, an Vater Petre und an „die Ladies", um es so weit zu bringen, daß man aus Rücksicht auf die Loyalität und die früheren Dienste des Sir Thomas Danvers das Vergehen seiner Gattin blos mit zehntausend Pfunden büßte. Aber mehr als die gleiche Summe hatte aufgewendet werden müssen für

Bestechungen, und da sichs dabei selbstverständlich um Baarsummen handelte, so sah sich Sir Thomas genöthigt, sein väterliches Erbgut zu verpfänden, große Stücke davon zu verkaufen und den Haushalt in Highbury ganz aufzugeben. Die Schwierigkeiten wurden noch erhöht durch die Schulden, welche aus der Zeit seines Junggesellentreibens und aus den unglücklichen Monaten der auf den Tod seines Kindes folgenden Zügellosigkeit stammten. Die Belege dafür ergeben sich aus den Schriftstücken, welche einen Theil der regelmäßigen Familienakten bilden, unter denen sich an Korrespondenz nichts vorfindet als ein einziger Brief an den Obersten Chetwynd, die Weisung enthaltend, daß die Gemälde und anderes Mobiliar nach Schloß Ballymore geschafft, die alten Dienstleute aber mit Pensionen abgefunden werden sollen. Auf dem dicken alten Papier sieht man noch die Spuren zweier großer Thränen, ein rührender Beweis, welchen schweren Kampf der Auftrag den rauhen lebenslustigen Mann gekostet hatte. Augenscheinlich war seine Erziehung nach dem allgemein beliebten Grundsatz des 17. Jahrhunderts geleitet worden, in Folge dessen man die Söhne der Landedelleute in wilder Unwissenheit heranwachsen ließ, denn seine Briefe lassen nicht viel von einer Schule merken und müssen ihn gleichwohl eine Welt von Mühe gekostet haben. Mit unseren Vorstellungen von einem Gentleman ist es kaum vereinbar, daß er wie ein Bauernknecht schreibe, wie ein Packträger trinke und wie ein Reiter fluche; doch lassen sich dem Sir Thomas einige der wichtigsten Eigenschaften eines solchen nicht absprechen, wenn wir seine Antwort auf einen Brief lesen, in welchem Oberst Chetwynd seine und der Lady Franciska Ansicht dahin ausspricht, daß der Aufwand, welcher durch Penelope's Thorheit herbeigeführt worden, aus dem eigenen Vermögen derselben bestritten und darüber mit ihr und ihrem Vater verhandelt werden sollte, um so mehr, da dies geeignet sein dürfte, ihre Gesinnung gegen ihren

Gatten wesentlich zu verändern. Er erwidert darauf: „Zu diesem forschlag sage ich Nein. Ich will die schande meines Königs gegen keinen Einzigen Whig mehr ploßstellen, als eben durchaus Nethig ist. Auch soll mein weip nicht erfaren, waß sie mich gekostet hat. Waß sie mir nicht geweren will aus liebe und plicht, soll nicht erkauft werden durch einen preuß oder durch opligazion, die nicht einmahl Vorhanten ist. Es ist sache des mans, seine frau zu reten. In irem kleinen Kerber ist vil graft und Kurasch, und wenn das unglik uns einmahl zusamen gefirt hat, so lest sich das nicht meer endern. Es geht langsam mit ir zum besern; doch ist sie noch so leident, das ich es nicht wage, ir alles zu sagen, waß under iren freinden vorgegangen, oder in welcher gefar sie geschweppt hat, die, Gott und eich sei es getangt, jetzt voriber ist. Dazu komt, das ich in meiner wut iber den vorschupp, den sie dem Verad geleustet, einen ibereulten eid schwur, das meines Vaters dach niemand schuz verleuhen solle, der einen vereder dahin gepracht, und es scheint, das ich beim word genomen bin. So nichts mehr Davon."

Dieser Brief wurde im August geschrieben. Mit Penelope's Wiederherstellung muß es sehr langsam gegangen sein; denn wir finden erst in der Mitte Septembers wieder ein Schreiben von ihr, welches beweist, daß sie von allen Vorgängen in England nichts erfahren hat. Auch von Franciska sind aus jener Zeit wenige Briefe vorhanden, sei es, weil man ihr das Schreiben untersagt hatte oder sie ihre Schwester nicht beunruhigen wollte. In diesem ersten Brief sagt Penelope, sie glaube, daß sie wieder zu Kräften komme; doch gehe es nur sehr langsam, obschon sie fühle, daß die Seeluft günstig auf ihre Brust wirke und sie daher der Hoffnung Raum geben könne, bald wieder gesünder als je zu sein, wenn nur nicht ihr Herz so krank wäre. Ueber das Schicksal des Herzogs von Monmouth ist sie sehr in Sorge; doch meint sie, der König könne nicht allzuhart

gegen seinen eigenen Neffen sein, und bittet Franciska um baldige ausführliche Nachrichten. Was sie selbst betreffe, so sei es klar, daß ihr Mann sich Mühe gebe, sie durch Schmeichelei und freundliche Behandlung zu begütigen; denn er habe während ihrer Krankheit alle ihre Zimmer herstellen, möbliren und mit Büchern und Gemälden versehen lassen, so daß sie in Highbury zu sein glauben könnte, wenn sie nicht von ihrem Fenster aus die umheimliche Aussicht auf Felsen und Meer hätte. — In ihrem nächsten Schreiben erwähnt sie, daß sie endlich durch die Worth Nachricht erhalten von dem Schicksal des unglücklichen Monmouth, von den Schrecken des Fevershamschen Feldzugs und von Jeffrey's Blutgerichten, Schauerereignisse, die sie anfangs nur für Uebertreibungen halten wollte, bis ihr Sir Thomas auf ihre Bitte die Wahrheit sagte und sie die betreffenden Neuigkeitsbriefe lesen ließ. — „Er sah mich mit ungewöhnlicher Milde an und sagte: ‚Ja, Madam, es ist nur zu wahr, daß man mit höllischer Grausamkeit gewirthschaftet hat. Unsere eigenen Leute sind, Dank sei es dem guten Chetwynd, entronnen; aber es ist am besten, wenn Ihr mich mit keinen weitern Fragen bedrängt.‘ ‚Ist es denn möglich‘, erwiderte ich, ‚daß auch Ladies vor Gericht gestellt und einem schmählichen Tod überliefert wurden?‘ ‚Ja wohl‘, antwortete er, und dann wollte ich wissen, wie es zugegangen, daß ich verschont geblieben sei. Er entgegnete darauf mit einem Lächeln, daß er zeitig gewarnt worden sei und zudem mit Geld sich viel ausrichten lasse. Auf meine Frage, ob er aus diesem Grund mich so hastig hierher gebracht, ließ er den Kopf hängen und sagte, er würde nicht so gehandelt haben, wenn es nicht durch die dringlichste Nothwendigkeit geboten gewesen wäre. Als ich zu wissen verlangte, warum er mir nicht den wahren Grund unserer Reise mitgetheilt, antwortete er, so lange er im Zweifel gewesen, ob wir nicht verfolgt oder in Bristol angehalten würden, habe er mich nicht durch die ganze Dring-

lichkeit der Sache in Schrecken setzen wollen. So ist's mit diesen Männern. Wäre es nicht viel besser gewesen, ich hätte gewußt, daß ich vor meinem blutdürstigsten Feind fliehe, statt daß ich in unsäglicher Angst vor seinen finsteren Planen lebte? Wir saßen eine Weile schweigend bei einander. Es war mir jetzt klar, daß ich ihn unrecht beurtheilt und daß ich nächst Gott ihm meine Rettung zu danken hatte, während ich so wenig gethan, um von ihm so viele Sorge zu verdienen. Ich rückte ihm näher und sagte: ‚Es thut mir leid, Herr, daß mein Eifer Euch so viele Sorge und Ungelegenheiten gemacht hat.‘ Darauf ergriff er mit plötzlicher Hast meine Hände und sagte: ‚Es thut Euch leid, Madame?‘ Ich zog meine Hände zurück und entgegnete: ‚Ja, daß Ihr um meinetwillen Mühe hattet; aber was ich nicht bereut haben würde, wenn jene Sache triumphirt hätte, kann ich auch nicht bereuen, nachdem sie grausam und blutig niedergeschlagen worden ist.‘ Nun ging er einigemal im Zimmer auf und ab, kam dann zu mir zurück, unterdrückte ein unheiliges Wort, das ihm schon halb über die Lippen geglitten war, und sagte: ‚Ihr habt Euren eigenen Geist, Madame, und es liegt Vernunft in Eurer Rede. Wir beide haben einander etwas zu verzeihen. Machen wir einen frischen Anfang und versuchen wir, ob wir in Zukunft nicht mehr eines Sinnes sein können.‘ Nun wäre es aber ein Verrath an meinen Grundsätzen gewesen, wenn ich zugestanden hätte, ich habe unrecht gethan, als ich auf die Seite der protestantischen Sache getreten; ich beugte deshalb mein Haupt und sagte: ‚Ich werde Euch gehorsam sein in allen erlaubten Dingen.‘ Doch sieh nun, was mir dafür zum Lohne wurde. Er stampfte mit dem Fuß auf den Boden, stieß einen schrecklichen Fluch aus und rief: ‚Es wäre mir zehnmal lieber, Ihr rastet wie der ärgste Hausdrache, als daß Ihr mich durch diese verwünschte Unterwürfigkeit zur Verzweiflung bringt.‘ Dann schoß er fort, und ich habe ihn seitdem nicht mehr gesehen; doch bin

ich fest entschlossen, er soll es nicht erleben, daß ich's in meiner Pflicht und in meinem Gehorsam als Weib fehlen lasse, und ich werde meinen Platz im Haus und in der Haushaltung wieder einnehmen wie früher. In der That ist mein Geist sehr erleichtert, seit ich die Ursache jener Reise kenne und nicht mehr besorgen muß, daß meiner Religion Gefahr droht, namentlich da auch mit jedem Tag der gute Herr Basildon aus England erwartet wird."

Lady Danvers wurde um so unwilliger über Penelope, je mehr Fanny Bewunderung und Theilnahme für ihre Ahnfrau an den Tag legte. Es kam jedoch sogar noch schlimmer; denn in einem späteren Brief, in welchem sie den Blumengarten, der für sie angelegt werde, und den Weg schildert, welchen die Bauern planiren müßten, damit ihr Wagen nicht stoße, spricht sie sich folgendermaßen aus: „In alledem erweist sich Sir Thomas sehr freundlich und gutherzig; ja er scheint, wenn ich nur einen Wunsch ausspreche oder ein Wort des Dankes laut werden lasse, so erfreut zu sein, daß ich bisweilen fürchte, er könnte sich's bei dem Mangel anderer Beschäftigung in den Kopf setzen, mich zu lieben. Dies würde mich aber all der kleinen Freiheit und des Friedens, den ich habe, berauben, und ich lasse mir deswegen angelegen sein, ihn bei jener Gleichgiltigkeit zu erhalten, die für ein solches Paar wie wir allein passend ist. Erdenglück gibt es nur für dich, meine liebe Schwester." — „Ein schreckliches Weibsbild!" rief Lady Danvers. „Ich wollte, Jeffreys hätte sein schlimmstes an ihr gethan. Ich mag gar nichts mehr von ihr hören." — Die spätern Briefe handeln hauptsächlich von Penelope's häuslichen Sorgen und der Noth, welche die Worth mit den irischen Dienstboten habe. Des Sir Thomas geschieht nur selten Erwähnung. Ihre Kälte scheint ihn veranlaßt zu haben, sich vornämlich an die Gentry der Nachbarschaft anzuschließen und an ihren Jagdpartieen, ihren wilden Gelagen theilzunehmen, die wahrschein-

lich noch um einige Grade toller waren, als die seiner alten Freunde in Somersetshire.

Im Frühling 1688 rückte Oberst Chetwynd zum Generalmajor vor, und nun willigte Lord St. Giles ein, daß die Vermälung stattfinden sollte, vielleicht in dem Vorgefühl, daß die Whigs bald das Uebergewicht gewinnen dürften; denn Jakob trieb es so maßlos, daß eine Reaction nicht ausbleiben konnte. Franciska wurde mit einem sehr schönen Leibgeding begabt, denn Sir Thomas stand noch immer in Ungnade bei seinem Schwiegervater, welcher sich einredete, der Zustand von Highbury rühre hauptsächlich von der liederlichen Wirthschaft des Baronet her, und der jüngeren Tochter wahrscheinlich noch mehr zugeschrieben haben würde, wenn General Chetwynd nicht großmüthig dagegen Verwahrung eingelegt hätte. In jenem Sommer trat auch zu Ballymore ein wichtiges Ereigniß ein, sofern dem Baronet ein lebendes und lebensfähiges Söhnlein geboren wurde. Der Vater schreibt: „Meine Lady befindet sich wol. Die arme sehle; ich hofe, dis wirt ir widder einige lust am leben geben. Es dut mir im innersten weh, wenn ich sie so treimerisch und melankohlisch seh. Wie sie auch sonst sein mag, an gedult und fremikeit dut es ihr kein anderes weip zugleich." — Ueberhaupt muß sie sich gebessert haben, denn seit jenem Brief, in welchem sie ihrer Furcht vor seiner Liebe Ausdruck gegeben, führt sie keinerlei Beschwerde mehr über sein Verhalten, und einige Tage nach der Geburt ihres Kindes gab sie in einem Punkt nach, der sie keine geringe Ueberwindung gekostet haben mag.

Die Ballymore-Pächter waren meist Schoten, eingeführt in der Zeit Cromwells, als die eingeborne Bevölkerung großentheils ausgerottet wurde; doch hatten sich einige O'Neils und O'Regans nach ihren alten Schlupfwinkeln unter den Felsen zurückgeschlichen und lebten natürlich in fortwährender Todfeindschaft gegen die Eindringlinge. Während jenes aufgeregten

Sommers, als die Gerichtsverhandlung über die sieben Bischöfe und die Geburt des Prinzen von Wales das englische Volk in fieberischer Spannung erhielten, gab Irland nothwendig eine verzerrte Spiegelung der englischen Händel, die nur eine Fortsetzung seiner eigenen waren. So kam es denn auch, daß Sir Thomas, als er eines Tages nach seinem Thal zurückritt, ein wildes Gefecht zwischen Schoten und Irländern auseinander jagen konnte, in welchem ein hübscher junger Mann, Namens Moriz O'Regan, gefallen war. Der Erschlagene wurde mit herzzerreißendem Jammer beklagt von seinem jungen Weibe, der Mutter eines Säuglings, der kaum einige Tage älter war, als der kleine Sprößling der Danvers. Der gutherzige Sir Thomas, der für die arme Wittwe eine große Theilnahme fühlte, bestand darauf, daß sie als Amme seines Söhnleins nach dem Schlosse komme, — und Penelope entschuldigt sich in dem ersten Brief, den sie wieder schreiben konnte, gegen ihre Schwester, daß sie ebensogut aus Gehorsam gegen ihren Gatten als aus Mitleid gegen Mab O'Regan die Dienste einer Papistin und Irländerin angenommen habe: dieselbe sei indeß ein schönes, großes gesundes Weib, spreche ein wenig englisch und wisse so gut mit Kindern umzugehen, daß der kleine Tom besser gedeihe, als sie (Penelope) dies je von einem ihrer Kinder erwartet hätte.

Die Briefe aus dieser interessanten Periode sind spärlich. General Chetwynd, der stets ein treuer Whig gewesen, kam natürlich bei der Revolution in Gunst, während Sir Thomas, mit unvernünftiger altmodischer Loyalität der Krone getreu, an welchem Dornbusch sie auch hängen mochte, sich köpflings in die Torypolitik Irlands stürzte und mit allem Eifer eines unbesonnenen ehrlichen Mannes die Plane Tyrconnels und Melforts zu fördern bemüht war. Der Verkehr muß damals ganz unterbrochen gewesen sein, denn wir finden aus dem Jahr 1689 nur ein einziges Billet von Penelope. Die Schreiberin spricht

sich darin sehr traurig aus und bereitet ihre Schwester darauf vor, daß dieselbe wohl geraume Zeit nichts mehr von ihr hören werde. „Ich darf keine Korrespondenz unterhalten mit Personen, welche als Feinde von meines Mannes Partei angesehen werden“, sagt sie. „Es ist ihm ein hohes Kommando in der Armee zugesagt, die man hier für König Jakob sammelt, obschon er wahrscheinlich als Führer blos den Namen herzugeben hat. Seit Weihnachten ist er nur ein einzigesmal auf Schloß Ballymore erschienen, um zu sehen, wie viel Mannschaft und Geld er zusammen bringen kann. Er ist mir sehr bekümmert vorgekommen; auch scheint er nicht frei zu sein von Mißtrauen gegen mehr als einen von denen, mit welchen er zu handeln hat, so daß ich es wagte, ihm ins Gedächtniß zu rufen, er sei jetzt Vater und dürfe nicht eitel sein Leben aufs Spiel setzen, namentlich einem König gegenüber, der um ihn kaum einen so hochgefährlichen Akt von Anhänglichkeit verdient habe. Er gab mir hierauf zur Antwort, nur ein Schuft könne seiner Privatunzufriedenheit Einfluß gestatten auf die Loyalität, welche jeder Unterthan seinem König schulde, und was die Gefahr betreffe, so müsse man sich eben in den Willen des Himmels fügen. Ich sage Dir dies, liebe Schwester, damit Du sehest, was für ein Mann er in Wirklichkeit ist, und welche große Seele sich unter dem harten Kern birgt, den er seiner Erziehung verdankt. Ueberhaupt ist er jetzt, sowohl in seiner Zärtlichkeit, als in seinem Zorn, weit weniger roh als in alten Zeiten, und erweist sich nie mehr hart gegen mich; auch habe ich ihn seit unserer Hierherkunft nur selten betrunken gesehen oder die früheren Flüche aus seinem Munde gehört; doch benimmt er sich gegen mich mit einer ernsten Zurückhaltung, als sei ich ein Ding, zu dessen Schutz er sich leider verpflichtet fühlt und dessen Schwäche er achtet. Wäre ich zu der Zeit unserer Verheiratung nicht so gegen ihn eingenommen gewesen, so hätten wir uns vielleicht zusammen gefunden und er sich

von den Angewöhnungen abbringen lassen, in denen er jetzt festgewurzelt ist; allein es ist nunmehr zu spät, und meine einzige Hoffnung geht dahin, meinen Knaben so zu erziehen, daß er Freude an ihm erlebe, während ich zugleich bete, daß er seinem Kind erhalten bleibe in diesen schlimmen Tagen."

Die Korrespondenz setzt aus bis zum Juni 1690, um welche Zeit Jakob II. mit seinen französischen und irischen Streitkräften den Süden von Irland besetzt hielt, Wilhelm von Oranien aber mit seinen Truppen in dem County Down stand. General Chetwynd, der vom Hauptquartier nach Ballymore hinüberritt, gibt in einem Brief an seine Frau in England von diesem Besuch folgende Schilderung: — „Ich fand daß Eure Schwester viel besser und kräftiger aussieht, und glaube, daß der erzwungene Aufenthalt in Ballymore ihrer Gesundheit sehr zu statten gekommen ist. Es scheint, sie hat den Platz und die Leute lieben gelernt. Ihr Garten bietet einen lieblichen Anblick inmitten der wilden Landschaft und des Schmutzes, dem man auf allen benachbarten Herrengütern begegnet. Auch höre ich, daß sie und der gute Herr Basildon ungemein viel gutes wirken bei dem umwohnenden Volk, nach Leib und Seele. Sie ist indeß jetzt sehr betrübt und voll Furcht wegen ihres Gatten; denn sein starres Festhalten an dem, was ihm Pflicht zu sein scheint, hat ihn, wie wir stets besorgen mußten, unter die eifrigsten Parteigänger des vormaligen Königs geführt. Unsere Streikräfte liegen zwischen dem Schlosse und dem Feind; Eure Schwester ist daher ganz ohne Kunde, und vieles, was ich ihr von Tyrconnels Bewegungen sagen konnte, war ihr neu. Ihr Söhnlein, ein hübscher pausbäckiger Junge, erinnert an seinen Vater und strotzt von Gesundheit und Leben. Er weigerte sich mich zu küssen, weil ich ein Whig und Papa ausgezogen sei, um mit den Whigs zu fechten. Ich war unbesonnen genug, im Scherz die Frage hinzuwerfen: ‚Und was ist denn deine Mama?‘

Da sah ich aber, wie ihr das Wasser in die Augen trat, und sie sagte zu mir: ‚O Schwager, laßt das Kind nicht ahnen, welche Meinungsverschiedenheit zwischen uns besteht; er soll immer seinen Sohn so treuherzig finden, wie er selbst ist.‘ Sie erkundigte sich viel nach Euch; aber ich merkte wohl, daß ihr ganzes Herz bei ihrem Gatten ist und sie für wenig anderes Sinn hat. Gleichwohl ging aus einem Gespräch, das ich mit dem Kaplan hatte, hervor, daß sie bis auf die letzte Zeit stets auf einen kalten, gespannten Fuß mit einander lebten; auch war er der Meinung, daß dem Baronet viele von seinen schlimmsten Untugenden, namentlich die Unmäßigkeit, abzugewöhnen gewesen wären, wenn sie mehr Freude an dem Umgang mit ihm gezeigt oder sich Mühe gegeben hätte, ihm, so oft er nüchtern nach Haus kam, den Abend zu erheitern; die stetige Gleichgiltigkeit habe ihn nothwendig kränken müssen. Seit er übrigens fort und von Gefahr bedroht sei, lebe sie unablässig in zitteriger Angst um ihn; wahrscheinlich schlage sie das Gewissen.“

Die Nähe der englischen Armee gab den Schwestern, deren Männer in entgegengesetzten Lagern stritten, Gelegenheit zu einem erneuerten häufigen Briefwechsel. Von Interesse ist folgendes kurze Schreiben vom Morgen des 2. Juli, also unmittelbar nach der Schlacht am Boyne. — „Mein theures Leben — ich melde Euch in aller Eile, daß ich nach einem heißen Schlachttag und dem vollständigen Sieg, für den Gott gepriesen sei, vollkommen gesund und wohl bin. Glaubt nicht an die Gerüchte von einer Verwundung des Königs; es war nur eine leichte Schramme, und er ist voll Rührigkeit und Leben. Wenn ich nur auch das gleiche über den armen Danvers berichten könnte, der leider bei dem Angriff der irischen Reiterei gefallen ist. Sein Diener Hazlitt, welcher kurz nachher gefangen wurde, zweifelt nicht an seinem Tod und will gesehen haben, daß einer unserer Dragoner ihm den Schädel gespalten hat. Es ist dies vielleicht das beste Loos, das einem Mann

von seinem hohen Sinn zu Theil werden konnte; denn seine Sache ist gänzlich verloren und seine Partei außer Stande, sich je wieder aufzuraffen. Das Herz blutet mir bei dem Gedanken, daß es mir obliegt, Eurer armen Schwester diese Trauerpost zu bringen. Der König hat mir befohlen, das Kommando der Truppen an der Küste zu übernehmen; wenn ich nun mein Hauptquartier nach dem Schloß verlege, werde ich in der Lage sein, sie gegen Schimpf und Belästigung zu schützen. Da wir eine schleunige Beendigung des Kriegs hoffen dürfen, so kann ich sie vielleicht mit nach London bringen. Ich schließe, denn meine Zeit drängt. Euer

liebender Gatte
Richard Chetwynd."

Am darauffolgenden Tag erstattet er Bericht über den Schmerz der armen Penelope. Wie sehr er sich auch beeilt hatte, war ihm doch das Gerücht zuvorgekommen. Sie empfing ihn an dem Portal mit den Worten: „Ihr braucht nicht zu sprechen, Schwager; ich wußte wohl, daß es so kommen mußte." Er fährt fort: „Als ich sie bei der Hand nahm und auf die Stirne küßte, war sie kalt anzufühlen wie eine Leiche; sie vergießt keine Thräne, aber in ihrem Gesicht liegt ein Ausdruck, als sei alles Leben fort. Sie führte mich nach ihrem Gemach, und ich mußte ihr nun erzählen, was ich von seinem Tod erfahren; als ich ihr mittheilte, ich habe Befehl gegeben, seinen Leichnam aufzusuchen und ehrenvoll hierher zu bringen, dankte sie mir ruhig. Diesen Morgen habe ich sie wieder gesehen; sie zeigt in ihrem ganzen Wesen eine fieberische Heftigkeit und kann nicht genug erzählen, wie zart und liebevoll er gegen sie gewesen, namentlich mit welcher edelmüthigen Nachsicht er sie behandelt nach jener unglücklichen Monmouth-Geschichte; gleichwohl wußte sie nicht viel von dem eigentlichen Sachverhalt, und von seiner Großmuth gegen sie und ihren Vater gar nichts. Sie gerieth förmlich außer sich, als ich ihr den ganzen

Hergang erzählte; zum weinen aber kam sie nicht, obschon die Gewissensbisse sie zu verzehren schienen und sie in dem armen, einfachen, ehrlichen Sir Thomas fast einen heiligen Märtyrer sieht, dem sie nur zu Qual gelebt habe. Sie sagt, dieser Ausgang sei ihr nicht überraschend gekommen, denn sie habe ihn stets vorausgesehen; auch nimmt sie auf alles, was nöthig ist, sorgfältig Bedacht, so daß ich oft fürchte, ihr Gehirn möchte erliegen unter dem Druck, der auf ihr lastet; aber vielleicht hilft ihr der Anblick des Todten zu erleichternden Thränen. Sie hat mir eben das Billet gebracht, das ich beischließe.“ — In diesem Billet beginnt Penelope damit, daß sie ihre Schwester bittet, sie möge in ihrem Namen ihrem Vater danken, daß er ihr einen Gatten gegeben, dessen Werth weit überbiete, was sie je verdient habe. „Jetzt ist alles vorbei“, schreibt sie. „Mein kindischer Stolz und Eigendünkel hat mich blind gemacht gegen den Werth dieses treuen Herzens. Ich war eine schwere Plage für seine Geduld und ein Verderben für seine Aussichten; ja, ich beharrte sogar in meinem störrischen Wesen, trotzdem er kein Wort des Vorwurfs laut werden ließ wegen des Uebels, das ich über ihn gebracht. Er, der mich fast zu Boden schlug für meine Unloyalität gegen den König, den er ehrte, ließ mich mit keiner Silbe die Verheerung ahnen, die durch mich über das Haus seines Vaters gekommen war. Ja, wenn ich es ihm gestattet hätte, würde er sogar angefangen haben, mich zu lieben selbst um des Leides willen, das ich ihm angethan. Und nun kann ich's nie mehr an ihm gut machen. Meine Thorheit führte ihn sicher unter diese Intriguanten, damit er in ihrer verlorenen Schlacht umkomme. Was bin ich daher anders, als seine Mörderin? Ich weiß nicht, was ich sage, liebe Schwester; aber Du und Dein guter Gatte, die Ihr ihn gekannt habt — Ihr werdet Mitleid mit mir haben und für mich beten, daß ich eines Tages im Himmel ihn wieder sehe und seine Verzeihung erringe. Das ist der einzige Gedanke,

der mich noch aufrecht erhält; und doch muß ich leben, denn von wem könnte sonst sein Kind lernen, was es für einen Vater hatte?"

So spricht sich Penelope am 3. Juli aus. Am vierten schreibt der General: — „Diesen Morgen erscheint mir Eure Schwester sehr verändert. Gestern abend war sie das Bild stiller, bekümmerter Ruhe, und heute zeigt ihr Auge, das gestern so matt und todt gewesen, einen seltsamen Glanz, ihre Wange eine unnatürliche Röthe; es brechen Thränen hervor, sie bewegt sich in unsteter, zitteriger Hast umher, und abgerissene Worte gleiten über ihre Lippen. Entweder ist dies ein befremdlicher Ausdruck von Leidenschaft, oder sie hat eine geheime Nachricht erhalten. Ich kann mich hierüber nicht weiter aussprechen, und Ihr selbst werdet klarer sehn, wenn ich Euch mittheile, daß ich in ihrer Gegenwart sagte, ich sei nicht hier als ihr Schwager, sondern als königlicher Offizier, und wenn ich höre, daß irgendwo ein Rebell verborgen sei, so müsse ich meine Pflicht thun."

Das begleitende Schreiben trug ein großes, gutabgedrücktes schwarzes Siegel; es begann wie folgt: — „Meine liebe, meine einzige Schwester — Du bist kein oranischer Offizier und sollst hören von meiner Freude, meinem Dank. Ich habe ihn zurück, zwar krank, verwundet und voll Schmerz; aber er kennt mich, duldet mich um sich und ist, wie ich hoffe, im Stand, mir zu verzeihen. Jetzt kann ich Gott danken, jetzt kann ich wieder beten, jetzt werde ich alles ertragen können, was der Herr über mich kommen lassen mag. Er ist barmherziger gegen mich gewesen, als ich verdiente, und hat meine Reue, die Thränen, welche während dieser langen Monate geflossen sind, angenommen. Ich vertraue mit Zuversicht auf ihn, daß er mir das Leben meines lieben Gatten schenken wird; aber selbst wenn er das schlimmste über mich beschlossen haben sollte, so könnte ich es jetzt besser tragen, wenigstens im Frieden und mit dankerfüllter Hoffnung sterben. Doch er wird mir erhal-

ten bleiben; es ist nur eine Wunde in der Schulter, die nicht tödtlich sein kann, und die Todesschwäche hat sich schon jetzt gelegt. Ich darf erst wieder zu ihm, wenn es nacht ist, und kann es nicht wagen, mit Deinem Gatten oder irgend jemand sonst zu sprechen, damit mich meine Freude nicht verrathe. Darum habe ich mich in meinem Zimmer eingeschlossen, um Gott dankbar zu preisen und Dir zu schreiben. Die Sache ging folgendermaßen. Ich hatte Basildon, nachdem er die Gebete gesprochen, wie auch dem General gute Nacht gesagt und mich nach meinem Schlafgemach begeben, zum Glück auch das Anerbieten der Worth, bei mir zu wachen, abgelehnt. Das arme Weib, ich kann ihren Anblick kaum ertragen, wenn ich bedenke, wie niedrig es von mir war, daß ich ihr gestattete, mir schlechte Berichte von meinem lieben Gatten zu hinterbringen. Ich sagte, man solle mir mein Kind ins Bett geben, denn nichts wirke schmerzstillender für mich, als wenn ich den Knaben an meine Brust drücken könne; und so ertheilte ich ihr den Auftrag, Mab mit dem Kleinen herauf zu schicken. Die arme Worth! sie liebt mich, denn obschon sie Mab nicht leiden kann, ließ sie doch keinen Laut der Unzufriedenheit fallen. Als sie fort war, kam Mab auf den Zehen herein geschlichen, und wie ich mich nach dem Knaben umsah, sagte sie mit an die Lippen gelegtem Finger: ‚Ich bringe Euch etwas besseres, als ihn, meine liebe Lady.‘ Und dann erzählte sie mir, ihr Schwager Feargus O'Regan sei dagewesen und habe gemeldet, mein lieber Gatte befinde sich in seiner Hütte, bis zu welcher er von der Schlacht aus, wo er verwundet worden, sich geschleppt habe. Sie hatten die alte Schilah O'Brien, die sehr geschickt sein soll in Wunden, herbeigerufen, und Feargus war hierher gekommen, um Linnen, Verbandzeug, Lebensmittel und andere Erfordernisse zu holen. Die O'Regans hegten eine so üble Meinung von mir, daß sie mich den Zustand meines armen Gatten gar nicht wollten wissen lassen; aber Mab (Gott segne

sie dafür) kannte mich besser. Nachdem sie mit allem, was sie in der Eile zusammenraffen konnte, Feargus fortgeschickt, wartete sie ab, bis das Haus ruhig und die Worth auf ihrer Kammer war, um sich wegen des weiter nothwendigen an mich zu wenden. Es erscheint mir jetzt fast lächerlich, mit welcher Behutsamkeit wir nach dem Leinwandschrank hinschlichen, und wie segnete ich die sonst so oft gerügte Nachlässigkeit der irischen Dienstboten, als ich die Speisekammer offen fand. Doch wie könnte mir ein Lachen einfallen, wenn ich denke, daß mein Gatte hinter der Hütte in einer Art Höhle liegt, in einer Schlucht unter dem Schloß. Es ist der Platz, wo die Irländer ihren Whiskey brennen, eine sichere, aber über allen Begriff erbärmliche unsaubere Oertlichkeit. Ich konnte anfangs nichts sehen wegen des Torffeuers, daß vorn brannte; doch hörte ich ein Stöhnen, und als ich hinter den Rauch gelangte, sah ich bei dem trüben Kerzenlicht meinen lieben Gatten in den Armen des alten Regan, während die Schilah die Wunde in seiner rechten Schulter untersuchte. Er war vor Schmerz bewußtlos geworden. Da die alte Schilah nicht englisch versteht, so konnte ich nur durch Mab erfahren, daß sie nicht an ihm verzweifle; auch wußte ich nicht, ob dies nur gesagt war, um mich zu trösten. Nachdem das alte Weib ihre grausame Arbeit beendigt hatte, machten wir ihm ein Bett mit dem, was Feargus mitgebracht; denn obschon die guten Geschöpfe ihr bestes gethan, bestand sein Lager doch nur aus schmutzigen, ekelhaften Lumpen. Dann netzte ich seine Lippen an und befeuchtete sein Gesicht mit Essenzen, wodurch er soweit wieder auflebte, daß er die Augen öffnen und mich ansehen konnte; doch schloß er sie schnell wieder vor Erschöpfung. Mab sagt mir, seine Wunde sei nicht gefährlich; aber sie muß sehr schmerzen oder durch das alte Weib schmerzhaft gemacht worden sein; denn während meiner Anwesenheit stöhnte er ohne Unterlaß, so daß es mir tief ins Herz schnitt. Er war so erschöpft, daß

er mehr schlummerte als wachte; doch wälzte er sich und ächzte sogar in seinem Schlaf, als könne er nicht zur Ruhe kommen, und ich kniete rathlos neben ihm, zu Gott um Erbarmen flehend. Einmal, es war früh am Morgen, schaute er zu mir auf und fragte, warum ich weine; denn es scheint, die Thränen sind mir über die Wangen niedergeflossen, ohne daß ich es wußte. „Ueber Eure Schmerzen", gab ich zur Antwort; und er schloß die Augen, wie wenn schon mein Anblick ihn erschöpft habe; doch kam es mir vor, als ob er nachher ruhiger schlafe und weniger stöhne. Die Sonne war kaum aufgegangen, als Mab und Feargus kamen, um mich zu holen, damit mich die Worth in meinem Bette fände. Ich beugte mich über ihn hin und küßte ihn; da streckte er seine Hände aus, hielt mich fest und sah mich mit einem Blick an, wie wenn er mich nicht mehr fortlassen wolle; aber Mab und Feargus drängten mit Gewalt an mir. Erst nachts, wenn alles stille ist, darf ich zurückkehren, und diese langen, langen Stunden muß er daliegen ohne eine bessere Pflege, als wie sie die alte Schilah und Feargus ihm gewähren können. Der Hieb über den Kopf ist nur hauttief, und die Kugel in seiner Schulter hat keinen lebensgefährlichen Theil getroffen. Man versichert mich, es sei keine Gefahr vorhanden, wenn nicht Fieber oder Brand eintrete, was Gott in Gnaden abwenden möge."

Hier fragten wir, ob man noch den Platz kenne, an dem Sir Thomas verborgen gewesen. O ja. Hatte man uns den „Lady-Sprung" noch nicht gezeigt, einen Lieblingsspaziergang für solche, die sich nichts aus dem Klettern machten? Nein; aber wir wollten diesen Nachmittag darauf verwenden und lenkten unsre Schritte dahin, „auf demselben Wege, den die arme Lady Penelope begangen haben mußte", bemerkte Fanny enthusiastisch; aber unser Wirth entgegnete lachend, daß der gegenwärtige Weg von seinem Vater angelegt worden sei; er erinnere sich noch, daß derselbe früher viel wilder gewesen; in

einer Zeit, in welcher man noch nichts von romantischen Gegenden gewußt, habe man in ihm nur einen Tummelplatz für Knaben und Ziegen gesehen. — Es war ein lieblicher Spaziergang, der durch Felsen und Gestrüpp nach der plötzlich jäh abfallenden Schlucht hinführte; im Grunde tosete ein Bächlein, das mit starkem Fall dem Meere zueilte. Klippen, Birken, Bergeschen, Ginster, Heidekraut, Farren und Waldreben bekleideten die Seiten, so daß eine mit der Oertlichkeit unbekannte Person die Schlucht kaum gefunden haben würde, selbst nicht unter der Führung des rauh ins Gestein eingehauenen, nur halbvollendeten Pfades, der schräg an dem Absturz hinführte und noch immer steil genug war, um Fanny Danvers, die vom Klettern keinen Begriff hatte, Angst einzuflößen. Dies gab Anlaß, viel über sie zu lachen; doch brachte man sie unter gelegentlicher Beihilfe wohlbehalten in den Einschnitt hinunter, der parallel mit dem Lough dahin lief und unter der Deckung einer ungeheueren, das nördliche Vorgebirge herstellenden Felsenmasse vermittelst eines eigenen kleinen Gestades sein Bergwasser in die Bucht abfließen ließ. Hinten standen in der Mitte reichen Weidegrunds und schlecht bebauten Ackerlandes zwei oder drei alterschwache Hütten, umgeben von Pferden, Kühen, Schweinen, Geflügel und Kindern, so daß man sich recht gut in Penelope's Zeit zurückversetzt fühlen konnte. Der Platz war so abgeschieden, daß man sich kaum vorzustellen vermochte, wie sie nach demselben gelangt war. Auf der andern Seite fiel die Wand allerdings nicht so schroff ab und ließ einen rauhen Fahrweg für Karren unterscheiden; allein um zu demselben zu gelangen, hätte man von dem Schloß aus zwei bis drei Stunden gebraucht, obschon die Schlucht selbst kaum ein Viertelsmile davon ablag. — „Euer Ehren meint den Ladysprung?“ sagte eine schöne Barfüßlerin, die zu einem Portrait der Mab O'Regan hätte sitzen können. „Der ist dort bei den blauen Steinen, über welchen die Esche steht. Ja, gnädige

Frau, dort war es, wo, wie ich oft Tim's Großmutter erzählen hörte, ihr Urgroßvater Nacht um Nacht die Lady hinunterbrachte. Er und seine Schwester Mab O'Regan halfen ihr oder trugen sie abwechselnd vom Stein zum Felsblock, vom Busch zum Stein; und sie war, wie ich höre, eine so scheue, feine englische Lady, die kaum je ihren Fuß über den Garten hinaus gesetzt hatte. Aber sie klagte nie, wurde nicht schwindlich und schien gar nicht zu sehen, was für einen Weg sie machen mußte; kein Wunder, denn war nicht ihr Herz bei dem, der unten lag? Ja, Euer Ehren, dies ist die Höhle, wo er sich vor den Orangemännern versteckt hielt und wo die Lady ihn alle Nacht abwartete, ohne daß seine Feinde es merkten."

Wir konnten uns jetzt eine gute Vorstellung machen. Hier war die niedrige Höhle, und Sir Bernard wies aus den Trümmern und den Marken im Felsgestein nach, daß vor derselben die Hütte gestanden hatte, für welche erstere so zu sagen nur ein inneres Gemach gebildet, dessen Zugang sich durch ein Möbelstück oder einen Haufen Futter leicht versperren ließ. Wahrscheinlich war die Oeffnung in der Regel offen; aber welch ein Stinkloch muß die Höhle für die zarte asthmatische Penelope gewesen sein! Gleichwohl scheint sie dies eben so wenig beachtet zu haben als den schauerlichen Pfad, auf welchem, mit den bloßen Füßen katzenartig kletternd, die treue Mab und Feargus sie mit ihren starken Armen unterstützten, Schutzengeln gleich, die wahrscheinlich unsichtbar sie gleichfalls umschwebten. — „Macht dies nicht alles wieder gut, Lady Danvers?" fragte Fanny eifrig. — „Ich weiß nicht, meine Liebe", versetzte die Lady. „Jede treue Frau würde so gehandelt haben, und sie hatte in der That sehr viel gut zu machen." — Wir kehrten mit gesteigerter Begier zu unseren Papieren zurück, denn zum Glück für uns hatte Penelope gegen ihre Schwester den Gefühlen Ausdruck gegeben, die sie niemand anders vertrauen konnte.

„Meine liebe Schwester wird sich freuen, wenn sie hört, daß sich mein theures Herz viel besser befindet; er hat gestern fast den ganzen Tag geschlafen und fühlt weniger Schmerz, obschon er noch sehr schwach ist. Als ich in der letzten Nacht zu ihm kam, streckte er mir die Hand entgegen und rief freudig: „Es ist also kein Traum gewesen.“ Und als ich ihn mit einem Kuß grüßte, sagte er ohne Ahnung davon, wie tief mir seine Worte in die Seele schnitten, daß er jetzt an die Umarmung der letzten Nacht glauben könne, die erste, welche ich ihm je aus freiem Antrieb zu theil werden ließ. Und wir sind nun schon sieben Jahre mit einander verheiratet! Oh, pfui über mich, die ich ihn so behandelt habe, daß er mir dankbar war für diesen einzigen ärmlichen Kuß. Er sagte, während des ganzen gestrigen langen Tags habe er im Wachen und Schlafen stets sich mit dem Gedanken abgequält, ob es nicht blos ein köstlicher Traum gewesen, daß er zu sehen glaubte, wie ich ihn gepflegt und um ihn geweint; denn da die Regans und Schilah nicht englisch verstanden, so konnte er sie nicht fragen und auch sich nicht klar machen, was sie sagten. Er versicherte mir, daß er jetzt zufrieden sterben könne; denn seit dem Tage, an welchem er Zeuge gewesen, wie Mab um ihren Gatten wehklagte, habe er jeden Mann beneidet, den sein Weib so betraure, und schon durch den Anblick einiger Thränen von mir sei ein Frieden in seinen Schlummer gebracht worden, als ob er jetzt die herbste Bitterkeit überwunden hätte. Ich bat ihn, so gut ich konnte, um Verzeihung; er aber wollte mich nicht anhören, sondern sagte, das sei alles längst vorbei, und ich möge ihn nicht mit solchen Reden quälen. Allmälig erzählte er mir auch, wie er entkommen; von der Schlacht selbst wollte er nicht sprechen, denn es schmerzte ihn tief, daß so viele Treue und Tapferkeit nutzlos aufgewendet wurde für einen König, der, wie er jetzt zugibt, von allen, welche je auf einem Throne gesessen, am übelsten berathen gewesen sei. Er wurde bei dem

ersten Reiterangriff verwundet, achtete aber wenig darauf, so lange er mit den übrigen Offizieren den Rückzug decken konnte, bis er von einem Dragoner niedergehauen und überritten wurde; er glaubt, das halbe Regiment müsse über ihn weggegangen sein, so sei er am ganzen Leibe zerbeult und zerquetscht. Nachdem er eine geraume Weile besinnungslos dagelegen, kam endlich das Bewußtsein wieder; alles war stille um ihn her, und er sah sich allein, bis auf einige arme Schelme, die sich in einer noch übleren Lage befanden, als er selbst. — Der Umstand, daß die Schüsse aus der Ferne klangen, ließ ihn schließen, daß die Verfolgung jetzt weit ab vor sich gehe. An ein Aufsuchen des Hauptquartiers war nicht zu denken, und da er dienstunfähig war, so nahm er sich vor, sich nach Haus zu schleppen, ehe er durch seine Wunden ganz steif geworden. Er traf bald auf einige Irländer der ärmsten Klasse, wußte aber wohl, daß er nichts von ihnen zu fürchten hatte, sobald sie die weiße Kokarde sahen. Einer derselben, ein gutherziger Bursche, half ihm nach seiner Hütte, verband, so gut es gehen wollte, seine Wunden, stärkte ihn mit Whiskey und steckte ihn in einen Bauernkittel; auch führte er ihn, da er wohl sah, daß der arme Mann allein nicht weiter kommen konnte, auf Nebenwegen wohl fünf Miles weit, bis er ihn einem anderen ehrlichen Kerl in Obhut geben konnte. Von Annahme einer Geldbelohnung war keine Rede, und mein Gatte brachte neben der Uhr seine Börse so voll mit heim, als sie vor der Schlacht gewesen; allein die guten Menschen müssen aufgesucht und belohnt werden, sobald es ohne Gefährdung ihrer eigenen Sicherheit geschehen kann. So kam er auf geheimen Pfaden von einer Hand zur andern, meist die Küste entlang, bis endlich ganz in der Nähe seiner Heimat seine Kräfte erlagen, und hier mußten sie finden, daß unser Haus in der Gewalt des Feindes sei (verzeih mir diesen Ausdruck, liebe Schwester, aber ich kann kein anderes Wort finden). Mein armer Sir Thomas

setzte sich unter einer Hecke nieder, von der aus er die Lichter des Schlosses sehen konnte, während sein freundlicher Begleiter sich entfernte, um mit den Regans rathzuschlagen. Hier fiel er in Ohnmacht, so daß er nicht weiß, auf welche Weise er in die Höhle gelangt ist; er muß jetzt noch einige Tage in derselben liegen bleiben, und dann weiß der Himmel, was wir ferner anfangen. So weit hat mich mein Stolz und mein Starrsinn gebracht, daß ich meine einzigen glücklichen Stunden in dieser Höhle finde und nichts so sehr fürchte, als den Augenblick, wann er sie verlassen muß. — Nichts, habe ich gesagt? Ach, leider quält mich noch eine schlimmere Furcht. Dein freundlicher General verlangte mich zu sprechen, als ich dies schrieb. Er sagte mir, ohne mir ins Gesicht zu sehen, daß alle Nachforschung nach der Leiche vergeblich gewesen und Hazlitt weinend zurückgekommen sei mit der Nachricht, daß er sich auch nicht unter den Rebellen befinde. ‚Dies läßt einigermaßen hoffen', fügte er bei, ‚daß er irgendwo versteckt ist, und gebe Gott, daß mir seinen Schlupfwinkel niemand verrathe. Ich bin indeß gekommen, um Euch mitzutheilen, daß der König am neunten Juli in Dublin eine Dankfeier für den Sieg abhalten wird. Wenn Ihr ihm nun mit Eurem Söhnlein an der Thüre der St. Patricks-Kathedrale entgegentretet und ihm ein Bittgesuch um die Begnadigung unsers guten Danvers überreicht, so zweifle ich nicht, daß ihm Eure bekannte Anhänglichkeit an die protestantische Sache einen willkommenen Anlaß geben wird, an meinem armen Schwager Milde zu üben.' Was konnte ich anderes thun, als ihm danken und sagen, daß ich mir die Sache überlegen wolle? Ich wagte es nicht, ohne meines Gatten Zustimmung auf eigene Faust zu handeln, und doch würde ich mich glücklich gefühlt haben, wenn meine frühere Unbesonnenheit das Mittel geworden wäre, ihm Straflosigkeit zu erwirken. Der General hat das Concept der Petition für mich aufgesetzt und mir versprochen, mich dem König vor-

zustellen und das Wort für mich zu nehmen, wenn ich mich zu der Reise entschließen könne. Thue ich's nicht, so schwebt mein lieber Gatte unablässig in Gefahr, von dem nächsten besten wilden Soldaten, der ihn findet, niedergeschossen zu werden, und dem Schwager selbst bleibt, wie er sagt, keine andere Wahl, als ihn den Gerichten zu überliefern, sobald ihm angezeigt wird, wo der Flüchtling sich befindet. Der General ist wohl die Güte selbst und will weder sehen noch hören; allein er hat stets zwei Adjutanten und vier Ordonnanzen um sich; auch gehen Couriere ohne Zahl ab und zu, und zu meinem größten Unglück habe ich fast nur englische oder schotische Dienstboten im Haus, die den Tories feindlich gesinnt sind, so daß ich niemand trauen kann, als meiner lieben Mab und dem armen Hazlitt, mit dem ich eben gesprochen. Er ist überglücklich, hält aber die Irländer für verrätherisch, und es drückt ihm schier das Herz ab, daß sein Herr sich in ihrer Gewalt befinden soll. Ach, wenn Sir Thomas nur einwilligte in das Gnadengesuch — welche glückliche Tage könnten wir noch haben."

„7. Juli. — Es ist, wie ich fürchtete, meine theure Franciska. Mein Mann will nichts von einem Begnadigungsgesuch hören. Zuerst lächelte er und sagte, was damit gewonnen wäre; denn mit Gottes Hilfe würde er bald dasselbe Verbrechen wieder begehen und dann vielleicht in der Lage sein, nicht für sich selbst, sondern für den guten Chatwynd um Gnade zu bitten. Dann theilte ich ihm mit, was ich bisher vor ihm geheim gehalten, die Einschiffung des Königs nach Frankreich nämlich und die Uebergabe Droghedas und anderer Städte, auch daß man meine, Kinsale und Limerick würden sich nicht länger halten, als bis die darin liegenden Edelleute durch die Kapitulation sich einen ungehinderten Abzug nach Frankreich gesichert hätten. Dies machte ihn nachdenklich und bekümmert; er fragte mich nach weit mehr Gentlemen, als ich dem Namen nach kannte; doch als ich ihm vorzustellen wagte,

daß die Sache des Königs Jakob unwiederbringlich verloren sei und er wohl eine Begnadigung von einem Monarchen annehmen dürfe, der allseitige Anerkennung gefunden, brach er wieder in seine alte Heftigkeit aus, indem er rief: ‚Welches Recht hat der Prinz von Oranien, mich zu begnadigen?‘ Dann fügte er, sich selbst überwindend, bei: ‚Mein theures Leben‘, (wie glücklich macht es mich, diese Worte schreiben zu können,) ‚gern möcht' ich Euch zu Wunsch sein in allem, was möglich ist; aber Ihr selbst habt mich gelehrt, daß eine gute Sache nicht schlechter wird, wenn sie auch unterliegt. Ich habe dem König Jakob meinen Eid geleistet und kann von niemand Gnaden annehmen als von meinem rechtmäßigen Fürsten, um so weniger, da ich an einem Umschwung der Dinge nicht verzweifle. Die Güter, die Euer Eigenthum sind, können, da Euer Vater noch lebt, nicht eingezogen werden, so ist denn nicht zu befürchten, daß Ihr mit dem kleinen Tom nothleiden müßet, und Ihr werdet ihn lehren, seinem Vater entgegen zu sehen, wann der König wieder zu seinem Eigenthum kömmt.‘ Es hat mir Thränen ausgepreßt, als ich sah, wie fest er entschlossen war, entweder seinen Freunden im Süden sich anzuschließen oder nach Frankreich zu entwischen. Er sagt, er werde bald mit König Jakob zurückkehren; aber mit Deinem Gatten bin ich der Ansicht, daß seine Partei für eine hoffnungslose Sache sich abmüht und daß ihm eine lange traurige Verbannung bevorsteht. Gleichwohl muß ich mitwirken an dem Plan für sein Entkommen und darin noch mein größtes Glück erkennen. Ich danke Gott auf den Knieen für die kurze Frist des Trostes, die er mir gegönnt, denn ich hätte den Jammer kaum ertragen können, wenn er abgesegelt wäre, ohne daß ich ihn wieder gesehen, im Herzen nur die Erinnerung mitnehmend an meinen abscheulichen Stolz und meine Kälte. Er befindet sich jetzt viel besser, und er könnte fast außer dem Bett sein, wenn Platz zum sitzen da wäre. Er fragte mich so viel

nach unserem Knaben, daß ihn Mab diesen Morgen mit nach der Hütte nahm. Man hat zwar Sorge dafür getragen, daß kein Wort gesprochen wurde, das er verstehen konnte; auch kennt er seinen Vater nicht, da er ihn seit der Erhebung der Waffen nicht mehr gesehen; aber ich versichere Dich, daß mich der kleine Schelm nicht in geringe Noth brachte mit seinem Geplapper von dem Mann in dem dunklen Loch, wie denn auch Dein guter Gatte nach vielem Räuspern und Husten endlich wohl oder übel das Zimmer verließ. Er ist so liebevoll gegen meinen kleinen Tom und macht so viel Wesens aus ihm, daß er sicherlich einmal einen guten Vater geben wird; auch wird er mir ohne Zweifel freundlich an die Hand gehen, wenn mir das Loos beschieden sein sollte, mein armes Söhnlein fast als eine Waise aufzuziehen. Ich bin mit Hazlitt stets beschäftigt, die Mittel für die Flucht meines Gatten vorzubereiten; sie wird meinen Aengsten ein Ende machen, mir aber auch Zeit geben zur Reue und zu bitterem Herzeleid."

„9. Juli. — Lange eh' meine liebe Franciska diese Zeilen liest, wird sich, wie ich hoffe, mein lieber Gatte in all der Sicherheit befinden, die einem Verbannten zu theil werden kann. Noch zwei Nächte, und die Fluth soll benützt werden, um unser Vergnügungsboot, das ihn an Bord nimmt, auslaufen zu lassen. Wir können dann leicht nach der Insel Man übersetzen, wo eine zuverlässige Mittelsperson stets in der Lage ist, verfolgten Edelleuten eine Ueberfahrt nach Frankreich zu verschaffen. Das Boot ist groß und wurde oft von ihm zu nächtlicher Fischerei benützt. Wir haben außer Hazlitt noch drei vertraute Ruderer; auch ist Hazlitt geschickt genug, um seine Wunde zu verbinden, die sich sehr gebessert hat; doch kannst Du Dir wohl denken, wie schwer es mir wird, mich unter solchen Umständen von ihm zu trennen. Du wirst mir verzeihen, liebe Schwester, daß ich ihm alle unsere Juwelen mitgebe; aber ich habe so wenig Geld in Händen, daß es ihm

sehr knapp ergehen würde, wenn er warten müßte, bis ich ihm Baarmittel zu senden vermöchte. Er willigt ein, daß ich nach dem Vorschlag Deines guten Gatten zu Dir ziehe; allein Du wirst Deine Noth haben mit dem armen gebrochenen Geschöpf, das keine andere Erdenaufgabe mehr kennt, als in dem kleinen Tom die Erinnerung an seinen Vater aufrecht zu erhalten. Der Knabe ist heute wieder zu ihm gegangen, obschon ich sehr fürchte, er möchte unter den Mägden plaudern; doch Mab weicht nicht von seiner Seite und weiß schon seinen Reden eine geschickte Wendung zu geben. Sie ist sehr schnell besonnen, und der Himmel verzeihe mir, daß ich ihr gestatte, so ungeheuerliche Erfindungen zu machen. Erst in der gestrigen Nacht wurden sie und ich von einem Soldaten bemerkt. Ich hatte nach irischer Weise Mab's rothen Mantel umgeworfen und suchte mich so viel wie möglich außer Sicht zu halten, während sie seine Frage, wohin sie wolle, mit einer langen Geschichte von ihrem Kind, das den Keuchhusten habe, beantwortete; ihre Schwester sei gekommen um sie zu holen, und sie stehle sich bei Nacht hinaus, weil sie wisse, daß die Lady eine Ansteckung ihres Söhnleins fürchten würde. Alles dies klang so wie Wahrheit, daß mir die Haut schauderte über ihre Fertigkeit im lügen, über die ich ihr nicht einmal einen Vorhalt machen konnte. Dabei ist ihr ganzes Wesen so gewinnend, und sie hat eine so einschmeichelnde Art an sich, daß jeder von den Soldaten halb in sie verliebt ist, obschon ich glaube, daß sie einem wie dem andern, wenn sie könnte, den Hals umdrehen würde. Sir Thomas hat eine große Freude an seinem Sohn, und trotz der Gefahr kann ich es nicht über mich gewinnen, ihn zurückzuhalten; denn mein armer Mann hat sonst nichts, was ihm in jener dunkeln Höhle die Zeit vertreiben könnte, als den guten Rockwood, der, nachdem er ihn einmal aufgefunden, nicht zu wissen scheint, wie er ihn genug liebkosen soll, und den ganzen Tag an seiner Seite liegt oder durch Lecken

sich seiner Beachtung aufdrängt. Auch die kleine Lene, Toms Milchschwester, gewährt ihm einige Unterhaltung; denn es ist niemand da, der englisch genug kann, um mit ihm zu sprechen, und der Platz ist zu dunkel, als daß er die Neuigkeitsbriefe, die ich ihm bringe, zu lesen vermöchte. Gleichwohl weiß ich nicht, ob die Zeit, wann er fort muß, mich mehr mit Furcht oder mit Freude erfüllt. Er wird bald seine volle Gesundheit und Kraft wiedergewonnen haben, und dann kehrt er zurück zu seinen alten Freunden, wahrscheinlich auch zu seinem alten Leben; denn so gut er auch jetzt ist, wird er sich doch freuen, loszukommen von dem thörichten kränklichen Weib, das aus lauter Religiosität ihm das Leben zur Qual gemacht hat. Ach, theure Franciska, Du hast hier einen Vorgeschmack von den trostlosen Reden, die Du zu hören bekommen wirst, wenn ich einmal bei Dir bin."

„10. Juli. — Mein theurer Schwager. — Ich schreibe Euch im Namen meines lieben Gatten sowohl, als in meinem eigenen, um Euch aus vollem Herzen zu danken für Eure Güte gegen uns, und Euch um die weitere Gunst zu bitten, daß Ihr unser armes Kind in Euer Haus und in Eure Liebe aufnehmen möchtet. Ich weiß, Ihr und meine Schwester, Ihr werdet treulich Elternstelle an ihm vertreten, und wir vertrauen ihn voll Zuversicht Eurer Güte, da wir ihn sonst nicht von uns lassen könnten. Entschuldigt meine Kürze; Ihr werdet alles von meiner Schwester erfahren. In meinem Schreiben an sie setze ich auseinander, was mich zu diesem Entschluß gebracht, und ich kenne Euch gut genug, um Eurer Billigung versichert zu sein. Ich bitte Euch, der irischen Amme zu erlauben, daß sie mit meinem armen kleinen Knaben nach England gehen darf, und sie nicht früher fortzuschicken, bis er seine Tante lieben gelernt hat. Ich bin überzeugt, daß dies bald der Fall sein wird, und Eure Güte gegen ihn ge-

reicht meinem Herzen zu großem Trost. Ich muß noch beifügen, daß keine Person, die in Eurem oder in Eures Königs Dienst steht, ein Vorwurf trifft wegen unseres Entkommens, wenn es anders in Gottes Rathschluß liegt, uns entkommen zu lassen. Ich bete zu ihm, daß er Euch segne für die große Rücksicht, die Ihr uns in den Tagen der Noth habt zu theil werden lassen. —

Eure liebende Schwägerin und gehorsame Dienerin
Penelope Danvers."

Dieser kleinere Brief befand sich in einem besonderen Umschlag und war nicht eingeschlossen in das größere Paket, das außer dem an Lady Franciska gerichteten Schreiben augenscheinlich noch andere Schätze enthalten hatte.

„Meine liebe Schwester. — Ich weiß kaum, was ich schreibe; aber Du mußt statt der Mutter meinen armen kleinen Knaben aufnehmen, und ich weiß, daß Du um ihrer willen ihn lieben wirst. Gott allein ist es bekannt, wie lang es anstehen mag, bis ich sein liebes Gesicht wieder sehe, und dies ist mein einziger Kummer; denn sonst wäre ich das glücklichste Weib auf Erden. Doch Du wirst ihm eine Mutter sein, und ich fürchte nichts, oder vielmehr mein Glück läßt meinen Gram nicht aufkommen. Die Sache machte sich folgendermaßen. Die letzte Nacht war so schön und ruhig, daß mein Mann, theilweise angekleidet und von seinem Mantel umhüllt, mich vor der Thüre der Hütte empfing; wir gingen dann mit einander zum Seeufer hinunter und ließen uns auf einen Stein nieder, auf dem wir Hand in Hand sitzen blieben bis zur Morgendämmerung. Er sprach viel und ertheilte mir Weisung über alle seine Angelegenheiten; doch wie ich mir auch Mühe gab, ich konnte meinen Geist nicht so sammeln, um in den verschiedenen Punkten ihm zu folgen oder sie im Gedächtniß zu behalten. Ich hörte nur den Ton seiner Stimme, wie man auf eine Musik lauscht;

denn das Gefühl war übermächtig in mir, daß ich sie bald nicht mehr vernehmen werde. Allmälig aber klang sie beklommener; als das Licht stärker wurde, sah ich, daß in seinem Auge Thränen glänzten, und er unterbrach sich plötzlich in einer Rede über Pachtverträge und Hypotheken, um mir zu sagen, wie tröstlich ihm das Bewußtsein sei, daß es uns viel besser gehen werde ohne ihn; die Güter könnten für den Knaben gerettet und ich werde in meinem friedlichen Haushalt nicht gestört werden. Es schnitt mir tief in die Seele, als er mir dankte, daß ich in der letzten Woche so gut gegen ihn gewesen; dann fügte er bei, ich werde viel glücklicher sein in seiner Abwesenheit. Das konnte ich nicht ertragen. Ich weiß nicht, was ich darauf erwiederte; aber ich glaube, ich schrie laut hinaus vor Schmerz, warf mich unter Thränen und Schluchzen an seine Brust und sagte, daß er mein einziges Glück sei und daß ich ihn gebeten haben würde, mich mitzunehmen, wenn ich nicht wüßte, daß ich für ihn nur eine Last sei, ohne die er sich des Lebens besser erfreuen werde. Nie werde ich seinen Blick vergessen, als er mir entgegnete: ‚Ihr wolltet mit mir gehen, Penelope? Gott sei Dank, daß ich diese Erinnerung mitnehmen kann.‘ Schwester, Du verstehst mich, wenn ich Dir sage, daß ich ihn mit Bitten und Betteln bedrängte, er möge mich mitnehmen und mich nicht in meinem Jammer zurücklassen. Und erst jetzt sagten wir einander alles. Die letzte Woche war nichts gegen diesen gesegneten Morgen, als das Sonnenlicht sich über die See ausgoß und zugleich in unsere Herzen zu dringen schien. Ich hatte erst jetzt erfahren, daß er mich geliebt seit dem traurigen Tag, an welchem er mich hieherbrachte. Wohl sagt er, meine Geduld, meine Standhaftigkeit habe ihn mir gewonnen; allein ich weiß das besser. Er kann nicht beschützen und behüten ohne zu lieben, wie er ja auch diesen unglücklichen König liebt; aber er meinte für mich zu roh, zu ungeschlacht zu sein, hielt sich deshalb von mir ferne und versuchte sein Leid in wilden Be-

lustigungen und in der Politik zu ersticken. Ich dagegen hielt mich fern in meiner Selbstgerechtigkeit, die nie nachgab, bis ich zu fürchten begann, ihn zu verlieren, und mir die Schuppen vom Auge fielen, um mich die Größe seiner Seele erkennen zu lassen, die sich nie größer zeigte, als in seiner Nachsicht mit meinem Hochmuth und meinem Dünkel. Das Ende davon war, daß wir beide zu dem Bewußtsein kamen, Trennung sei schlimmer als der Tod. Er rief sogar: ‚Ach, meine Lady, wäret Ihr bei mir, so wäre es nicht möglich, daß ich wieder den Verwirrungen verfiele, die ich, als ich in jener Höhle lag, so oft bereut habe.‘ Und nun lag uns kein Hinderniß mehr im Weg, als der Gedanke an unser Kind und seine Furcht für meine Gesundheit. In Betreff des ersteren Punktes antwortete ich ihm, daß er mir theurer sei, als zehn Söhne; auch liebe der General bereits den armen kleinen Tom, und ich wisse, daß er ihn wie ein Kind von Dir behandeln werde. In Anbetracht der zweiten Frage erklärte ich, wo es ein verwundeter, halbgenesener Mann auszuhalten vermöge, werde ich auch sein können; für mich sei seine Nähe, seine Liebe, seine Verzeihung Leben und Gesundheit, während ohne ihn der Kummer mich früh ins Grab bringen werde. Er hat zwar in ausdrücklichen Worten nur halb zugestimmt; aber ich werde wieder einmal das eigensinnige Weib sein, da ich die feste Ueberzeugung in mir trage, er würde es schmerzlich empfinden, wenn er mich nicht morgen früh um halb drei neben sich in dem Boote sähe. Ich weiß, Dein guter Gatte wird mir hierin um so mehr recht geben, als mein lieber Sir Thomas eine so edle Natur ist, daß er schon aus Rücksicht für mich sicherlich nicht mehr in jene Gewohnheiten und Gesellschaften versinken wird, die so leicht die Oberhand über ihn gewinnen müßten, wenn er allein wäre und für niemand als für sich selbst zu sorgen hätte. Ich bitte Dich, mich gegen den guten Herrn Basildon zu entschuldigen, daß ich ihm nichts von meinem Vornehmen

sagte und keinen Abschied von ihm nahm; allein es ist dies im Interesse seiner eigenen Sicherheit geschehen, damit er sich mit seiner Unwissenheit ausreden könne; vielleicht kann er uns einmal nachkommen, wenn wir irgend einen festen Sitz gefunden haben. Sag' ihm, daß ich ihm von Herzen danke und daß nichts so sehr zu meinem gegenwärtigen Glück beigetragen habe, als sein beharrliches, ernstes, wenn nicht auch nur unmittelbares Zeugniß gegen meine frühere Unweiblichkeit, indem er mich durch den Spiegel meiner eigenen Selbstgerechtigkeit beschämte. Sei um mich unbekümmert, theuerste Schwester; wir sind uns alles in allem und vertrauen Dir unser Kind mit der Bitte, Mab bei ihm zu lassen, so lange sie es in England aushält oder von ihrem kleinen Mädchen fern bleiben kann. Sei gut gegen die Worth; doch dürfte es besser sein, ihr eine andere Stelle zu schaffen, als daß sie um den Knaben bleibt und ihm von seinem Vater vorschwatzt. Die gute Seele hat es für passend gehalten, ihr Nähgeschäft auf mein Zimmer zu bringen, und ich bin daher genöthigt, noch immer zu zögern, damit sie, wenn ich sie fortschicke, nicht argwöhnisch werde, und in ihrem Beisein kann ich doch keine Vorbereitungen machen, denn ich glaube wahrhaftig, aus lauter Liebe zu mir würde sie nur ihre Pflicht zu erfüllen glauben, wenn sie ihren Herrn verriethe und so mit Gewalt meine Abreise verhinderte. Ich will, sobald es geschehen kann, wieder schreiben und Dir die Mittelspersonen bezeichnen, durch die unser Verkehr gehen kann. Für jetzt lebe wohl; möge Gottes reichster Segen über Dich kommen, meine theure Schwester. Tausend Grüße und Küsse von Deiner glücklichen

Penelope Danvers."

Ja, ohne Zweifel glücklich, glücklicher, als sie je zu werden gehofft, wie sie vor jener schroffen Klippe saß, unter der man sich so leicht von ihr ein Bild machen kann, eingehüllt in den krapprothen Mantel und Hand in Hand mit ihrem Gatten,

an den sie sich liebend anschmiegt; der Fels selbst von gelben Flechten wie mit Gold überkleidet und von grünen Epheugewinden geschmückt; über dem glänzenden Spiegel der See aber das reine, rosige Licht der aufgehenden Sommersonne, das in dem Frieden, in der Hoffnungsfülle der neugefundenen Liebe auch dieses Paar alltäglicher Menschenkinder von seiner Glorie umgeben erscheinen läßt, das eine gehoben durch den Adel einer hingebenden, sich selbst opfernden Unterthanentreue selbst gegen einen unwürdigen Fürsten, das andere geläutert durch die vertrauensvolle Liebe, welche es drängt, seinem natürlichen Herrn furchtlos in die Verbannung zu folgen. — Was muß es für eine Einschiffung gewesen sein in jener Sommernacht, als das Boot vorsichtig an der Küste hinglitt und im reinen, blassen, silbernen Zwielicht der Gatte und die Gattin, stark nur in ihrem Glauben und in ihrer Liebe, sich zu einer unsicheren Wanderung den gebrechlichen Brettern anvertrauten!

„Es war still und ruhig“, sagt Penelope in dem Schreiben, das sie durch den treuen Feargus besorgen ließ; „die Glühwürmer des Meeres leuchteten von unten gleich Sternen, und die Wellen spielten nur leise um die Klippen. Es war, als hätte der gütige Gott uns alles geschenkt, was das Wagniß fördern könnte, aus Erbarmen mit dem geschwächten Zustand meines armen Mannes. Ich hätte nicht gedacht, daß es ihn so angreifen würde; doch als er sah, daß ich da war, murmelte er: ‚Gott sei Dank! dies kann nur die Liebe thun‘, sprach dann kaum mehr und ließ sich wie ein Kind von mir und Hazlitt hinsetzen, wo wir ihn haben wollten; darauf schafften wir auch das wenige Gepäck, das Mab und ich hatten zusammenraffen können, in das Boot. Als wir uns von der guten Mab verabschiedeten, wollte er ihr noch einen Auftrag geben an unseren armen Knaben; doch versagte ihm die Stimme, und er konnte nicht fortfahren. In dem Augenblick, als wir

den Buchteingang erreichten, von dem aus man das Schloß sieht, ging die Sonne auf, und ihre Stralen ließen die Fenster wie Massen hellglühenden Erzes erscheinen. Mein Auge haftete besonders an dem Fenster der Kinderstube, in der ich meinen Knaben zurückgelassen; das arme Herz ließ sich sicherlich nicht träumen, daß ihm am Morgen keine Mutter mehr antworten werde. Mein lieber Sir Thomas verhüllte sich das Gesicht und brach in einen leidenschaftlichen Thränenstrom aus, wie ich nie einen ähnlichen gesehen, als fühle er erst jetzt ganz, daß er sich von Kind, Freunden und Heimat losgerissen hatte; die ganze Zeit aber hielt er mit dem einen Arm meinen Leib umfangen, und ich — unnatürliche Mutter, die ich bin! — konnte kaum einen Schmerz fühlen um mein armes Kind, so dankbar war ich, daß in dieser Leidensstunde mein Gatte nicht ganz allein stand. Als er sich wieder aufraffen und mich hören konnte, sah er mich an und sagte, er sei wohl ein rechter Thor, denn er habe ja, was besser sei als Sohn, Heimat oder Vaterland. Ach, wie selig würden mich diese Worte gemacht haben, wenn mir mein Gewissen nicht zugeflüstert hätte, daß ich es war, die ihn losgerissen von der geliebten Heimat seiner Väter. Doch als wir die Mitte des Kanals erreicht hatten und ich mich umsah, wie unser kleines Boot auf den schwellenden Wogen sich hob und senkte, ohne daß wir etwas anderes wahrnahmen, als Himmel und Wasser, da bemächtigte sich meiner ein süßes Gefühl bei dem Gedanken, daß wir miteinander in Gottes Hand standen, beisammen zu leben oder zu sterben — selbst das Sterben viel besser, als wenn er in der Schlacht hingegangen wäre, allein und in unserer traurigen Entfremdung. Es sprang eine frische Brise auf, die uns zu segeln gestattete, und wir erreichten um Sonnenuntergang Peeltown; aber mein armer Mann fühlte sich so erschöpft, daß ihn seine Beine kaum nach dem Quartier hintrugen, das Hazlitt aufzusuchen vorausgegangen war. Wir sind hier unter einem

fremden Namen, und der Agent, von dem ich Dir schrieb, wartet nur die günstige Zeit ab, wann die Flotte nicht mehr in dem Kanal ist, um uns nebst anderen von der Partei des vormaligen Königs, welche hieher ihre Zuflucht genommen, nach Frankreich überzusetzen. Sir Thomas liegt, während ich schreibe, auf seinem Bette, und wir haben eben Gelegenheit, etwas mit anzuhören, was uns lächeln macht. Das anstoßende Zimmer wird von zwei ihm gut bekannten Edelleuten bewohnt. Sie wissen nichts von unser Nachbarschaft, und wir hörten sie durch die dünne Wand, die uns trennt, agen: ‚Wie ich vernehme, ist in der letzten Nacht Danvers mit seiner Frau angelangt.‘ — ‚Das kann ich nicht glauben‘, entgegnet der andere; ‚wenn eine Frau mit ins Spiel kömmt, so ist es sicherlich nicht Danvers’, denn er hat eine so giftige, scheinheilige Whigin zum Weib, daß er für seine Aechtung Gott danken wird, da sie ihn von dieser Pest befreit.‘ Sir Thomas kichert seitdem immer vor sich hin im Vorgefühl ihres Entsetzens, wenn er beim Diner mich ihnen vorstellt.“ — Es folgen nun in Betreff ihres Knabens neue mütterliche Einschärfungen, denen sie das Versprechen anreiht, bald wieder an Franciska zu schreiben; doch ist leider dieser Brief der letzte in dem ganzen Paket.

Hatte sie ihre Zusage vergessen? Ist ihre weitere Korrespondenz verloren gegangen? Ach, es waltete ein ganz anderer Grund ob. Die alten Genealogieen enthalten bisweilen in ihren trockensten Angaben eine Tragödie. — „Franciska Bernard, geb. den 12. September 1665, vermählt den 18. November 1688 mit Richard Chetwynd (nachherigem Ritter und Generallieutenant), gest. den 1. October 1690; hinterläßt eine Tochter, Penelope Franciska, geb. den 30. September, gest. den 2. October 1690.“

Es war also die lebensfrohe, liebende Franciska gewesen, welche die Briefe ihrer Schwester in dieses eine Paket zusammen

gebunden und keinen weiteren mehr dazu gelegt hatte. Wie verhielt sich's aber mit dem Wittwer — wie mit dem kleinen Neffen — wie mit den Eltern? Wir gedachten der lähmenden, geisttödtenden Bummelzeit am Hof von St. Germain, seiner ärmlichen Intriken, der gemeinen Sorgen und der schmutzigen Liederlichkeit, die den traurigen Schlußstein bildeten von so vielem Heroismus und treuer Opferwilligkeit. Wie konnte ein Mann von der Sinnesart des Sir Thomas, losgerissen von seinen natürlichen Pflichten und den üblichen Zerstreuungen seines Landes, der Versuchung widerstehen? War nicht zu fürchten, daß Penelope's hochherziges Vertrauen mit einem Leben, daß sich trauriger gestaltete, als je, gelohnt wurde?

Die Verwandten hatten eine Antwort auf diese Fragen. Die Erwerbung ihrer gegenwärtigen Heimat — Highbury in Virginien — fand 1693 statt, also ein Jahr nach der Schlacht von La Hogue, in welcher die Sache der Jakobiten endgiltig verloren ging. Sie wußten, daß der erste Geistliche der Kirche mit den schauerlichen Rundbogen, welche ihnen fast so ehrwürdig wie die St. Patricks-Kathedrale vorkam, Basildon geheißen; ferner daß das Abzeichen der Danvers an ihrem aufgebauten massiven Haus zu sehen war und daß über jedem Portal und Fenster das Bernardsche Wappen prangte. — Und Sir Bernard Danvers kam uns weiter zu Hilfe. In einer gedruckten Memoirenschrift, verfaßt von einem der geringeren Lichter des augustäischen Zeitalters, zeigte er uns einen Brief, in welchem folgende Stelle vorkömmt: „Ich speiste gestern bei Sir Richard Chetwynd in einer angenehmen Gesellschaft, unter welcher der Wirth die nicht am wenigsten angenehme Persönlichkeit war; er ist ein Gentleman von vortrefflichen Eigenschaften, der in hohem Ruf steht, dabei eine mehr in sich gekehrte Erscheinung, was seinen Grund haben soll in dem frühen Hinscheiden seiner Gattin, einer dem Vernehmen nach durch Schönheit und Tugend ausgezeichneten Dame. Großen

Trost findet er jedoch in seinem Neffen, dem Sohn eines jakobitischen Baronets, den er von Kindheit auf erzogen. Zwischen beiden besteht eine so innige Zuneigung, daß niemand, der sie beisammen sieht, anders glauben würde, als der eine sei der pflichtmäßigste Sohn und der andere ein zärtlicher Vater."

„Hat ihn denn Sir Richard ganz für sich behalten, und bekam ihn die arme Penelope nie wieder zu sehen?" erhob sich allgemein die Frage. — „Ich habe irgendwo noch einen Brief", sagte Sir Bernard, „und zwar von niemand anders, als von Tom selbst. Ich muß vorausschicken, daß er dem Stammbaum zu Folge schon 1703 als Offizier in einem Dragonerregiment stand. Er mag damals 15 Jahre alt gewesen sein und machte, ich glaube in dem Stab seines Onkels, alle Schlachten Marlboroughs mit. 1712, in welchem Jahr der letzte Brief der Reihe geschrieben wurde, war er Kapitän." — Der Brief wurde herbeigeholt; er trug die Adresse des Sir Richard Chetwynd und war von dem amerikanischen Highbury aus datirt: —

„Ich möchte mir Addisons Feder wünschen", sagt der jugendliche Kapitän, „um Euch die Schönheit und den Frieden des Platzes zu schildern, den mein Vater zu einem wahren Paradis umgewandelt hat. Die mächtigen Urwaldbäume, die Evelyn mit entzückter Begeisterung erfüllen würden, schließen eine Parklandschaft ein, die gegen den Fluß abfällt, und um das Haus her zieht sich ein Blumengarten, in welchem meine Mutter wie eine Königin waltet. Es kann mich kaum wundernehmen, daß sich keines mehr nach der Heimat sehnt. Sie sagen, Ihr, lieber Onkel, seiet der einzige Freund, den sie noch einmal sehen möchten; allein mein Vater erklärt so standhaft als je, daß der Eid, welchen er dem König Jakob geleistet, für ihn unverbrüchliche Geltung habe. Dies hält ihn auch ab, in der Kolonie ein obrigkeitliches Amt zu übernehmen; doch ist er deßungeachtet nicht weniger angesehen, und meine Mutter

wird als eine Person behandelt, von der angeredet zu werden als Auszeichnung gilt. Ich weiß nicht, was Ihr damit meintet, als Ihr sagtet, ich müsse mir meinen Vater als einen ungeschliffenen Diamant vorstellen. Er ist allerdings nicht viel belesen; doch habe ich nie einen würdevolleren Gentleman gesehen, und sein Benehmen gegen meine Mutter zeigt eine ritterliche Zartheit, die mich fast zu Thränen rührt, wenn ich der Briefe gedenke, die Ihr mir zur Einsichtnahme mitgetheilt habt. Freilich, wer hätte auch meiner Mutter gegenüber sich anders verhalten können? Ihr habt mir nicht gesagt, wie süß und lieblich ihr Gesicht ist; hierin werden ihr meine Schwestern nie gleichkommen, obschon sie recht hübsche Mädchen sind. Mein Vater schien sich etwas unangenehm berührt zu fühlen, als er den Namenszug der Königin auf meinem Degengurt bemerkte; doch hört er mir gern zu, wenn ich ihm von unseren Feldzügen erzähle, und freut sich, daß wir die Franzosen geklopft haben, die er, wie er sagt, schon in Irland lieber ins Meer hinein gejagt hätte. Er räumt ein, daß mir keine Verpflichtung gegen König Jakob obliege, und freut sich herzlich darüber, daß ich schon im Feld gewesen und nicht, wie er, im Junkermüßiggang aufgewachsen sei. Die Eltern waren so gut gegen mich, daß ich es wagte, meinen theuersten Herzenswunsch gegen sie zur Sprache zu bringen. Mein Vater erwiederte darauf: ‚Meinetwegen; wenn Chetwynd einverstanden ist, so hast Du auch meine Zustimmung.‘ Dann fügte er gedankenvoll bei: ‚Es ist also ein Herzensverhältniß, Tom? Nun, dann mag es Dir und ihr manchen Schmerz ersparen. Du hast ein Beispiel an Deinem Vater. Fünf Jahre war ich zu sehr Unthier, um Deine Mutter zu lieben, und zwei Jahre lang hatte die Bestie in mir noch zu sehr das Uebergewicht, als daß sie mich hätte lieben können; seitdem aber sind wir einander so alles in allem gewesen, als wären wir wie zwei Tauben von der lautersten Liebe zusammengeführt worden.

Nimm Dich nur in Acht, Kapitän Tom, daß der Anfang in Liebe nicht zum Gegentheil umschlage.' Darauf antwortete ich, wie Ihr denken könnt. Die Mutter ist eben so begierig, mich das Lob der Geliebten singen zu hören, als mein Vater meine Berichte über die Belagerung von Lisle nicht satt werden kann, während meine Schwestern mir wundervolle Hochzeitgeschenke in Birkenrindenflechterei versprachen, die von den Indianern geliefert werden sollen. Mein Bruder Franz wird mich nach England begleiten, um ein paar Jahre Universitätsstudien zu machen, ehe er in die amerikanische Besitzung zurückkehrt; er hängt an dieser zu sehr, um wünschen zu können, die neue Welt für immer zu verlassen. Doch hat mir die Mutter aufgetragen, vor seiner Heimkehr ihn nach Ballymore zu nehmen, damit er der guten alten Mab ihre Grüße bringe und den Platz sehe, der ihr, wie sie sagt, theurer ist, als jeder andere in dem alten Europa. Und in der That, mein lieber Onkel, wäre es nicht um Eurer und einer gewissen Anderen willen, so könnte ich es kaum ertragen, mich von meinen Eltern zu trennen. Meine Mutter sagt übrigens, seit Franz auf der Welt sei, habe sie mich immer als Euer Eigenthum betrachtet und dieses Opfer für nöthig gehalten, um meinem Vater zu zeigen, wie sehr sie ihn liebe und werthschätze. Ich bin überzeugt, daß nicht leicht ein Ehepaar glücklicher mit einander leben kann, als sie."

Prinz und Page.

Eine Erzählung aus dem letzten Kreuzzug.

Erstes Kapitel.

Der stattliche Jäger.

Ein schöner Abend — es sind jetzt sechs Jahrhunderte darüber hingegangen — sendete seine scheidenden Stralen über den altoner Forst, die grauen Flechten auf den riesigen Stämmen der alten Eichen und die glattere Rinde der anmuthigen Buchen mit jenem schrägen Licht erhellend, das in den Abendstunden einer Waldlandschaft einen so eigenthümlichen Zauber verleiht. Die langen Schatten fielen über einen freien Wiesenplatz hin und spitzten sich zu gegen das eine Ende, wo der Pfad, fast sich verlierend in Zwergginster, Heidekraut und weichem Riedgras, nach einer Hütte hinführte; letztere war roh aus Torfstücken und Baumzweigen hergestellt, deren braunes dürres Blätterwerk sehr gegen das frische Grün der Umgebung abstach. Mit Anlegung eines Fensters oder eines Schornsteins hatte man sich nicht bemüht, doch war eine aus Zweigen geflochtene Thüre vorhanden und durch ein langes gedrehtes Weidenband sorgfältig abgeschlossen. — Eine Helebarde, ein zerbrochener Pfeil, eine auf dem Boden zum trocknen ausgespannte Wildhaut, ein Büschel Reis und ein kahler, schwarzer, mit Holzasche bestreuter Grasplatz deuteten auf kürzliche Bewohnung hin; doch wurde die Stille der Oertlichkeit durch keine anderen Laute,

als durch den Schlag der Nachtigall, die tiefen Noten der Amsel und das Gesumm der Insekten unterbrochen.

Plötzlich erscholl ein heller, lauter, schriller Pfiff, der sich in kurzen Zwischenräumen wiederholte und gelegentlich mit dem Ruf „Leonillo! Leon!“ abwechselte. Ein Fußtritt nahte, wurde aber bald überholt durch die raschen Sprünge eines großen Thiers, bis sich endlich auf dem Schauplatz ein mächtiger roth-gelber Hund zeigte, der scharrend und mit lustigem Schnappen zurückschaute, um schweifwedelnd die ihm folgende Gestalt zu begrüßen. Diese war ein dreizehnjähriger Junge in dem gewöhnlichen Anzug der Jäger: er trug nämlich einen Kittel von ungefärbter Hausleinwand, der bis auf die Kniee niederfiel, und hohe Schnürstiefel aus Wildleder, dessen Haarseite nach außen gekehrt war; das Bandelier aber, das er über die Schulter geschlungen hatte, zeigte eine goldene Schnalle und lief aus in eine Schleife für einen Dolch, dessen Heft und Scheide keine gewöhnliche Waffenschmiedsarbeit verrieth. Die Mütze auf seinem Haupt war von grauem Kaninchenfell angefertigt und wurde durch einen Busch von Reiherfedern überragt; seine krausen, dunklen Locken waren sorgfältig geordnet, und die Haltung der Büste sowohl, als der Bau der Glieder, der Schnitt seines Gesichts und die Klarheit des Teints schienen mit der Einfachheit der Kleidung nicht sonderlich zu harmoniren. Ueber der einen Schulter trug er einen Bogen und in der Hand die Ohren von ein paar erlegten Kaninchen, mit denen er den Hund neckte, indem er sie demselben unter die Nase und dann hoch in die Luft hielt. Das Thier schien den Spaß zu verstehen, denn es setzte mit offenem Rachen darnach in die Höhe, als wolle es die Beute fassen, und sprang dann mit lustigem kurzen Bellen um seinen jungen Herrn her, bis beide außer Athem waren. Endlich warf der Knabe die Kaninchen auf den Rasen nieder und streckte sich daneben aus, mit dem einen Arm den Hals des schnaubenden Hundes umfangend,

dessen ganzer Körper von dem schweren Keuchen wie von einem schluchzenden Lachkrampf erschüttert wurde. — „Ruh dich aus, guter Leonillo“, sagte der Knabe; „wir haben heute Freisassendienst gethan und gezeigt, daß wir unsern Unterhalt verdienen können. Wir gehören jetzt zu den Geächteten, mein Löwe von den Pirenäen, und du wenigstens wirst hier ein lustigeres Leben führen, als in den Hallen des Schlosses, von denen aus wir nur zum Zeitvertreib jagten, nicht aber um der Nothdurft des Lebens willen. Ach, mein Leon“, fügte er bei, als der Hund seine Kiefer schloß und mit fast menschlich verständiger Sympathie zu ihm aufschaute, „wenn ich nur wüßte, wo alle die sind, die sonst an unserm Waidwerk theilnahmen. Lägen mir nicht diese im Sinn, so könnte ich mich wohl darein finden, mein ganzes Leben lang nichts anderes zu sein, als ein kühner Wäldler. Ist es doch immerhin besser so, als wenn man in seinen besten Absichten für das Wohl des Landes stets nur ärgerlichen Widerstand findet und nach oben mit Mißtrauen zu kämpfen hat, während von unten her der Verrath lauert. Ach, mein edler Vater, warum mußtest du Schiffbruch leiden in jeder Hoffnung, in jedem Ziele!“

Diese murrende Rede wurde unterbrochen durch Leonillo, welcher plötzlich den Kopf aufrichtete und den Ausdruck der Ruhe gegen den eines achtsamen Lauschens vertauschte. — „Schon!“ rief der Knabe, aufspringend, während Leonillo von hinnen schoß, um einen stämmigen Jäger zu begrüßen, der von einer andern Seite her in die Waldwiese eingetreten war. Der Ankömmling zeigte die mächtige Gestalt und den sehnigen Bau eines Athleten; Sonne und Wind hatten sein Gesicht in ein gleichmäßiges Rothbraun umgewandelt, und weder der zottige Haarwuchs noch der struppige schwarze Bart ließen Merkmale von dem Gebrauch eines Kammes oder einer Scheere wahrnehmen. Ueber sein rauhes Lederwams zog sich ein Behänge hin, in welchem Schwert und Dolch stacken; auf dem

Rücken hatte er einen Bogen und Pfeile, in der Hand einen mächtigen Knüppel, und sein ganzes Aeußere bekundete den wilden Geächteten, der mit aller Welt im Kriege lebte.

Der Knabe aber eilte fröhlich auf ihn zu, als sei schon der Anblick dieses Mannes ein Schutzmittel gegen alles melancholische Brüten, und rief mit heller Stimme: „Willkommen — willkommen, Adam! Warum heut so früh? Hast Du die altoner Bauern widerhaarig gefunden, oder sind des Königs Forstreiter um den Weg, um die Gegend für die Jünger des heiligen Niklas unsicher zu machen?" — „Es ist schlimmer", antwortete der andere in grämlichem Brummen. „Leg' dich, Leon; ich bin in keiner Stimmung für deine Possen." — „Was hast Du, Adam? Sind die Förster bei dem König klagbar geworden wegen des bischen Wildprets, das wir verzehrt haben, ohne uns dafür bei ihm zu bedanken?" — „Prinz Eduard ist in Alton. Was sagt Ihr hiezu, junger Herr? Es gilt, Busch und Wald zu durchklopfen nach dem frechen Wilddieb und seiner vom Gesetz verfolgten Bande." — „Schau, schau, welche Ehre man Dir anthut", sagte der Knabe lachend. „Hochwild für den Erben des Throns. Und seine Bande! Du darfst den Kopf hoch tragen, Leonillo; die Auszeichnung gilt auch uns beiden." — Das hat sich zum Kopfhochtragen!" versetzte der Geächtete mit Bitterkeit. „Trotz Eures Spottens und Spaßens könnte es der Eurige so weit bringen, wie der Eures Vaters, wenn Euch der Longshanks (Langbein) auf den Leib kömmt, was unsere liebe Frau verhüten möge." — „Nicht doch; ich hege eine bessere Meinung von meinem Vetter Longshanks; ich hab' ihn sehr gern gehabt, als ich in Hereford sein Page war. Er behandelte mich liebreicher, als ich mich dessen je von meinen Brüdern rühmen durfte, und ich glaube daher nicht, daß er mich hängen, ausdärmen und viertheilen lassen wird." — „Ihr könnt's ja probiren, wenn Ihr nicht besseren Rath annehmen wollt." — „Wie bist Du zu dieser Neuigkeit ge-

kommen?" fragte der Knabe, zu einer ernsteren Stimmung übergehend. — „Ich habe sie von dem Mönch, dem Ihr vor vierzehn Tagen gebeichtet habt. Ihr werdet ihn doch nicht über Eure Herkunft unterrichtet haben?" — „Wie wäre dies zu umgehen gewesen?" — „Er sieht aus wie ein Mann, der ein Geheimniß bewahren kann; aber —" — „Pfui — schäme Dich, in den guten Vater einen Zweifel zu setzen!" — „Ich habe dies nicht gesagt; dennoch wäre mir's lieb, wenn so wenige als möglich um dieses Geheimniß wüßten. Der gute Mönch verdient indeß gleichwohl meinen Dank. Als ich, eh ich die Stadt betrat, umherschaute, rief er mir zu, wenn mir mein Leben lieb sei, so solle ich mich hier nicht blicken lassen; der Prinz sei mit Falken und Hunden nach seinem Jagdhaus gekommen, aber es werde eher auf Menschen, als auf wilde Thiere und Vögel abgesehen sein." — „Und zu was räthst Du mir?" — Daß Ihr Euch unverweilt auf den Weg nach der Küste machet, eh die Streife ihren Anfang nimmt. Dort finden wir wohl um Sir Simons, des Gerechten willen, oder für Euer mit Gold beschlagenes Messer da einen Fährmann, der uns nach der Insel Wight übersetzt. Von da — doch was fehlt dem Hund? Still, Leonillo; halt dein Maul! Ich kann nichts hören vor deinem Gekläff!"

Der Hund bellte in der That, daß es fast wie das Gebrüll eines Löwen klang; nachdem es ihm sein Herr und der Geächtete wiederholt verwiesen, ermäßigte er es zu einem anhaltenden dumpfen Heulen, einem fernen Donner ähnlich, und jetzt wurde ein Tritt im raschelnden Laube vernehmlich. — „Wir haben sie schon auf dem Halse!" rief der Knabe, indem er nach dem Bogen griff und denselben spannte. — „Mit dem will ich schon fertig werden", sagte der Geächtete. „Macht, daß Ihr nach Alton kommt; der fromme Vater wird Euch in seinem Heiligthum eine Zufluchtstätte gewähren." — „Fliehen? Nimmermehr!" versetzte der Knabe. „Wie magst Du dem

Sohn meines Vaters zur Flucht rathen?" — „Bst! Es ist nur ein einziger", sagte der Geächtete. „Ich nehm' ihn auf mich. Er soll keine Zeit finden, seine Kameraden herbeizurufen." Mit diesen Worten schlüpfte er in den Wald, in welchem man eine hohe Gestalt sich unter den Bäumen dahin bewegen sah. Er näherte sich dem Fremden und versetzte demselben, sobald er in dessen Bereich gelangte, unversehens mit dem Knüppel einen mörderischen Schlag, dabei eine Gewalt anwendend, die einen Ochsen hätte fällen können und auch den neuen Ankömmling niedergestreckt haben würde, wenn dieser nicht von so ungewöhnlicher Größe gewesen wäre. Der Geächtete hatte in seiner Hast diesen Umstand übersehen, so daß der wohlgemeinte Schlag nicht den Kopf, sondern nur de linke Schulter des Gegners traf.

„Ha, du Lumpenhund!" rief dieser, indem er mit seiner Jagdstange ausholte, um den Streich mit Wucherzinsen heimi zugeben; doch hatte sich der Räuber bereits wieder in eine Verfassung gesetzt, um den Streich mit seinem Knüppel abzuwehren. Es kam nun zwischen beiden zu einem regelrechten Gefecht, in welchem der Knabe bald entdeckte, daß der Feind seinem eigenen Kämpen vollkommen gewachsen war. Dem ersteren kam seine Größe sehr zu statten, und wenn auch seine Stöße oder Streiche weniger schnell und nachdrücklich ausfielen, so führte er sie doch mit einer Ruhe, welche zeigte, daß er durchaus Meister seiner Waffe war. Der junge Mensch hatte den Schauplatz des Kampfes noch nicht erreicht, als der Geächtete schon betäubt und regungslos am Boden lag, während der riesige Fremde sich auf seine Stange stützte und mit ernstem, ruhigem Gesicht, dessen helle Haut durch die Anstrengung kaum geröthet war, den Hingestreckten betrachtete. — „Schont ihn, schont ihn!" rief der Knabe, heraneilend. „Ich bin die Beute, die Ihr sucht." — „Ah, so treffen wir uns, mein junger Herr?" entgegnete der andere in strengem Tone. „Ihr habt zu einer

sauberen Lebensweise gegriffen und treibt Euch in einer gar ehrbaren Gesellschaft um.“ — „Ja wohl ehrbar, wo man die Treue zu ehren weiß“, antwortete der Knabe. „Was mich selbst betrifft, Sir, so ergebe ich mich; ihn aber schont, wenn er noch am Leben ist. O Adam, mein einziger Freund!“ schluchzte er, neben dem Gefallenen niederknieend, dem er den Kopf aufrichtete, den Halskragen löste und das verfilzte Haar zurückstrich, um die Wunde zu suchen, aus welcher das Blut tropfenweise niederrann. — „Er lebt, und es wird ihm nicht viel schaden“, sagte der Jäger. „Und nun, junger Herr, eine Frage — was hat Euch hierher gebracht?“ — „Die liebevolle Treue dieses Mannes“, lautete die rasche Erwiederung. „Er ist aus Poitou, ein Falkner von Kenilworth, fand mich schwer verwundet auf dem Schlachtfeld von Evesham und hat mich seitdem gepflegt, wie kein Vasall seinen Herrn pflegt. Ach, und jetzt hat er auch für mich den Tod erlitten“, fügte er bei, und schwere Thränen rieselten auf das starre Gesicht nieder, während er bemüht war, Adam's leblose Gestalt aufzurichten. — „Wahr“, entgegnete der Jäger, obschon sich selbst durch den krausen kastanienbraunen Bart ein gewissen Zucken seiner Gesichtsmuskeln bemerklich machte; „der Raub ist ein Dienst, den man gewöhnlich nicht von einem Vasallen verlangt“. — „Armer Adam!“ rief der Knabe mit aufloderndem Feuer, „wenigstens hast Du nie die friedliche Heimstätte des geringen Farmers gebrandschatzt, wie die königlichen Beamten.“ — „Ha, junger Rebell, weißst Du, was Du sagst?“ rief der Jäger. — „Nehmt's, wie Ihr wollt“, versetzte der Knabe. „Man hat meinen Vater und meine Brüder erschlagen; und hier liegt nun auch mein letzter, mein einziger Freund. Es ist mir gleichgiltig, was Ihr mit mir anfangt; nur laßt mich, um meiner Mutter willen, nicht eines schimpflichen Todes sterben. Auch bitte ich, daß der arme Leonillo zu meiner Schwester Ellinor gebracht wird. Und dieses Gold will ich dem Pfaffen von

Alton vermacht haben, damit er meinen treuen Adam wie einen Christen begrabe und Seelenmessen für ihn lese.“ — „Ich sage Dir, Knabe, daß er der Seelenmessen so wenig benöthigt ist, als Du oder ich. Ich habe ihm in aller Behutsamkeit eines gesteckt. So — das Gesicht mehr gegen die Luft.“

Der Fremde beugte sich nieder, und sein gewaltiger Arm lüpfte den schwerfälligen Körper Adam's mit einer Leichtigkeit, daß der Knabe den Kopf gut aufwärts drehen konnte. Dann goß er aus der Jagdflasche, die er umhängen hatte, etwas Wein in die Handfläche und benetzte damit die Beule. Das dadurch veranlaßte Brennen weckte Lebensregungen. Dann reichte der Jäger dem Knaben seine Flasche mit den Worten: „Gib ihm zu trinken, und dann“ — er legte den Finger auf seine Lippen und trat etwas bei Seite. — Adam schlug die Augen auf und ließ einige unartikulirte Töne lautwerden. Als die Flasche an seine Lippen gebracht wurde, sog er und konnte sich bald mit erfrischter Kraft wieder aufrichten. — „Der Knabe — wo ist er? Was ist vorgefallen? Ah, seid Ihr es, junger Herr? Wo ist der Hallunke — durch die Lappen gegangen? Wir werden nächstens den Prinzen auf dem Hals haben. Ich muß ihm nach und dieser Geschichte ein kurzes Ende machen. Eure Hand!“ — „Nein, Adam, Du bist verwundet!“ — „Pah, es ist nichts, nur ein Loch im Kopf. Eure Hand! — Wie, könnt Ihr nicht einem Mann aufhelfen, der in Eurem Dienst ist?“ fügte er brummig bei, während er versuchte, aus der steifen, sitzenden Lage sich zum stehen zu erheben. „Ihr hättet seine verrätherische Zunge durch einen Pfeil zum schweigen bringen sollen. Aber man hat keine Hilfe von Euch“, setzte er hinzu, als er an dem Knaben ein gewisses verlegenes Wesen bemerkte. „Steht Ihr mir ab in dieser Klemme! Das hätte ich nicht erwartet von Eures Vaters Sohn.“ Wie er des Jägers ansichtig wurde, wollte er sich hastig aufraffen, sank aber gegen einen Baum zurück.

„Ihr seid mein Gefangener“, ließ sich dieser mit tiefer ruhiger Stimme vernehmen. — „Meinetwegen“, antwortete Adam mürrisch; „aber laßt den Jungen da seines Weges gehen. Er ist eines Yeoman's Sohn und nur herausgekommen, um mir Gesellschaft zu leisten.“ — „Damit er Euer Handwerk lerne? Eine saubere Lehre, ihn anzuweisen, königlichen Jägern aufzulauern und ihnen Pfeile nachzusenden. Da kann aus einem Bürschlein etwas werden.“ — Der Fremde stand, die Arme auf der breiten Brust gekreuzt, da und hielt den Blick auf Adam geheftet. Das ernste, gebieterische blaue Auge schien den Verwundeten auf den Boden zu bannen, ein Eindruck, welcher noch durch die strengen Linien in dem jugendlichen, regelmäßigen Gesicht des Sprechers erhöht wurde. „Wißt Ihr, welche Strafe auf den Raub und den Mord gesetzt ist?“ — „Ja wohl, ein Strick und ein Baumast“, entgegnete Adam. „Wohl und gut; aber ich sage Euch, daß dies den Knaben da nichts angeht“, fügte er mit Bitterkeit bei; „er ist zu zahm und zu weich, um selbst in seiner eigenen Sache die Hand zu erheben. Gegen die Gesetze hat er nie etwas verbrochen.“ — „Ich verstehe, mein guter Freund“, erwiederte der Jäger; „er ist ein Eurer Pflege anvertrautes Pfand, vielleicht der Sohn eines der aufständischen Barone. Wenn ich Euch gut zu Rathe bin, so übergebt Ihr ihn der Gerechtigkeit des Königs und sichert Euch dadurch Eure Begnadigung.“ — „Ha, dies mir, Elender!“ brüllte Adam und wollte wieder auf ihn los; doch der gewaltige Arm packte ihn am Kragen, und er sah wohl, daß er in einer solchen Hand nur wie ein Kind war. Vor Wuth mit den Zähnen knirschend murmelte er: „Daß ein Kerl mit solchen Knochen einem einen so niederträchtigen Rath ertheilen kann! Und der dort steht dabei, ohne einen Finger zu rühren, um mir zu helfen.“ — „Wollt Ihr mir aus freien Stücken folgen, oder muß ich Euch binden?“ fragte der Fremde. — „Folgen?“ versetzte Adam, mit einer Jammermiene einen vorwurfsvollen

Blick auf den Knaben werfend. „Meinetwegen — zu welchem Galgen Ihr wollt, doch wär's mir am liebsten, Ihr machtet's am nächsten besten Baum ab. Wollt Ihr mir nicht den Gefallen thun?" — „Ich habe dazu keine Vollmacht", antwortete der Jäger. — „Pah, was braucht's da viel Vollmacht, wenn sich's darum handelt, einen wohlbekannten, vogelfreien Burschen aufzuknüpfen, den das milde Erbarmen des Fürsten zu einem Ausgestoßenen gemacht hat? Der Fürst wird's Euch Dank wissen, Mann, wenn Ihr das Land von dem Räuber befreit, der den Schatzkämmerer um die Geldsäcke von Leicester erleichtert hat."

Mittlerweile versuchte Adam mit ungeschlachter Schlauheit durch Winke und Geberden den Knaben, der ihn so schmählich getäuscht, zu verstehen zu geben, daß er den Augenblick, in welchem das Henkerstückchen an ihm geübt werde, geschickt zu seinem eigenen Entkommen benutzen könne. Dem scharfen Auge des Jägers entging diese Telegraphensprache nicht. „Ich hoffe, der Prinz wird es mir mehr Dank wissen, wenn ich ihm Euern Pflegling einbringe." — „Was läßt sich viel Dank erholen, wenn Ihr Hand legt an eine arme Waise, den Sohn eines poiteviner Waffenmannes, den ich seinem Vater zu lieb bei mir behalten habe, obschon er mehr ins Kloster paßt, als in den grünen Wald?" erwiederte Adam mit demselbem Ton bitteren Vorwurfs und getäuschter Erwartung in seiner Stimme. — „Das werden wir in Guilford erfahren", sagte der Fremde. „Es gibt dort Mittel, die Leute zum sprechen zu bringen." — „Bei mir werden sie schlecht anschlagen", entgegnete Adam mit Festigkeit. — „Das werden wir sehen", lautete die kurze Erwiederung. — Er bedeutete seinen Gefangenen, vor ihm herzugehen, trug aber Sorge, seine stattliche Gestalt zwischen beide zu bringen, damit nicht durch Worte oder Blicke eine Verständigung unter ihnen stattfinde.

Zweites Kapitel.

Die Dame im Forst.

Der sogenannte Forst war an vielen Stellen nur offenes Heideland, dicht bewachsen mit den schönen purpurnen Eriken, welche das Blumenwerk auf einem reichen Teppich von Zwerg-ginster bildeten, während die Vertiefungen des Grundes von Dickicht und Baumwuchs ausgefüllt wurden. Ueber diesen wilden Strich hin führte der Fremde schweigend seine Gefangenen und hielt dabei einen gleichmäßigen stetigen Schritt ein, der ihn augenscheinlich so wenig Anstrengung kostete, daß er seinen Begleitern als langsam hätte vorkommen müssen, wenn ihre Betheiligung blos aufs zuschauen, nicht aufs mitgehen beschränkt gewesen wäre. Wie leicht übrigens auch der Fuß des Knaben war, sah er sich doch zeitweilig zu einem fast den Athem raubenden Lauf genöthigt, während Adam mit Schritten, an denen Arme und Schultern mitarbeiteten, ausholte. — Nach einem Gang von drei Miles, die so erschöpfend auf den jüngeren Gefangenen wirkten, daß er zurückbleiben zu müssen glaubte, gelangten sie in ein Thal, in welchem ein langes, niedriges, unregelmäßiges Gebäude stand; es war theilweise in Holz, theilweise in Stein ausgeführt, desgleichen abwechselnd mit Schindeln und Heidekraut bedacht. Als letzter Anbau machte sich ein tiefer Portikus bemerklich, der an seinen Holzsäulen noch die frische Rinde und auf seinem Dach den nicht verschossenen Purpur der Erikaglöckchen zeigte. Das Haus war von Schuppen und Nebengebäuden umgeben. Im Hintergrund sah man zusammengekoppelte Hunde, Pferde, Reitknechte und Forstwärter; um das Portal her aber hatte sich ein Schwarm von Bauernweibern, Kindern und Greisen gesam-

melt. Die schöne kahle Stirne und das Profil des alten Bauers, das lebhafte Antlitz des krausköpfigen Kindes, das abehärmte Gesicht der von Sorge bedrängten Mutter hafteten unverwandt an dem Thore; denn hier stand, etwas über ihre Umgebung erhöht, eine Dame mit zwei langen, über die Schultern niederfallenden Flachszöpfen, unter einem schwarzen Seidenschleier ein jugendliches Antlitz bergend, dessen ruhige Lieblichkeit, dessen einfacher, aber Würde und Frömmigkeit bekundender Ausdruck zum Modell für einen Engel der Barmherzigkeit hätte dienen können. Ein Priester und eine Frau theilten Brodlaibe und warme Kleider unter die Umherstehenden aus; aber jede Gabe wurde von der Dame mit einem freundlichen Wort begleitet, das zwar in seinem Accent für das gemeine Volk etwas fremdländisch klang, gleichwohl aber von den lauschenden Ohren wie Kirchenmusik aufgenommen wurde.

Adam hatte erwartet, der Jäger werde sich abseits wenden zu der Gruppe der Dienstleute und staunte daher nicht wenig, als er mitten durch die das Thor umgebende Menge der Armen geführt wurde. Der Fremde näherte sich dem Portal mit einer höflichen Verbeugung des Kopfes und sagte in der weichen Zunge der Provence, welche Adam weit besser verstand, als die englische: „Hast Du noch Zeit für einen anderen Bittsteller, mi Dona?“ — Ueber das schöne Antlitz schoß ein Sonnenstral der Freude, und eine musikalische Stimme antwortete: „Sei willkommen, mein theuerster Herr. Du bist mir sehr von Nöthen bei den Klagen einiger dieser Lehensleute, die ich kaum verstehen kann. Doch warum kömmst Du allein, oder vielmehr in dieser seltsamen Begleitung?“ — „Es sind Gefangene, die mein einzelner Arm gemacht hat. Dein treuer Ritter legt sie Dir, meine schöne Dame, wie die Gesetze der Ritterschaft es fordern, zu Füßen, damit Du nach eigenem Wohlnehmen mit ihnen verfahrest.“ Dabei flog ein so mildes Lächeln über seine Züge, daß ein Gemurmel: „Gott segne sein

schönes Gesicht", durch die Menge lief und Adam vor sich hin brummte: „Das ist der Prinz oder der Teufel selbst." Sein junger Herr dagegen, der die Geberde des Prinzen verstand und Ermunterung in dem huldvollen Antlitz der Dame las, trat vor, lüpfte, sich aufs Knie niederlassend, seine Mütze und winkte Adam, seinem Beispiel zu folgen. — „Du hast wieder der Gefahr trotzgeboten", sagte die Prinzessin, ihre Hand auf den Arm ihres Gatten legend und mit liebevollem Vorwurf, aber zugleich mit seligen Blicken sein Gesicht betrachtend. „Ich darf mir wohl keine Sorge machen, denn für Dich ist Gefahr ein Spiel; aber war es nicht unrecht von Dir, allein und unbewaffnet einen solchen Wilden zu bestehen, wie der dort ist? Doch ich sehe Blut an seiner Stirne. Laß nach seiner Wunde sehen, ehe wir über sein Schicksal eine Entscheidung treffen." — „Er steht zu Deiner Verfügung, mi Dona", versetzte Eduard. „Du sollst richten über beide und ihr Loos bestimmen, nachdem sie vorgebracht, was sie für sich zu sagen haben." — „Es muß keine schwere Unthat auf ihnen lasten", entgegnete Eleanor; „sonst würdest Du sie nicht einem solchen Richter zugeführt haben." Den Gefangenen sich zuwendend, begann sie in ihrem fremdländischen Englisch: „Folgt dem guter Vater, meine Freunde", brach aber, als sie das Antlitz des Knaben näher betrachtete, plötzlich wieder ab und rief in der Sprache ihrer Heimat: „Ein ähnliches Gesicht, einen ähnlichen Gesichtsausdruck habe ich schon gesehen." — „Gewiß", erwiederte ihr Gatte; „doch schweig darüber, bis Du Deinen dermaligen Hof entlassen hast und wir unter vier Augen sprechen können. Folgt dem Priester", fügte er bei, „und erwartet, was die Prinzessin über euch bestimmt."

Sie gehorchten, und der Priester führte sie durch eine Seitenthür, durch welche sie nicht gehindert wurden, zu hören, wie Eleanor in ihrer lieblichen kastilischen Zunge ihrem Gatten die Schwierigkeiten, die ihr das Verständniß der verschiedenen Bitt-

steller machte, auseinander setzte. Der Geistliche, der ein Engländer war, wurde von ihr kaum besser verstanden, als seine Herde, und ihre Kammerfrau sprach kaum etwas anderes, als die Langue d'oui des nördlichen Frankreichs, mit der sich den rauhen westphälischen Engländern gegenüber ebenso wenig ausrichten ließ, als mit der spanischen oder provençalen. Man hörte jetzt die tiefe männliche Stimme Eduards, der die Bauern in ihrer eigenen Mundart ausfragte und ihre Angaben seiner Gattin kürzlich ins provençalische dolmetschte, wobei sich leicht entnehmen ließ, daß seine Hand ebenso freigebig, sein Herz ebenso zur Milde geneigt war, wie das ihrige, wenn sich's nicht etwa um Strafen wegen Jagdfrevels handelte, Vergehungen, um welcher willen sie vergeblich ein Fürwort einlegte.

Die Gefangenen, welche der Prinz ihrer Gnade überantwortet, waren nach einer großen, langen, niedrigen Halle mit roh gezimmerten Wänden und rauh behauenen Deckbalken geführt worden; der Boden war mit Pflastersteinen belegt, und in der Halle selbst brannte ein mächtiges Feuer, an welchem ein Koch mit seinem französisch einen blöden englischen Küchenjungen drangsalirte. Ein eichener Tisch und zu beiden Seiten desselben mit Lehnen versehene Bänke liefen durch den ganzen Raum hin. Gehorsam dem Geheiß des Priesters nahmen die beiden Gefangenen hier platz; der Knabe drückte sich die Mütze ins Gesicht, rückte bei Seite und hielt sich so viel wie möglich fern von der Gruppe der Dienstleute, die sich um das Feuer her aufhielten. Der Geistliche befahl, ihnen Brod, Fleisch und Bier vorzusetzen, und überließ sie ihrem Mahl, nachdem er zuvor Adams Beule untersucht und sie mit einem einfachen Pflaster belegt hatte. Sobald sie sich beziehungsweise allein sahen, richtete Adam an seinen Schicksalsgenossen halblaut die Frage: „Kennt der dort Euch?" Die Antwort war ein bejahendes Kopfnicken. „Und Ihr habt ihn auch gekannt?"

Ein abermaliges Nicken; dann schaute der Knabe behutsam umher und fügte flüsternd bei: „Doch nicht eher, bis Du am Boden lagst; dann war er mir behilflich, Dich wieder zur Besinnung zu bringen. Verzeihst Du mir jetzt, Adam?" und er streckte seine Hand aus, die von der rauhen Rechten des anderen entgegengenommen wurde. — „Was hätte ich Euch zu vergeben, armer Junge?" versetzte Adam. „Unter der Faust des Longshanks hättet Ihr doch nicht viel machen können. Ich war ein Dummkopf, daß ich nicht merkte, wie es stand, als ich sah, daß Ihr nicht wußtet, in welche Richtung Ihr schauen solltet." — „Bst!" unterbrach ihn der Knabe mit aufgehobener Hand. Es war nämlich ein Page, welcher in seinem Alter stehen mochte, in die Halle getreten und lüpfte so geziert sein grünes Gewand, als ob das Volk hier viel zu schlecht sei für ihn und er die schräg auf seinem Kopf sitzende Mütze mit dem mächtigen Federbusch nicht hoch genug tragen könne.

„Geächtete", sagte der Page in englischer Sprache, aber mit entschieden fremdem Accent, wobei er sich das Aussehen großer Herablassung gab, „die gnädige Prinzessin befiehlt euch, vor ihr zu erscheinen. Folgt mir." — Ein Glutstrom schoß über das Antlitz des Knaben, und eine scharfe Erwiederung zuckte auf seinen Lippen; er kämpfte sie jedoch nieder und entgegnete, gleichfalls englisch sprechend: „Es wäre mir lieb, wenn wir etwas Wasser bekämen, damit wir in einem passenderen Zustand vor Eure Herrin treten können." — „Ist kaum der Mühe werth", erwiederte der Page. „Als ob je ein Mensch wie Du in einem passenden Zustand vor der Fürstin erscheinen könnte! Je bälder sie Dich wieder fortschafft, desto besser wird es sein. Dann kann man Dir Deine Maitagheldenthaten eintränken, mein ehrlicher Junge." — Abermals kämpfte der Knabe eine entrüstete Erwiederung nieder; dagegen umzog seinen Mund ein verächtliches Lächeln, das den Pagen veran=

laßte, in den zornigen Ruf auszubrechen: „Was soll diese Unverschämtheit, naserweiser Bube?“

Es blieb jedoch keine Zeit zu weiteren Streit, denn eben jetzt ging die Thüre auf, und die Stimme des Prinzen rief: „Hamlyn de Valence, wo bleiben die Gefangenen?“ — „Dieser junge Räuber da fühlt sich beleidigt, gnädigster Herr“, versetzte Hamlyn, „daß man ihm nicht Zeit läßt, sich zu Ehren der Prinzessin mit der zuletzt gestohlenen goldenen Kette herauszuputzen.“ — „Friede, Hàmlyn“, entgegnete der Prinz, „Du weißst nicht, was Du sprichst. — Komm her, Knabe“, fügte er bei, indem er die Hand auf die Schulter seines jungen Gefangenen legte und ihn durch die Thüre hinausschob; er that dieses mit einer Vertraulichkeit, welche den Pagen um so mehr in Staunen versetzte, als dieser sehen mußte, daß er selbst ausgeschlossen blieb, während die beiden Gefangenen Zutritt erhielten.

Prinzessin Eleanor befand sich allein in einem anderen Gemach des Jägerhauses; die Wände waren mit Tapeten behangen, welche Jagdscenen darstellten, und mit Hirschgeweihen verziert, die als Träger für verschiedene Eigenthumstücke der hohen Dame dienten, während die Bodenteppiche durch ausgespannte Wildhäute hergestellt wurden. Sie stand aufrecht da, als die Gefangenen mit ihrem Führer eintraten, und streckte alsbald mit erfreutem Gesicht ihre Hände aus; doch der Prinz that ihr mit den Worten Einhalt: „Nicht doch, die Sache ist noch nicht abgeurtheilt“, geleitete sie nach einem großen Eichenstuhl mit Schnitzwerk, in welchem sie halbverwundert mit lilienartiger Anmuth und Würde platznahm, und fuhr fort: „Nimm den Richterstuhl ein, schöne Dame, und übe Dein Recht über die zwei Gefangenen, die ich dir zu Füßen lege.“ — „Und Ihr, mein Herr?“ fragte sie. — „Ich stehe hier als ihr Ankläger“, entgegnete Eduard. „Heran, Gefangene! Welches Urtheil sprichst Du, meine schöne Richterin,

über Adam de Gourdon, der, anfangs ein Rebell, seitdem aber der Schrecken der Unterthanen unseres königlichen Vaters gewesen ist, seine Schatzkammer beraubt hat, sich die Juwelen unseres Cousins Pembroke aneignete und unser Wild stahl?" — „Ach, mein Herr, warum solche Fragen an mich", antwortete Eleanor in bittendem Tone, „wenn Du sie nicht, wie ich fast glaube, nur im Scherz meinst?" — „Spreche ich im Scherz, Gourdon?" sagte Eduard, Adam einen löwenartigen Blick zuwerfend.

„Nein, es ist alles wahr", brummte Adam. — „Und wenn Du in Deiner Herzensgüte Anstand nimmst", fuhr der Prinz fort, „ein Urtheil zu sprechen, wie es solche Unthaten verdienen, was wirst Du sagen, wenn Du hörst, daß er, sich nicht mit seinen eigenen hochverrätherischen Handlungen begnügend, auch andere im Hochverrath befestigt? Hier steht ein junger Rebell, der bei Evesham umgekommen wäre, ohne den Schutz und die Fürsorge eben dieses Gourdon, der dessen Wunden heilte, ihn behütete, für ihn raubte, ihn abhielt, von dem Amnestieanerbieten Gebrauch zu machen und schließlich in dem Wald von Alton Deinen eigenen Gatten anfiel — alles dies, um jenen jungen Verräther vor der Hand der Gerechtigkeit zu bewahren. Sprich das Urtheil, das er verdient, du gerechteste unter den Richtern." — „Das Urtheil, das er verdient?" erwiederte Eleanor mit in Thränen schwimmenden Augen. „Ach, daß mir in der That die fürstliche Gewalt zustände, über Leben und Tod zu verfügen! Ihm sollte zu theil werden, was er verdient, und zwar aus voller Seele — meine Achtung für seine Treue und unsere gemeinschaftliche Bitte um seine Begnadigung bei dem König. Wackerer Mann, Du wirst mir folgen, während ich bei König Heinrich Deinen Pardon auszuwirken suche." — „Ich danke, gnädigste Frau", sagte Adam mit rauher Höflichkeit; „allein wäre es nicht

besser, wenn Ihr Euch dieser Mühe für meinen jungen Herrn unterzöget?"

„Mein lieber junger Cousin", rief Eleanor, das angenommene Richteramt niederlegend und ihm abermals die Hände hinbietend, „wir haben geglaubt, Ihr seiet unter den Gefallenen." — „Ja, komm her, mein Gefängnißwärter von Hereford", sagte Eduard. „Was hat der Rebell, der sein jungfräuliches Schwert gegen seinen König und Onkel zog, der Geächtete, der versuchen wollte, ob sich in Leicester nicht ebenso gut ein Räuberleben führen lasse, wie auf der Huntingdoner Haide, für sich vorzubringen? Sprich, Richard de Montfort!" — „Ich habe nichts vorzubringen, als die Bitte, daß mein Schicksal Adams Begnadigung keinen Eintrag thun möge", sagte Richard, noch immer seinen Abstand beibehaltend, ohne der Einladung der Prinzessin Folge zu geben. „Gnädigster Herr, Ihr spracht von der edlen Aufopferung, die er um meines Vaters willen mir gewidmet hat, wißt aber nicht die Hälfte von dem, was er für mich that und wagte. O gnädigste Frau, legt ein Fürwort ein für ihn." — „Von Herzen gerne", entgegnete Eleanor, „und ich weiß, der alte König wird es mit gerührtem Dank aufnehmen, daß er seinem jungen Neffen das Leben gerettet. Ja, Richard, wir haben uns oft gegrämt um den freundlichen jungen Gefährten meines Gatten in seiner Gefangenschaft und beklagt, daß wir keine Nachrichten über Dich erhalten konnten."

Die Antwort auf diese gewinnende Anrede ging nicht von Richard aus, der erröthend, unschlüssig und mit niedergeschlagenen Augen dastand, als ob er es vermeiden wolle, mit seinen Blicken dem holden Antlitz der Prinzessin zu begegnen. Statt seiner sprach Adam: „Dann erst, gnädige Frau, kann ich Euch in der That aus vollem Herzen dankbar sein, wenn ich weiß, daß der Knabe sicher ist." — „Es ist's; sein Alter dient ihm zum ausreichenden Schutz", sagte Prinz Eduard.

„Mein junger Cousin, Du bist kein Geächteter; Dein Onkel wird Dich von Herzen willkommen heißen. Es steht Dir eine Laufbahn offen, auf der Du die Ehre Deines Namens wieder einlösen kannst.“ — Ein glühendes Roth überzog das Gesicht des Knaben, der mit erstickter Stimme erwiederte: „Der Name meines Vaters bedarf keiner solchen Einlösung.“ — Ein gleichzeitig ausgestoßener bittender Ruf von Seiten der Prinzessin und ein warnendes Knurren von Seiten de Gourdons erinnerten Richard, daß er einen gefährlichen Boden betrete; der Prinz aber antwortete im Tone tiefen Gefühls: „Wohlgesprochen, Richard; der Ausdruck paßt nicht auf einen so berühmten Namen, und ich hätte eher sagen sollen, daß ich Dir gerne an die Hand gehen wolle, ihn zu neuen Ehren zu bringen. Du bist schon einmal mein Page gewesen — willst Du es wieder sein, und eines Tags mein Ritter, mein treuer Baron?“ — „Wie kann ich dies?“ entgegnete Richard, in demselben gedämpften aber entschiedenen Tone. „Ihr wart es, der ihn und meine Brüder erschlug.“ — „Hoho“, rief der Prinz, „der arme Knabe meint, seine ganze Verwandtschaft sei gefallen.“ — „Wie, sollte ich irren?“ rief Richard, mit plötzlicher Lebhaftigkeit das Haupt aufrichtend. „Haben sie sich gerettet?“ — „Dein Bruder Heinrich starb mit — mit dem Grafen“, sagte Eleanor; „aber die übrigen haben in Frankreich Sicherheit gefunden.“ — „Und meine Mutter — meine Schwester?“ fragte Richard. — „Sie sind gleichfalls im Ausland“, antwortete der Prinz. „Auch Dir steht es frei, Richard, Dich ihnen anzuschließen; doch höre mich zuerst an. Wir bleiben noch zwei Tage in diesem Jägerhaus; halte Dich so lang zu uns — wenn Du nicht willst, braucht Dein Name und Rang nicht bekannt zu werden — und wenn Du dann noch immer wähnst, ich sei schuld an dem Tod Deines Vaters — wenn Du nicht einen liebenden Verwandten in mir erkennen kannst, der ihn hochgeschätzt hat, so will ich Dich mit

sicherem Geleit an die Küste schicken und Dir Empfehlungsbriefe mitgeben an meinen Onkel, den König von Frankreich." — Richard warf einen spähenden Blick auf den Sprecher, um zu sehen, ob sich's in dem vorliegenden Falle um eine Einladung oder um einen Befehl handelte. — „Du bist mein Gefangener", ließ sich Eleanor in mildem Tone vernehmen und näherte sich ihm in der liebkosenden Weise, in welcher junge Frauen Knaben, die sie zu gewinnen wünschen, zu ermuthigen pflegen. — „Kein Gefangener, sondern ein Gast", sagte Eduard; und Richard erkannte aus dem Ton der Stimme, daß in Anbetracht der zwei Tage ihm keine Wahl blieb.

Drittes Kapitel.

Alton Lodge.

Zum erstenmal seit Monaten schlief Richard de Montfort, statt auf einem Lager von Haidekraut, wieder auf einem Feldbette; doch wollte es ihm dabei nicht wohl zu Muthe werden. Er war der vierte Sohn Simons de Montfort, des großen Grafen von Leicester, und in früheren Jahren unter der sorgfältigen Leitung des trefflichen Kaplans Adam de Marisko, eines Zöglings und Schülers des berühmten Bischofs von Lincoln, Robert Grostête, gestanden. Seine älteren Brüder hatten sich früh der wohlthätigen Führung des gedachten Priesters entzogen, vorwärts gedrängt durch die traurigen Umstände, welche schließlich ihren Vater veranlaßten, die Waffen gegen den König zu ergreifen; da sie jedoch nicht die edle Natur theilten, welche ihren Erzeuger bewogen, als Kämpe für das

englische Volk aufzutreten, so waren sie nur zu gesetzlosen Rebellen geworden, welche dessen hohe Stellung nicht im Interesse des Volks, sondern in ihrem eigenen ausbeuteten. — Richard, der als Knabe sich keine Selbstständigkeit angemaßt, wohl aber früh einen lebhaften, verständigen und gelehrigen Geist entwickelt hatte, war der besondere Liebling seines Vaters gewesen. Dem jungen Sohn erschien der große Graf als ein Musterbild alles bewunderungswürdigen, weisen und edlen, und in der That waren sein tief religiöser Sinn, seine Gerechtigkeitsliebe, seine Wohlthätigkeit gegen die Armen, seine hohe Ausbildung in allen kriegerischen Fertigkeiten, seine Weisheit im Frieden, seine innige Liebe zu der Familie, welcher er als festes, mächtiges Haupt vorstand, vollkommen geeignet, eine glühende Anhänglichkeit in Richard zu wecken, dessen Wesen weit mehr mit dem seligen gemein hatte, als das eines jeden andern von seinen Söhnen.

Auf Montfort waren Ungerechtigkeiten und Beleidigungen gehäuft worden durch den schwachen und wankelmüthigen König, der den Grafen weit besser verstanden haben würde, wenn derselbe gleich anderen selbstsüchtigen Verwandten, die den Thron umgaben, für seinen eigenen Vortheil und nicht für die Aufrechterhaltung der Charta magna gerungen hätte. Richard war zu jung, um sich der Zeit zu erinnern, in welcher seine älteren Brüder fast auf dem Fuß der Gleichheit gestanden hatten zu ihren Vettern, den Söhnen des Königs; er wußte daher von den Beziehungen seines Vaters zum Hof nichts, als daß er von dem König und dessen Räthen ungerecht und treulos behandelt worden. Seine Mutter und seine Brüder hatten darüber bittere Klage geführt, waren aber bisweilen von dem Vater wieder begütigt worden, der fast immer, selbst unter den schlimmsten Verhältnissen, den hilflosen König entschuldigte und den ehrenhaften Absichten des Prinzen Eduard das Wort redete. Richard sah daher bei seiner Unbekanntschaft mit den Rechtsfragen in seinem Vater nur die Stütze der

Gesetze und den Arm der Unterdrückten gegen einen eidbrüchigen Hof. Wie dann endlich der Aufruf zu den Waffen erfolgte und sein Vater sammt seinen Brüdern sich das weiße Kreuz anhefteten, erschien ihm der Krieg für die Vertheidigung der großen Karte in demselben heiligen Licht, wie ein Kreuzzug, und er bat angelegentlich, daß man ihm erlauben möchte, gleichfalls das Schwert zu nehmen; da man ihn jedoch für zu jung hielt, so fiel ihm von dem Sieg bei Lewes nichts weiter zu, als das triumphirende Gefühl, das er mit allen um Kenilworth her theilte. Als man ihn später nach Hereford zu dem Prinzen Eduard als Pagen schickte, trat er diesen Dienst in dem Wahne an, daß der königliche Vetter ein wilder Feind seiner Familie sei; er war daher nicht wenig erstaunt, als er in demselben einen feinen ritterlichen Hofmann von eigenthümlich leutseligem Wesen, einen begeisterten Freund der Musik, der Dichtkunst und der Waffenspiele fand. Weit entfernt, den Stolz und den Hochmuth zu zeigen, von dem die in Kenilworth versammelten Vasallen so viel zu sprechen wußten, benahm er sich huldvoll gegen alle und zeichnete namentlich seinen jungen Pagen dadurch aus, daß er ihn als Verwandten und Lieblingsgefährten behandelte, so daß Richard wohl sagen konnte, er habe von demselben weit mehr Rücksicht erfahren, als von seinen wilden, unbändigen Brüdern.

Nachdem Eduard seine Flucht bewerkstelligt und sich den Mortimers und Clares angeschlossen hatte, war Richard wieder nach Haus zurückgekehrt, wo seinem Lob des Prinzen von Seiten des alten Montfort mit einem melancholischen Lächeln zwar, aber doch ein geneigtes Gehör geschenkt wurde, da der Graf daraus den Schluß zog, sein wackerer Pathe dürfte dereinst wohl die schlimmen Berather des alten Königs abschütteln und sich in seiner ächten edlen Farbe zeigen; die Brüder jedoch lachten und höhnten über jedes Wort zu Gunsten des Prinzen. Eduards einschmeichelndes Wesen habe, behaupteten

sie, bereits den jungen Clare ihrer Sache abwendig gemacht. Vergeblich stellte ihnen der Vater vor, daß sie den Abfall des Hauses Gloucester nur ihrer eigenen übermüthigen Rechtsverachtung zu danken hätten, indem sie eine Tyrannei an den Tag gelegt, weit schlimmer, als die, welche im Namen des Königs geübt worden sei. — Da sie jedoch Heinrich von Winchester in ihren Händen hatten, so gewann ihre Sache den Anschein der Rechtmäßigkeit, und der Einfluß der Brüder machte sich auch in soweit auf Richard geltend, daß dieser sich seiner Zuneigung zu dem Prinzen schämte und es im Licht einer verrätherischen Rebellion aufgriff, als Eduard seine Streitkräfte sammelte und mit denselben über den Grafen von Leicester und seinen Anhang herfiel. Nur mit Schmerz hatte der Vater, welcher die Mutter mit den jüngeren Söhnen in Sicherheit bringen wollte, der Bitte des Knaben, bei ihm bleiben zu dürfen, nachgegeben, weil er schließlich zu der Anschauung kam, ein ehrenvoller Tod sei für ihn besser, als das Leben eines geächteten Flüchtlings. Und so hatte denn auch Richard den Ausruf gehört, welchen der alte Graf lautwerden ließ, wie er die Königlichen in so guter Ordnung anrücken sah: „Sie haben diese Angriffsweise von mir gelernt. Gott habe Erbarmen mit unseren Seelen, denn unsere Leiber sind dem Prinzen verfallen.“ Als darauf sein ältester Sohn voll Zuversicht sprach und den Vater bat, nicht zu verzagen, antwortete dieser: „Das thue ich nicht, mein Sohn; aber an allem, was jetzt geschieht, ist nur Deine Anmaßung und der Stolz Deines Bruders schuld. Ich bin des festen Glaubens, daß ich fallen werde für die Sache Gottes und der Gerechtigkeit.“

Richard hatte an der letzten Kommunion seines Vaters theilgenommen, seinen Segen erhalten und wie ein Mann ihm zur Seite gestanden in dem Ring verzweifelter Kämpfer, die nach altenglischer Sitte das Schlachtfeld wohl mit ihren

Leibern decken, aber sich nicht von demselben verdrängen lassen wollten. Seit jener Zeit war dem Knaben kein anderer Umgang geblieben, als der mit Bauern und Geächteten, die alle einen bitteren Haß im Herzen trugen gegen den Hof, welcher sie grausam bedrückte, und mit warmer Liebe hingen an ihrem Kämpen, Simon dem Gerechten, über dessen Wohlthätigkeit so viel gesprochen wurde, daß die Sagen durch die Zugaben von Mund zu Mund allmälig bis zu Wundern sich erhöhten, die selbst sein abgehauener Kopf, seine vom Leib getrennten Gliedmaßen noch wirken sollten. Jeder Tag erhöhte den Stolz des Knaben auf seines Vaters Andenken und seinen Haß gegen die Hofpartei, die dessen Fall verursacht; daher auch seine bitteren Gefühle, als er sich in der Hand des Prinzen sah, und sein Ankämpfen gegen die Erinnerung an die günstigen Eindrücke, die Eduard früher durch gewinnendes Benehmen und persönliche Freundlichkeit auf ihn gemacht hatte. Er hätte sich selbst dafür hassen mögen, daß er nicht ohne weiteres den Mörder seines Vaters herausgefordert, um, wenn sich auch nicht mehr erzielen ließ, wenigstens gleichfalls von dessen Hand zu sterben. Wie peinlich war nicht das Gefühl der Selbstverachtung, wenn er sich sagen mußte, alles, was er spreche, werde von dem Prinzen gutmüthig im Scherz aufgenommen, und was er auch thun möge, sei einer solchen Kraft gegenüber weiter nichts als die Anstrengung einer ärmlichen Schnake. Dazu kam noch das Bewußtsein, dessen er sich trotz all seiner Mühe nicht erwehren konnte, daß für ihn, den Sohn eines provençalischen Edlen und einer Mutter aus fürstlichem Geblüt der Hof mit seiner feineren Gesittung doch eine weit geeignetere Atmosphäre war, als das wilde Leben im Wald, das er in letzter Zeit geführt. Allerdings gebrach es der Freiheit des grünen Forstes nicht an Reizen, und er hatte Adam de Gourdon aus treuem Herzen geliebt; allein schon die edlere Sprache, die gebildetere Ausdrucksweise mutheten ihn

viel heimischer an, und obschon er die Prinzessin, welche während der Unruhen sich am Hof des heiligen Ludwigs aufgehalten, nie gesehen hatte, so übte doch schon die erste Begegnung wider Willen auf ihn den Eindruck, daß er sich wieder unter Verwandten und Freunden befinde. Er mußte sich jedoch selbst sagen, daß diese Gefühle unwürdig seien, und nahm sich vor, unverbrüchlich seinen Entschluß kundzuthun, daß er sein Schicksal nicht trennen wolle von dem seiner verbannten Brüder, während der zwei Tage aber ein gemessenes Schweigen einzuhalten und nach Ablauf derselben von dem Prinzen mit einer Herausforderung zu scheiden, welche ausgefochten werden sollte, sobald sein Arm genug erstarkt und geübt sei, um die Waffen wie ein Mann zu führen.

In Gemäßheit dieses Entschlusses erschien er in der Frühmesse und an der Tafel noch immer mit schweigsamem Ernste und wich namentlich dem jungen Hamlyn de Valence aus, welcher als der Sohn eines von Heinrichs III. Halbbrüdern zu dem Prinzen Eduard in demselben Verwandtschaftsverhältniß stand wie zu Richard, dessen Mutter eine Schwester des Königs Heinrich war. Ohne Zweifel hatte Hamlyn von dem Prinzen einen Wink erhalten; denn obgleich er den jungen Montfort nicht mit freundlichen Blicken betrachtete, gestand er ihm doch eine Gleichheit des Ranges zu, die sich kaum mit Richards unscheinbarer Wäldlertracht vertrug. — Es war ein Jagdtag. Der Prinz ritt mit einem Sauspieß aus, um eines der Ungeheuer des Waldes zu erlegen, von dem ihm nur unbestimmte Gerüchte zugegangen waren, bis es Adam de Gourdon auf sich nahm, ihm das Lager der Bestie zu zeigen. Er hatte Richard eingeladen, sich an der Hetze zu betheiligen, der Knabe aber treu seinem Vornehmen, wo immer möglich jegliche Gunst abzulehnen, kurzangebunden dafür gedankt; als jedoch der ritterliche Jagdzug sich auf der Waldwiese dahin bewegte, wandelte es den armen Richard doch fast wie Reue an, während

er, seinen Leonillo an der Koppel zurückhaltend, den reisigen Jägern nachsah und sich die aufregende Waidlust vergegenwärtigte, die denselben bevorstand. — Den größten Theil des Tages verbrachte er damit, daß er, den Hund an seiner Seite, unter einem Baume lag und über die Scenen seines früheren Lebens nachdachte, die vor seinem kindlichen Geiste wie die eines unverstandenen Dramas, an welchem er keinen Theil hatte, vorübergegangen waren, jetzt aber seiner reiferen Erkenntniß Stoff zur Deutung gaben. Den Mittelpunkt aller seiner Erinnerungen bildete die stattliche Figur seines Vaters, mochte derselbe nun Meldungen über Vertragsbrüche entgegennehmen, rasche Vorkehrungen zum Handeln treffen, das Ungestüm seiner Söhne und Parteigänger zu dämmen suchen, oder Blicke banger Sorge auf seine jüngern Kinder werfen. Richard erinnerte sich noch wohl der Worte, die er gesprochen, als er die Kunde erhielt, daß seine Söhne Simon und Guido im Kanal die Kaufmannsschiffe geplündert hätten: „Ach, als ich es treulicher mit dem Gesetz hielt, denn mit der Krone, ließ ich mir nicht träumen, daß ich eine Brut heranzog, die allem Gesetz und aller Loyalität trotzbieten würde.“ Ebenso war es dem Knaben noch frisch im Gedächtniß, wie der Vater, nachdem beschlossen worden, ihn dem Prinzen zu Hereford als Gesellschafter beizugeben, gesagt hatte, er werde in dem Königsohn einen Spiegel aller Tugend und Ritterlichkeit kennen lernen, und auf die entrüstete Einsprache der Brüder bemerkte: „Ich spreche nur die Wahrheit. Stünden nicht die Thorheit des Königs und seine meineidigen Rathgeber zwischen meinem Neffen Eduard und seinem besseren Ich, so hätten wir in ihm einen ausgezeichneten Souverän zu gewärtigen. Nur sein Pflichtgefühl gegen einen irregeleiteten Vater hat ihn auf die Seite geführt, die uns feindlich gegenüber steht.“

„Und doch“, sagte Richard zu sich selbst, „konnte der Prinz gegen den Mann, der so von ihm dachte und sprach,

einen grausamen Krieg führen, ja selbst noch an der Leiche schnöden Schimpf üben! Wie vermag ich diese zwei Tage auszuhalten in solcher Nähe? Lieber wollte ich, wofern er mich nicht fortlassen sollte, als Gefangener in seinem tiefsten Kerker liegen, denn als Gast sein Brod essen. Bei der heiligen Jungfrau, ich werde ihm dies ins Gesicht sagen — werde ihm erklären, daß er seine Gunstbezeugungen für sich behalten könne. Allein will ich nach der Küste, allein meinen Brüdern Simon und Guido nachreisen, ohne seine Empfehlungsschreiben an den französischen König. Alle Könige, selbst wenn sie den Geruch der Heiligkeit an sich tragen, stehen miteinander im Bund und machen gemeinsame Sache, wie mein armer Bruder Heinrich sagte, als das Schiedsrichteramt über unsere Erfolge bei Lewes diesem Franzosen zugewiesen wurde. Ich will mit keinem von ihnen zu schaffen haben. Ha, kömmt da nicht die Prinzessin? Sie wird mich hoffentlich nicht sehen, denn ihre schönen Worte sind mir wie Gift und Galle." — Trotz seiner Geneigtheit, eine abstoßende Seite hervorzukehren, war doch die feinere Erziehung zu sehr bei ihm in Fleisch und Blut übergegangen, als daß er es über sich hätte gewinnen können, roh und faul am Boden liegen zu bleiben; er erhob sich daher, lüpfte seine Mütze und trat bei Seite, während Eleanor von Kastilien, welcher in einiger Entfernung zwei ihrer Kammerfrauen folgten, langsam und mit spanischer Grandezza gegen den Waldweg herkam. In Richards Nähe angelangt, wandte sie sich gegen ihn und lächelte mit einer Anmuth, die ihn auf der Stelle gewonnen haben würde, wenn er sich nicht der Hohnreden seiner ältern Brüder über die wohlfeile Münze eines königlichen Lächelns erinnert hätte. Er machte eine einfache Verbeugung; doch Leonillo erwies sich zugänglicher und sprang der Dame entgegen, um der majestätischen Gestalt, die sein hündischer Sinn zu respektiren beliebte, eine würdevolle Huldigung darzubringen. Richard sah sich daher genöthigt, hervor-

zutreten und Leonillo zurückzurufen; er bat um Entschuldigung, und die Prinzessin antwortete darauf, indem sie das schöne Thier lobte und streichelte, eine Auszeichnung, für die der Hund seinen Dank mit einem Anstand ausdrückte, welcher verrieth, daß er sich einer nicht minder guten Erziehung zu erfreuen gehabt hatte, als sein junger Gebieter.

„Du bist ein schöner Bursche", sagte die Prinzessin, ihm die Hand auf den stolzen Kopf legend, „und ohne Zweifel eben so treu, als schön." — „Treu bis in den Tod, gnädige Frau", versetzte Richard mit Wärme. — „Er gehört wahrscheinlich Dir und nicht Deinem Begleiter", sagte die Prinzessin. „Ich erinnere mich — als Dein tapferer Vater meinen Herrn und mich nach unserer Vermälung von Burgos zurückgeleitete, erwarb er in den Pirenäen zwei Hunde, die, wie mich deucht, der gleichen Rasse angehörten." — „Es ist so, gnädigste Frau, das waren die Eltern meines Leonillo", antwortete Richard, unwillkürlich seinem Vergnügen über diese Bemerkung Raum gebend. — „Ich entsinne mich jener Reise noch recht gut", fuhr Eleanor fort; „ich habe bei jener Gelegenheit den großen Grafen zum erstenmal kennen gelernt. Meine Brüder pflegten mir neckisch zu sagen, ich solle mich wohl hüten, so weit nordwärts zu gehen, denn die Engländer seien rohe Inselbewohner, förmliche Wilde ohne alle Erziehung; allein obschon ich kaum eilf Jahre zählte, war ich doch nicht blind für den Adel des Grafen, und selbst mein Bruder mußte gestehen, wenn alle meine Unterthanen ihm glichen, so würde ich über ein Volk von Königen herrschen. Wie gütig war er gegen mich, als ich beim Abschied von meiner Heimat und von meinen Freunden in Thränen ausbrach. Er gab sich Mühe, mit mir kastilianisch zu reden, tröstete mich, als die Königin, meine Schwiegermutter, von mir eine Würde verlangte, die ich noch nicht anzunehmen verstand, und schalt meinen jungen Bräutigam, weil er der mädchenhaften Braut

so wenig Respekt erzeigte." Eleanor lächelte bei dieser Erinnerung an eine Zeit, über welche jetzt eilf Jahre hingegangen waren. „Einmal fand er mich weinend, weil mein Eduard die Schärpe, die ich ihm gegeben, einem jener Hunde um den Hals gebunden, und der väterliche Rath, den er mir damals ertheilte, klingt noch in meinen Ohren. Ach, Leonillo, dein kluges Gesicht ruft in meinem Geist viele Gedanken der Vergangenheit wach, und es freut mich, deine Treue loben zu hören." — „Er hat dies wohl verdient, Lady", sagte Richard, „denn zunächst verdanke ich ihm die Rettung meines Lebens." „Ich bitte, erzähle mir dies", entgegnete die Prinzessin, welche während des Sprechens weiter gegangen war und jetzt mit Richard, der ihr wohl oder übel folgen mußte, den durch das Gehölz gehauenen Pfad betrat. „Es hat uns längst verlangt, etwas über Dein Schicksal zu hören. — „Ich kann nicht viel erzählen, gnädige Frau", erwiederte Richard. „Das letzte, dessen ich mich von jenem schrecklichen Tag her erinnere, ist, daß mein Vater um Schonung bat — für uns — für meinen Bruder Heinrich und mich. Wir hörten die Antwort: ‚Keinen Pardon für Verräther!' und Heinrich wurde vor unseren Augen todt niedergestreckt. Mein Vater rief: ‚Bei dem Arm des heiligen Jakob, es ist für mich Zeit, zu sterben!' Ich sah, wie er mit beiden Händen sein Schwert erhob und einen wilden Wälschmann niederhieb, der auf mich losstürzte. Dann verlor ich die Besinnung, bis ich im Mondlicht wieder zu mir kam, geweckt durch das Gewinsel und die kühle Zunge dieses Hundes, der mir das Blut vom Gesicht leckte."

„Guter Hund! treues Thier!" murmelte die Prinzessin, Leonillo liebkosend. „Und bist Du schwer verwundet gewesen, Richard?" — „Ja", antworte Richard; „ich hatte einen Lanzenstich in der Seite, und ein wälsches zweihändiges Schwert war durch meinem Helm gedrungen, so daß es mir fast den Schädel gespalten hätte. Wahrscheinlich setzten auch die Reiter

über mich weg; denn als ich den Fuß bewegen wollte, fühlte ich, daß er gebrochen war. Oh, wie schrecklich wurde mir damals der Gedanke, jetzt erst sterben zu müssen. Dann, gnädigste Frau, kamen Lichter und murmelnde Stimmen; es waren Marodeure von Mortimer's wälschen Banden, die gekommen waren, um auf dem Schlachtfeld zu plündern. Ich hörte sie mit einander plappern und sah voraus, wie es mir ergehen würde, wenn sie das weiße Kreuz auf meiner Brust bemerkten. Doch Leonillo stand über mir und schreckte sie durch sein löwenartiges Gebrüll zurück; und als einer, der kühner war, als die übrigen, sich dem Erdaufwurf näherte wo ich lag, packte mein Wächter den beutegierigen Schuft an der Kehle. Ich hörte den Kampf, das Knurren des Hundes und den Hilferuf des Mannes, bis endlich beide verstummten. Dann vernahm ich die rauhe Stimme Gourdons, welcher den guten Hund lobte; der treue Adam hatte sich nämlich nach der Schlacht im Wald versteckt und von dort aus Leonillos Heulen, dem er nachging, gehört. Einen Augenblick später standen Hund und Mann mir zur Seite. Adam nahm mir den zerbrochenen Helm ab und richtete mich auf; aber ach, gnädige Frau, welch' ein Anblick trat mir da entgegen! Der Mond leuchtete nieder auf ein Erntefeld ohne seines Gleichen, Leiche an Leiche um den Hügel her, auf dem ich gelegen. Ich erkannte das aufwärts gekehrte Antlitz meines Vaters in dem bleichen Mondschein — o Lady, darauf einen Frieden und eine Majestät, wie ich sie sonst nie gesehen, nicht in seinem Schlafgemach, nicht in der Turnirhalle. Ich bat Adam, mich an seiner Seite niederzulegen und die Nacht über mit Leonillo Wache zu halten; allein er sagte, die Plünderer würden in einer übermächtigen Anzahl zurückkehren, und es sei besser, für die Lebenden, als für die Todten zu sorgen. Dann trug er mich trotz meines Sträubens von hinnen. O, gnädige Frau, als wir fort waren, wurde eine schändliche That

verübt.“ — „Denk nicht mehr an dies“, sagte Eleanor; „es hat meinen Herrn bitter geschmerzt, daß es so gegangen ist. Hoffentlich weißst Du, daß er der Hauptleidtragende war, als man die geehrten Ueberreste in dem geweihten Boden der Abtei Evesham beisetzte, und ich bin durch Personen, die ihn an jenem Tage sahen, unterrichtet worden, daß er vor Trauer um seinen Pathen und seinen Vetter Heinrich dem Sieg keine Freude abzugewinnen vermochte. Ich kann Dir die Versicherung geben, daß ich ihn noch sehr traurig fand, als ich drei Monate später, nachdem er Deine Mutter in Dover gesehen, zu ihm nach Canterbury kam. Er sagte, man habe den weisesten und besten Baron in England zum Rebellen gemacht und dann erschlagen. Auch um Dich war er sehr bekümmert, denn erst jetzt hatte er von Deiner Mutter gehört, daß Du in der Schlacht gewesen und daß seitdem keine Kunde über Dich eingelaufen sei. Er sagte, unter allen Deinen Brüdern habest Du die größte Aehnlichkeit mit Deinem Vater, und ich habe Dich in der That alsbald an Deinen Augen erkannt, Richard. Wo bist Du während dieser Monate gewesen?“

„Anfangs hielt ich mich in einer Einsiedlerzelle, die in die Mauer einer Kirche eingebaut war, versteckt“, antwortete Richard. „Ihr müßt mir nicht zumuthen, Lady, daß ich Namen nenne; doch als Adam mich todesmatt und fast sterbend auf seinem Rücken dahin trug und in dem Kirchhof Licht blinken sah, klopfte er an und bat um Hilfe. Der gute Einsiedler hatte Mitleid mit meiner Noth; als er aber erfuhr, wer ich war, gab er mir ein Obdach um meines Vaters willen, der stets ein Schirmer und Freund aller frommen Männer gewesen. So lag ich auf seiner Streu in der Mauer, bis ich wieder gehen konnte. Mittlerweile wachte Adam über mir in dem nahen Wald und kam von Zeit zu Zeit nachts, um zu sehen, wie es mir gehe, und um mir Nachrichten zu bringen. Simon hielt sich noch in Kenilworth, und wir hofften, zu ihm

stoßen zu können; doch als wir uns endlich auf den Weg machten, war ich noch zu lahm und zu schwach, um einen langen Tagesmarsch bestehen zu können. Da trafen wir auf — kurz, auf eine Bande Räuber, die uns anhielten, halb als Gäste, halb als Gefangene. Sie konnten den starken Arm Adams brauchen. Unter ihnen befand sich ein verschmitzter Graukopf, der schon in Robin Hoods Bande eine Rolle gespielt hatte, unter der Genossenschaft als Hauptmann angesehen war und uns derselben einzuverleiben wünschte. Ihr werdet lächeln, Lady, wenn ich Euch erzähle, wie der alte Mann, während ich auf der Binsenstreu lag, neben mir saß und mir vom Räuberleben vorsprach wie früher Vater Adam de Marisco von der Gelehrsamkeit — als von einer guten und edlen Wissenschaft, welche in diesen Tagen aus Mangel an Muth und Kraft immer mehr in Verfall gerathe. Die Trägheit sei zur Tagesordnung geworden, sagte er; für die Barone und Fürsten sei der Krieg ein Lebenselement, und sie nähmen jeden tüchtigen Kerl, der dazu gemacht wäre, im Wald seinen Bogen zu spannen, für sich in Anspruch. Wenn es der Prinz so forttreibe, werde es bald in ganz England keinen ehrlichen Räuber mehr geben. Der alte Mann war indeß sehr gut und freundlich gegen mich und unterwies mich in der Handhabung des langen Bogens so daß ich es meinem Lehrer in Odiham hätte zuvorthun können. Dennoch vermochte ich mich mit dem Räuberleben nicht zu befreunden, und die Bande traute mir nicht. Endlich erfuhren wir, daß auch Kenilworth gefallen war, und da ich inzwischen wieder zu Kräften gekommen, so stahlen wir uns fort aus der Gesellschaft der Geächteten, die Richtung nach Süden einschlagend, indem ich hoffte, in Odiham meine Mutter zu finden. Wie aber auch Odiham den Unsrigen entrissen war, trieben wir uns in dem altoner Forst um, bis wir Mittel fänden, nach der Küste zu gelangen."

„Das heißt, bis Du den Freund fandest, der sich nach

Dir gesehnt und der Dich gesucht hatte", versetzte Eleanor. „Wie hast Du es angegriffen, junger Richard, das Herz meines Gatten während seiner Gefangenschaft so ganz zu gewinnen?" — „Ich kann mir nicht denken, warum er mir eine Beachtung geschenkt haben sollte", antwortete Richard derb; denn der Gedanke tauchte wieder in ihm auf, daß man ihn beschwatzen und durch Schmeichelei gewinnen wolle. — „Ich denke, ich kann Dir die Ursache nennen", entgegnete die Prinzessin. „Kam es nicht einmal vor, daß Du mit anhörtest, wie er mit Thomas de Clare einen Fluchtplan besprach? Du ließest sie merken, daß Du Dich in der Nähe befändest, machtest aber gleichwohl Deinem Vater Anzeige davon." — „Ja", erwiederte Richard überrascht; „wie hätte ich anders handeln können?" — „Versteht sich", sagte Eleanor; „und eben dadurch gewannst Du die Achtung Deines Verwandten. ‚Der junge Bursche ist loyal und zuverlässig', sagte er zu mir; ‚schade, wenn ein solches Herz auf einem ruhmlosen Felde zu Grunde ginge. Ich wünschte, ich fände ihn, um ihm einigermaßen vergelten zu können, was sein Vater an mir gutes gethan hat.' Glaube mir, Richard, es würde ihm die größte Freude machen und seinen Gram erleichtern, wenn er Dich um sich behalten könnte." — „Seinen Gram, meine Dame?" erwiederte Richard. „Wie kann ich glauben, daß er sich um meinen Vater gräme, der ohne ihn —'s ein Schluchzen erstickte seine Stimme, denn er gedachte de, Gegensatzes zwischen der Zerstreuung einer ihrer Güter beraubten Familie und dem fürstlichen Haushalt, an dessen Spitze der große Graf und die schöne Gräfin gestanden. — „Er mag diese Frage selbst beantworten", sagte Eleanor. „Sieh, da kömmt er aus der Buchen-Allee uns entgegen."

Und in der That kam die stattliche Gestalt des Prinzen auf sie zugeschritten. Die Jagd war zu Ende, und als er hörte, daß seine Gattin einen Spaziergang in dem Walde mache, schlug er einen anderen Pfad ein, um ihr entgegen zu

gehen; ein schönes Lächeln leuchtete auf seinem Antlitz, wie er bemerkte, in welcher Gesellschaft sie sich befand. — „Ich glaube, Du willst Freundschaft schließen mit meinem jungen Vetter", sagte er zärtlich. — „Das möchte ich gern", versetzte Eleanor; „aber leider fühlt er, daß er eine lange, dunkle Abrechnung hinter sich hat, die unserer Freundschaft im Wege steht." — Richard schlug den Blick zu Boden und blieb stumm; die Prinzessin hatte seinen Gedanken Ausdruck verliehen. — „Richard", sagte der Prinz, „es geht mir ebenso, und gerade deshalb habe ich mich gesehnt, Dich bei mir zu haben. Höre mich an. Du bist, seit ich an dem Berg von Hereford von Dir schied, älter geworden, und hast inzwischen die Mühen und Sorgen, die auf dem Manne lasten, kennen gelernt. Darum wirst Du auch vielleicht begreifen (es ist dies freilich nicht allen Menschen gegeben), daß jede Frage zwei Seiten hat. So höre denn. Dein Vater war der größte Mann, den ich je gekannt, und, mit Ausnahme meines königlichen Onkels in Frankreich, wohl auch der heiligste. Er war mein Lehrer im ritterlichen Handeln und in königlicher Gesinnung; gebe Gott, daß die Früchte seiner Unterweisung in mir bleibend seien. Von ihm lernte ich, daß die edle königliche Gewalt uns nicht gegeben ist zur Selbsterhöhung, sondern als ein Amt, uns anvertraut, um die Wohlfahrt anderer zu fördern. Diese Anschauung war für ihn die Triebfeder seiner ganzen Lebensthätigkeit."

„Es ist so", murmelte Richard, eingedenk der Reden, die er so oft aus dem Munde seines Vaters vernommen. — „Er wollte sie auch auf seine ganze Umgebung überpflanzen", fuhr Eduard fort; „aber es gab andere, welche meinten, die königliche Gewalt sei blos ein Mittel, sich des Lebens zu erfreuen, und in jeder Beschränkung derselben ein Verbrechen gegen die Krone sahen. Diese zogen in die eine, der Graf in die andere Richtung, und ihn veranlaßte seine edle Natur, mit den Be-

einträchtigten gemeinsame Sache zu machen. Es wäre eitel, alles vergangene wieder aufzuwärmen. Diejenigen, welchen er sich anschloß, verfolgten selbstsüchtige Zwecke und rissen ihn mit sich fort. Die Krone hatte sich verleiten lassen, Eingriffe in die Rechte der Vasallen zu thun, und die Vasallen ihrerseits griffen die Rechte meines Vaters an. Es wurden Eide erzwungen obschon man auf beiden Seiten wußte, daß sie nicht gehalten werden konnten, und zwischen den Gewaltthätigkeiten, die bald hüben, bald drüben stattfanden, war es kaum möglich, die richtige Linie einzuhalten. Der Graf bildete sich ein, wenn er meinen Vater in seinen Händen habe und alle anderweitigen Einflüsse abwehre, könne er England die glücklichen Tage wiedergeben, deren es sich unter meinem Schutzpatron, dem heiligen Eduard, erfreut haben soll; allein Du weißst selbst, Richard, daß die von ihm geübte Gewalt keine gesetzliche war und daher seine Autorität unbeachtet blieb, ja daß diejenigen, welche ihm am nächsten standen, sich hauptsächlich dagegen auflehnten. Er vermochte es nicht, die Bedingungen durchzusetzen, auf welche hin ich mich ergeben hatte, konnte nicht einmal hindern, daß mein Vater nicht blos als Gefangener behandelt wurde, und was das englische Volk betraf, so erduldete es nur ein vervielfältigtes Elend unter den Tyrannen, die sich erhoben hatten." — „Hieran trägt mein Vater keine Schuld", rief Richard, und seine Wange erglühte. — „Niemand weiß dies besser als ich", sagt der Prinz; „allein nachdem er einer schwachen Hand die Zügel entrissen, mußte er finden, daß auch von ihm das Roß sich nicht lenken ließ. Was blieb mir anderes übrig, als den Vertrag, der mir nicht gehalten wurde, gleichfalls zu brechen und meinen Vater zu befreien in der Hoffnung, ich könne, nun ich zum Manne geworden, den Zuständen des Landes eine sichere Grundlage geben? Ich hatte gehofft, aus treuem Herzen gehofft, die Angelegenheiten so zu ordnen, daß der Graf selbst zugestehen

werde, seine Lehren seien an dem Neffen nicht verloren gegangen und man dürfe der Krone das Vertrauen schenken, daß sie die Charte nicht beeinträchtigen wolle; auch zählte ich darauf, er werde mir mit der Weisheit seines Rathes an die Hand gehen. Allein ich hatte Parteigenossen, Richard, welche über meine Befehle hinausgingen. Groll und bitterer Haß fraßen um sich, und die Gemüther erhitzten sich in einem Grade, daß sie nichts mehr von Schonung wissen wollten. Nachdem ich meinen Vater blutend und voll Entsetzen von dem Schlachtfelde fortgetragen, nach welchem man ihn grausamerweise geschleppt hatte, fand ich bei meiner Zurückkehr, daß gegen meinen Befehl ein wildes, mörderisches Metzeln stattgefunden und daß es mit all meiner Hoffnung, mein Onkel von Leicester werde mir verzeihen und seine Freundschaft wieder zuwenden, ein Ende hatte." Die Lippen des Prinzen bebten, während er so sprach, und Thränen glänzten in seinen Augen. Der sichtliche Kampf übrigens, den es ihn kostete, diese Kundgebung weicherer Gefühle zu unterdrücken, riefen in Richard die tiefe, nachdrückliche Ueberzeugung hervor, daß das Leid seines Vetters kein erkünsteltes war.

Eine Weile fühlte Eduard sich außer Stand zu sprechen; dann fügte er bei: „Es nimmt mich nicht wunder, daß ich bei euch darum angesehen bin, als falle mir diese Blutschuld zur Last. Simon und Guido erkennen in mir nur den Mann, mit welchem sie in tödtlicher Fehde leben, und begreifen nicht, daß ihre eigenen Ausschreitungen jene rücksichtslosen Hände gegen ihn waffneten. Selbst meine Tante entsetzte sich vor mir und flehte mich um Erbarmen an, als ob ich ein keine Schonung kennender Tyrann sei. Doch Du, Richard, Du hast genug geerbt von dem Geiste Deines Vaters, um einzusehen, daß mein Antheil an seinem Fall nicht aus meinem freien Willen quoll und daß es mir einen freudigen Trost bereiten müßte, wenn ich in einem seiner Söhne einen treuen Verwandten fände." — Die

hochherzige Bitte des starken Mannes machte einen ergreifenden Eindruck. Richard beugte sein Haupt; die Prinzessin verwandte kein Auge von ihm. Endlich nahm der Knabe verwirrt das Wort: „Gnädiger Herr, Ihr müßt besser wissen, als ich, was mir zusteht. Wäre es ritterlich — wäre es ehrenhaft?“ — Die Prinzessin trat wie in Entrüstung zurück ob einer solchen Frage an ihren Gatten; doch Eduard verstand den Sprecher besser und entgegnete: „Was am meisten mit dem Christenthum im Einklange steht, ist auch am ritterlichsten.“ Nach einer Pause fuhr er fort: „Frage Dein Herz, Richard; welche Wahl würde Dein Vater für Dich getroffen haben — eine Führung, wie sie hoffentlich mein Haushalt stets bieten wird, oder den Antheil an dem unsteten und wie ich fürchte, freibeuterischen Leben Deiner Brüder?“

Richard konnte nicht vergessen, wie streng ihm sein Vater verboten hatte, sich seinem Bruder Simon bei der Belagerung von Pevensey anzuschließen, wußte ferner, daß Simon und Guido dem alten Grafen stets nur Schmerz und Kummer bereitet, und begann zu begreifen, daß der Neffe, mit welchem dieser seinen letzten Kampf gekämpft, gleichwohl dessen bester Zögling gewesen. — „Du wirst bleiben“, sagte Eduard entschieden; „wir wollen uns dann bestreben, einestags den Zustand der Dinge herbeizuführen, für welchen Dein Vater und ich gerungen haben, obschon leider in feindlich sich gegenüberstehenden Gliedern“. — „Wenn meine Mutter ihre Zustimmung gibt“, erwiederte Richard, noch immer gesenkten Hauptes. Die Worte gingen nur schwer über seine Lippen, denn er fühlte sich unwiderstehlich angezogen von seinem Cousin, der nie mächtiger zu sein schien, als in seiner Herablassung. — „Dann, Richard de Montfort“, sagte Eduard ernst, „laß uns den Kuß des Friedens austauschen, wie es Verwandten ziemt, welche dem zwischen ihnen bestehenden Groll abgesagt haben.“ — Richard blickte auf; der Prinz aber beugte sein stolzes Haupt zu ihm nieder, und

es folgte eine feierliche Umarmung, welche in den ernsten Zeiten des Mittelalters für die bündigste Besiegelung der Freundschaft galt. — Und es war, als wenn in diesem Kusse die Seele Richards von Montfort mit der des englischen Eduard verschmölze zu jener opfermuthigen Herzinnigkeit, welche seit den Tagen des Bundes zwischen dem Sohn des von Gott verworfenen israelitischen Königs und dem jugendlichen Sieger über den Kämpen der Philister eine der edelsten Leidenschaften junger Herzen gewesen ist.

Viertes Kapitel.

Die Versetzung.

Wenn das Neue seine Reize hat, so gilt das gleiche von dem hohen Alterthum; darum ist auch seit vielen Generationen die große Abteikirche von Westminster dem Engländer doppelt theuer in ihrer durch die Jahrhunderte und den Rauch geschwärzten Schönheit. Welchen herrlichen Anblick muß sie jedoch gewährt haben, als sie eben erst hervorgegangen war aus den Händen der Erbauer — als jeder Winkel, jede Kante des rahmweißen Gesteins in klarer Schärfe sich hervorhob und jeder Sims, jede Blume so vollkommen geformt erschien, wie der Meißel sie geschaffen. Das tiefe Portal der westlichen Front erhob sich mit stattlicher Großartigkeit und doch mit einem leichten Schwung, wie man in England etwas ähnliches nie gekannt, da dieser Stil erst jetzt nach dem Muster der großen französischen Dome über den Kanal hinüber verpflanzt worden war. Dazu die Anhangsbauten, einerseits der

Palast und die Halle, auf der andern Seite das Kloster mit seinen hochummauerten Höfen und dem überdachten Kreuzgange, das edle Refektorium und die gewölbte Küche, das Herbarium oder der Garten mit seinen schattenspendenden Bäumen und den seltenen Pflanzen aus Palästina, seiner Abdachung gegen die breite majestätische Themse, die ihre blauen Wellen auf gewundenem Pfad zwischen smaragdenen Wiesen und mit Busch und Wald bekleideten sanft ansteigenden Hügeln dahin wälzte. Im Osten stand auf den Höhen die mit Zinnen gekrönte Stadt, über deren Festungswerken hoch sich der weiße Thurm erhob. — Die herbstliche Oktobersonne des Jahres 1269 erleuchtete nie eine prachtvollere Scene, als an dem Tag, an welchem sie die Ceremonie verherrlichte, die noch jetzt im englischen Kalender verzeichnet steht. Dieser Gedächtnißtag feiert nämlich die Versetzung der Leiche König Eduards, des Bekenners, nach der Westminsterabtei aus einem niedrigen normanischen Bau mit schweren Bogen, den er selbst, wie er meinte auf den Befehl des heiligen Petrus, hatte herstellen lassen. Der Fürst, dem ein weiches Herz und frommer Sinn im Gegensatz zu der wilden Natur seiner aus dem Auslande stammenden Nachfolger in den Augen nicht nur der Engländer, sondern auch ihrer normanischen Herren eine Heiligenglorie errungen, sollte fortan fast auf gleichem Fuß stehen mit dem großen Apostel selbst als einer der Schutzpatrone der Abtei, deren Hauptanziehungspunkt er wenigstens in sofern geblieben ist, als über die Aechtheit seiner Reliquien kein Zweifel obwalten kann. — Die ihm zu Ehren errichtete neue Kapelle hinter dem prächtigen Gitterchor war endlich hergestellt, und er sollte an diesem Tag darin beigesetzt werden. Ein Sarkophag von reinem Gold, verziert in dem vollkommenen Geschmack jener Periode, hatte den königlich gekleideten Leichnam aufgenommen, der laut den Berichten der Mönche schön und ruhig dalag, ohne eine Spur von Moder zu zeigen. Der Prachtsarg wurde nun von König

Heinrich selbst, seinem Bruder, dem römischen König Richard, und den beiden Prinzen Eduard und Edmund erhoben.

Dieses doppelte Brüderpaar bot einen interessanten Anblick. Die beiden Könige, welche nahezu in gleichem Alter standen und mit solcher Innigkeit aneinander hingen, daß sie kaum eine Trennung zu ertragen vermochten, bis der Tod das müde Herz des einen brach, waren zwei vor der Zeit ergraute Männer, deren Züge die Zeit nicht härter, sondern eher schwächer und unsicherer gemacht hatte. Ihre Gesichter zeigten eine große Aehnlichkeit, doch ließ sich Heinrich von Richard leicht durch eine gewisse Ungleichheit in dem Umriß seiner Augenbrauen unterscheiden. Beide trugen lange, wallende Leibröcke, an welchen die Seitennähte nur bis zu den Hüften niederliefen, so daß die Unterglieder mit aller Freiheit sich bewegen konnten. Das blaue Gewand Heinrichs trug als Brustverzierung die englischen Löwen in rothen und goldenen Stickereien, während man auf dem Purpur oder vielmehr Scharlach Richards den Reichsadler bemerkte, zum Zeichen, daß er mit den Schätzen aus seinen cornischen Minen die eitle Herrlichkeit der römischen Krone deutscher Nation sich erkauft hatte. Die beiden Könige würden mit ihrem besten Willen und trotz ihres guten Glaubens, ein verdienstliches Werk zu erfüllen, physisch unfähig gewesen sein, ihre Last eine Strecke weit fortzuschleppen ohne die Unterstützung von Seiten der beiden jüngeren Träger, welche zu den Füßen des Heiligen ihren Dienst verrichteten und dabei ihre Kraft mit einer Gewandtheit zur Verwendung brachten, daß der Sarg eine ebene Lage einhielt.

Einer derselben war der Jäger, welchen wir von dem altoner Forst her kennen. Seine Züge trugen den charakteristischen Stempel tiefer Ehrfurcht und Begeisterung, und wie er langsam und ruhig sich dahin bewegte, ohne daß man ihm eine Spur von Anstrengung anmerkte, obschon er mit seiner Riesenkraft die Hauptlast auf sich genommen, ragte sein Kopf

hoch empor über seine ganze Umgebung, während seine Augen zwar zu sehen, aber nicht zu beachten schienen, was sie vor sich hatten, sondern den Ausdruck einer ins Weite streifenden, betrachtenden Seele zeigten. Die gegenwärtige Scene brachte ihm nicht das Bild von vier Fürsten zur Anschauung, begriffen in frommer Huldigung einem königlichen Heiligen gegenüber, den man durch persönliche Betheiligung an der Ceremonie und durch eine glänzende Schaustellung andächtiger Verehrung zu einem werthvollen Schutzpatron und Fürsprecher gewinnen könne; noch weniger vergegenwärtigte sie sich ihm als ein Prunkzug, in welchem er seine hohen körperlichen und geistigen Eigenschaften zu beugen hatte, um zwei schwachsinnigen alten Männern behilflich zu sein, dahin zu wanken unter dem von Gold umhüllten Leichnam eines vor zwei Jahrhunderten gestorbenen noch thörichteren und thatenloseren Monarchen. Nein, seine Augen und Gedanken hafteten in gleicher Weise an der großen, unsichtbaren Welt, deren Gesänge vielleicht im Wiederhall an sein Ohr schlugen — einer Welt, wo heilige Könige ihre Kronen niederlegen vor dem Thron und wo auch der lammfromme Geist des Bekenners in die Loblieder einstimmen mochte, Ehre darbringend Dem, welchem allein aller Preis, alle Ehre und Herrlichkeit gebühren.

Prinz Edmund, der ihm gegenüber ging, war kleiner von Statur, ein Mann von finsterer Stirne, weniger regelmäßigen Zügen und dunklerem Teint, so daß er der ältere der beiden Brüder zu sein schien. — Die Aufgabe, welcher er sich unterzogen, kostete ihn große Anstrengung und erhöhte noch die leichtgebeugte Haltung, welcher er den historischen Beinamen „Schiefrücken“ zu danken hatte. Er trug das Wappen Siciliens, auf das er seine Ansprüche noch nicht aufgegeben. Sein Auge war nicht, wie das seines Bruders, in die Ferne gerichtet, sondern schweifte umher und suchte seine junge Verlobte, die Lady Aveline von Lancaster, die schöne Erbin der

gleichnamigen Grafschaft, die für einen jüngeren Sohn selbst von königlichem Geblüt als wünschenswerthe Mitgift gelten konnte.

Alle vier Träger gingen mit entblößten Füßen. Die beiden Prinzen trugen Gewänder, ähnlich dem ihres Vaters, nur mit dem Unterschied, daß ihren linken Schultern ein Kreuz von weißem Tuch aufgeheftet war, zum Zeichen, daß sie zu den Pilgern und Kreuzfahrern gehörten, welche im Begriff standen, nach dem heiligen Land aufzubrechen.

Das Tabernakel, in welchem der goldene Sarg ruhen sollte, war im wesentlichen dasselbe, wie wir es noch heutzutage sehen: unten die dreifach zugespitzten Bogen, ein Doppelgerüst mit sechs und vier Bogen oben, dann die gewundenen Säulen, welche von dem sogenannten schönen Thor des Tempels herrühren sollen; damals aber glänzte alles von Mosaikarbeit in Gold, Lapislazuli und edlen Steinen, da und dort untermengt mit Stückchen farbigen Glases, die allein von der ursprünglichen kostbaren Ornamentik sich bis auf unsere Zeit erhalten haben. Um dieses Heiligthum her stellten sich die Hauptpersonen des Zuges auf. Man sah da den Erzbischof Bonifaz von Savoy, einen Kopf, dessen Züge nach einer wilden Jugend das Alter veredelt hatte, und alle seine Bischöfe mit den juwelenbesetzten Mitren und den in Gold, Elfenbein und Email prangenden Krummstäben unter den prächtigen Baldachinen, in welche Porträts und ganze Scenen eingestickt waren. Die infulirten Aebte, nicht weniger prunkvoll anzusehen, standen in der zweiten Reihe, während der Großprior der Hospitaliter in seinem Scharlachmantel und die Tempelritter in den rothbekreuzten weißen Mänteln die Mittelgliederung zwischen den Geistlichen und den Kriegern bildeten. Weltpriester und Mönche, die um ihrer Stimmen willen ausgewählt worden, erfüllten jeden verfügbaren Raum: und auf einer Tribüne der Vorderseite saßen im festlichen Aufputz die Damen des Hofs meist mit unbe=

decktem Haupt und kostbaren Edelsteinen in den Haaren. Elanor von der Provence, die Königin, die noch gerne jugendlich erschienen wäre, nahm sich etwas hager aus in dieser Galatracht; desto besser ließ sie Beatricen von Falkmorite, der jungen Deutschen, welche der römische König Richard noch in seinem Alter um ihres schönen Gesichtes willen geehlicht hatte. Lächelnd und die großen blauen Augen weit geöffnet, saß die jugendlich-rosige Gestalt da, das Diadem von Smaragden und Rubinen tragend, als sei es ein Maßliebchenkranz, und unter kindlichem Geflüster den Bewegungen ihres Königs folgend, für die Rolle, die sie bei der Festlichkeit zu spielen hatte, stets angewiesen auf den Beistand der neben ihr sitzenden Prinzessin Eleanor, die nicht viel älter und auch nicht so rosig war, dagegen in königlicher Anmuth und Würde vor ihr bei weitem den Vorrang behauptete. An Eleanor schmiegte sich ein helläugiger, blondhaariger Knabe von vier Jahren an, der verwundert der von ihm nur halbverstandenen Ceremonie zusah; seine Blicke wanderten hin und her zwischen seinem Vater und den zunächst der Tumba stehenden blau- und weißgekleideten Ministranten mit den silbernen Rauchfässern, aus denen von Zeit zu Zeit würzige Weihrauchwolken aufstiegen, zuvörderst die Gestalten der Celebranten umhüllend, um sodann nach oben unter den hohen Gewölben des Daches sich zu vertheilen.

Die eigentliche Feierlichkeit konnte nur von der großen Minderzahl der begünstigteren Personen gesehen werden. Die dienstthuende Geistlichkeit, der Zugehör des Hofs und der hohe Adel ließen in der Kirche keinen Raum mehr für die geringere Welt, welche sich für das ihm entgehende Schauspiel durch einen großartigen Festtag entschädigte. Der gutmüthige König Heinrich hatte dem Sohn, der jetzt, obschon nur hinter den Coulissen, die Zügel führte, gestattet, ohne Rückhalt in seine Kasse zu greifen und das Volk in großartigem Maßstab zu bewirthen. Da ging es nun an ein Backen, Sieden und Braten,

nicht nur in dem Palast und in der Abtei, sondern auch in zahllosen, auf freiem Feld errichteten Buden, während für die Bequemlichkeit von allen Klassen überall Tische aufgestellt und Binsen gestreut waren. In der Nähe des Kircheneinganges hatte sich das Gefolge der im Innern befindlichen Herrschaften in einer Art Ordnung aufgestellt, und die andächtigeren lauschten auf die Töne der Liturgie, indem sie sich bald verbeugten, bald bekreuzten, so oft die entsprechenden Versikel laut genug an ihr Ohr schlugen; meist aber war das Verhalten dieses untergeordneten Personals so verschieden, wie sein Aeußeres. Hier standen schwarze Benediktiner, dort weiße Augustiner in Gruppen um die wohlgenährten Maulthiere ihrer Aebte; da säeten finstere, hochmüthige Templer in ihrer schwarz und weißen Gewandung den Samen des Hasses gegen ihren Orden, während die scharlachfarbigen Hospitaliter immer eine heitere, freundliche Miene zeigten, selbst wenn sie die andrängende Menge zurückstießen. Ein grauköpfiger Squire, der bei dem König in allen seinen Bedrängnissen ausgeharrt, hielt seine Dienstleute zusammen; eine Abtheilung bärenartig aussehender Deutschen wartete auf Richard von Cornwall, und die reich aufgezäumten Zelter der Damen standen unter der Obhut hochgeborener Pagen, die bisweilen in Güte oder Gewalt die Volkshaufen abwehrten, bisweilen aber auch ihre Freude an dem Getümmel kundthaten.

Nicht blos die benachbarte Stadt London hatte ihre Kaufleute, Krämer und Handwerker ausgesendet, um das verschwenderische Gepränge anzustaunen und zu bekritteln, sondern die Freigebigkeit, in der Heinrich sich so gerne gehen ließ, auch Bettler aller Art angezogen, während aus den benachbarten Dörfern die Bauern herzugeströmt waren, um an den Vergnügungen ohne Ende ihren Antheil abzufangen. Da sammelten Minstrels und Geschichtenerzähler Gruppen um sich her; dort breitete ein Gaukler den Teppich aus, auf dem er seine Kunststücke producirte, von einer Hand zur anderen eine end-

lose Reihe von Kugeln fliegen ließ und auf der Nase eine Lanze, mit einem Papagei auf der Spitze, balancirte; an einem andern Platz sah man einen Schwarm von Mädchen mit seltsam um die Fußknöchel befestigten Gewändern, die einen Tanz auf den Händen ausführten, während an ihren in die Luft erhobenen Zehen eine Anzahl von Glöckchen bimmelte.

Bauer und Bettler, Bürger und Tausendkünstler, der Schaulustige und der Raritätenzeiger, alles strebte jetzt in gleicher Weise dem Raum vor dem großen Eingang zu, aus welchem die Procession herauskommen mußte, begierig auf das nicht wiederkehrende Schauspiel und vielleicht auch eines reelleren Segenregens gewärtig; denn die älteren Bettler erinnerten sich noch der Zeit, als Prinz Eduard (mögen alle Heiligen ihn beschützen!) erst fünf Jahre alt war. Man hatte damals den Prinzen gewogen und, um Unglück abzuwenden, dessen Gewicht in schönen blanken Goldstücken unter die Armen ausgestreut, um für den jungen Herrn Gebete zu erkaufen. Ein Almosen von Eduards Gewicht konnte nun allerdings bei dessen derartiger Statur auch die ausschweifendste Phantasie nicht erwarten; allein hungrige Blicke hafteten auf dem kleinen Erben, und unzufriedene Lippen hatten erklärt, dieser Knirps werde nie abwerfen, was sein Vater. Ein Geflüster über die Möglichkeit einer solchen Spende hatte sich indeß bald zur Gewißheit gesteigert, und der Pöbel mühte sich ab in wüthender Anstrengung, um einen günstigen Platz zum Auffassen selbst des spärlicheren Goldregens, wie ihn der Prinz Heinrich in Aussicht stellte, zu erringen; im Lauf der Zeit wurde daher das Gedränge immer dichter und unlenksamer, der Kampf hitziger und ungestümer. — In das Geschrei, das Schimpfen und das Geächz der bei Seite gestoßenen oder niedergetretenen mischten sich die festlicheren Töne und diejenigen von dem Geleitspersonal, welche auf dem Fluß in den großen, schönverzierten Barken, dem gewöhnlichen Beförderungsmittel der Vornehmen,

harrten, begannen der Ueberzeugung raumzugeben, daß sie, wenn sie auch weniger von dem Schauspiel am Ufer sahen, sich jedenfalls des Vortheils einer geringeren Unbequemlichkeit und Gefahr erfreuen durften. „Denn man würde schwer bei dem Prinzen anstoßen“, murmelte einer der Pagen, „wenn man die Lümmel bearbeitete, wie sie's verdienen.“

„Ja, namentlich wenn dabei die Londoner in Frage kommen“, versetzte ein Gefährte desselben, der im Lauf der vier Jahre, seit wir ihn zum letztenmal gesehen, beträchtlich größer geworden war.

„Nicht daß zwischen ihnen eine große Liebe obwaltete. Er hat ihnen nie den Tag vergessen, an welchem sie die Königin mit faulen Eiern bewarfen und ihr Schimpflieder zusangen, wie auch sie es ihm noch recht gut gedenken, daß sie von ihm bei Lewes wie Korn von dem Schnitter niedergemäht wurden.“

„Und die Schlacht verloren“, murmelte der andere Page; dann fügte er bei: „Je weniger Liebe, desto mehr Grund zur Vorsicht.“

„O ja, wir wissen, Ihr seid ein Politiker, Junker Richard“, lautete die höhnische Erwiederung; „doch Ihr braucht nicht zu fürchten, daß ich mit Euren spießbürgerlichen Freunden Händel anfange. Ich möchte dem Prinzen nicht vor die Augen treten, wenn ich mir gegen dieses Lumpenpack Freiheiten erlaubt hätte.“

„Hört, Junker Hamlyn, der Tumult ist lauter als je“, sagte ein ältlicher Mann von geringerem Range, welcher den Befehl über die in die königlichen Farben (roth und gold) gekleideten Ruderer führte. „Junge Herren, die Messe muß zu Ende sein; ich denke, es ist besser, wir fahren gegen die Stufen hin, als daß Ihr solche unbesonnene Reden führt.“

Hamlyn de Valence, der am Steuer saß, lenkte die Barke gegen die breite Steintreppe, welche, ehe Heinrich VII. seine

Kapelle angefügt, zunächst der Mittelschiffnische an das Ufer hinunterführte. In diesem Augenblick ließ sich ein lauterer Ton, halb Schrei, halb Hilferuf, vernehmen; etwas weiter oben plätscherte es im Wasser, und auf dem Fluß wurde ein kleines blaues Bündel bemerklich, das augenscheinlich bei der wildbewegten Menge am Land keine Beachtung fand. Kaum war jedoch Richard desselben ansichtig geworden, als er seinen Mantel von sich warf und über Bord sprang. Ein dritter Page, ein kleiner Bursche von neun oder zehn Jahren, stieß einen lauten Schrei aus; doch Richard arbeitete rüstig der Strömung entgegen, und es gelang ihm, ein Kind zu fassen, mit dem er, theilweise vom Lauf der Wellen unterstützt, wieder auf die Barke abhielt; athemlos erreichte er dieselbe und hielt sich mit der einen Hand an dem Schandbeck.

„Ihr seid mir eine saubere Bootskameradschaft", sagte Hamlyn boshaft. „Wie kann man Euch hereinbringen über die Sammtkissen?" — Der kleine Page stieß einen Ruf der Entrüstung aus. — „Halt einen Augenblick das Kind, Johann", keuchte Richard, es gegen seinen jüngeren Freund emporhaltend. „Ich will nur ein wenig zu Athem kommen und dann ans Land schwimmen, um seine Freunde aufzusuchen."

„Was gibt es da?" fragte eine Stimme von oben; und als die Insassen der Barke aufschauten, wurden sie des Prinzen ansichtig, der, während das Rettungswerk aller Augen in Anspruch genommen, mit seinem jungen Sohn auf dem einen und der Gattin am anderen Arm die Treppe herunter gekommen war. „Richard über Bord?" — „Ein Kind ist vom Ufer aus ins Wasser gefallen, gnädigster Herr", entgegnete hastig der kleine Johann, seine Mütze abnehmend: „er schwamm hinaus, um es aufzufangen." — „Schnell in die Barke, Richard", befahl der Prinz; „man kann ja den Tod haben in dem kalten Wasser."

Und in der That begann Richard zu fühlen, daß sein Unternehmen nicht ohne Gefahr war. Zwei von den Ruderern halfen ihm herein, und die Barke fuhr an der Treppe vor. Sobald die Prinzessin eingestiegen, fragte sie nach dem armen Kinde. Es hatte sich nicht lange genug in dem Wasser befunden, um das Bewußtsein zu verlieren, obgleich es bisher zu erschreckt gewesen war, um zu schreien; wie es jedoch die Augen aufschlug und sich in so fremden Händen sah, brach es in ein klägliches Gewimmer aus und rief in gebrochenen Lauten nach dem „Pa-pa“.

„Erlaubt mir, gnädigste Frau“, sagte Richard, nachdem man ihn von den für den Tag eingenommenen reichen Vorräthen mit einem Glas Wein gelabt hatte, „es sogleich ans Land zu bringen. Ich werde wohl seine Angehörigen auffinden.“ — „Nicht doch“, versetzte die Prinzessin; „es wäre Wahnsinn, dies zu thun, während es in seinen nassen Kleidern steckt, und auch Du, Richard, kannst in den Deinigen nicht bleiben.“ Während sie sprach, war der Prinz mit dem Hofgefolge eingestiegen, und die Barke schob von der Treppe ab. „Gebt das Kind mir“, sagte sie, ihre Arme ausstreckend, ohne Rücksicht auf die Vorstellung, welche ihr eine der Kammerfrauen machte, oder auf das Schluchzen und Sträuben des Kindes zu nehmen, das sie zu beschwichtigen suchte, während sie ihm zugleich das durchnäßte blaue Kleidchen auszog und es in einen warmen wollenen Mantel hüllte. „Es ist ein hübsches kleines Ding“, fuhr sie fort, „und man hat nicht übel dafür gesorgt. Ich kann mir den Jammer seiner Mutter denken. Sei ruhig, sei ruhig, liebe Kleine; wir nehmen Dich nach Haus, kleiden Dich, und dann kannst Du zu Deiner Mutter gehen“, fügte sie in weit besserem Englisch hinzu, als sie es vor vier Jahren im altoner Wald gesprochen. Doch das Kind ließ nicht ab, nach dem Papa zu rufen, und die Prinzessin fragte nach dem Namen seines Vaters. — „Père“, lautete die Ant-

wort in einem eigenthümlichen Accent, welcher die Prinzessin zu der Bemerkung veranlaßte, daß dies eine provençalische Zunge sei. „Und auch die Augen sind provençalisch“, fügte sie bei; „seht nur, die Farbe ist ganz dieselbe, wie die von Richards Augen.“ Sie wiederholte dann die Frage nach dem Namen des Vaters und des Kindes in provençalischer Sprache, erhielt aber keine andere Antwort, als wieder „Père“ und „Bessy“, „hübsche Bessy“, letzteres in unverkennbarem Englisch. — „Ich dachte, nur meine eigenen Kinder wüßten kaum einen Unterschied zu machen zwischen der Sprache Englands, der Languéd'oc und der Languéd'oui“, sagte Eleanor. — „Uns erging es ebenso, gnädige Frau“, versetzte Richard. „Vater Adam pflegte zu sagen, wir seien ein kleines Babel.“

Das Kind schaute, als es seine Stimme hörte, nach ihm hin, streckte die Hände gegen ihn aus und wiederholte die Bitte, man möge es zu seinem Vater bringen. — „Sie ist wahrscheinlich das Kind eines Minstrels oder eines Troubadours“, sagte der Prinz. „Wir wollen nach ihm fahnden lassen, sobald wir den Savoy erreicht haben.“ — Der Savoy-Palast war für den berüchtigten Onkel der Königin Eleanor, den Prinzen Thomas von Savoyen, erbaut und in jüngster Zeit von der Königin selbst als Hochzeitsgeschenk für ihren Sohn Edmund angekauft worden; vorderhand aber wohnte daselbst während des Aufenthalts in der Nähe von Westminster Eduard mit seiner Familie, und die Barke hielt vor der breiten Treppe an, die nach dem Palasthof hinaufführte. Richard mußte die Kleine der Prinzessin und ihren Damen überlassen, obschon sie mit einer Beharrlichkeit nach ihm schrie, daß ihm Eleanor aufgab, wieder zurückzukehren, sobald er seine Kleider gewechselt habe.

Einige Minuten später stellte er sich wieder ein und fand, daß man inzwischen das kleine Mädchen in ein Kleidchen, das einem der königlichen Kinder gehört, gehüllt hatte. Allerdings

wußte Bessy diese Ehre nur wenig zu würdigen, wie sie sich überhaupt von allen den Leckereien, die man ihr anbot, abwandte und nur nach ihrem Vater jammerte, zur großen Entrüstung der zwei kleinen Prinzen Heinrich und Johann, welche Hand in Hand daneben standen und sie anstarrten. Sobald Richard eintrat, flog sie auf ihn zu und bedrängte ihn aufs neue mit abgebrochenen Bitten, sie zu ihrem Vater zu bringen. Abermals versuchte man sie auszufragen; doch gelang es Richard, mochte er nun englisch oder provençalisch reden, immer weit besser, als der Prinzessin, von ihr verständliche Antworten zu erhalten. Ob sie in ihm ihren Retter erkannte, oder ob seine Sprache sie mehr anheimelte, sie schien sich ausschließlich von ihm angezogen zu fühlen, und so brachte er denn von ihr heraus, daß ihre Heimat weit abliege, auf dem Green, unfern den rothen Mönchen, und daß ihr Vater blind sei und verirren müsse, wenn er nicht sie zur Führerin habe. Das kleine Geschöpf, das kaum drei Jahre zählte, war augenscheinlich in größter Noth wegen dieses Vaters, der in ihr allen Schutzes und aller Leitung entbehrte.

Richard fühlte sich in gleicher Weise gerührt und geschmeichelt von der ausschließlichen Bevorzugung, welche ihm das kleine Wesen zu theil werden ließ; auch lag etwas in ihren provençalischen Augen und in ihrer Sprache, was ihn so lebhaft an seine eigene junge Schwester Eleanor erinnerte, daß er um die Erlaubniß bat, man möge ihm den Dienst überlassen, sie ihren Angehörigen zurückzubringen. Die Prinzessin unterstützte ihn hierin, indem sie erklärte, es wäre grausam, das arme kleine Geschöpf mit einem anderen Fremden fortzuschicken; auch werde seine provençalische Zunge nöthig sein, um unter den Troubadours ihren Vater aufzufinden.

Eduard gab diesen Gründen nach, befahl jedoch Richard, zwei Bewaffnete mitzunehmen, und legte ihm ans Herz, daß er wohl auf seiner Hut sein möge; auch gestattete er nicht,

daß der kleine Johann de Mohun ihn begleite, der, halb Page, halb Geißel, in letzter Zeit dem Gefolge der Prinzessin beigegeben worden war und, da er von Hamlyn und dessen Kameraden viel Plackereien ausstehen mußte, sich mit solcher Innigkeit an Richard angeschlossen hatte, daß er ihm auch bei diesem Abenteuer folgen zu dürfen bat. In der That hielt Eduard eine scharfe Zucht ein und duldete weder eine zu große Familiarität noch Unverschämtheit gegen die äußere Welt, namentlich wo sich's um Berührung mit der Einwohnerschaft Londons handelte. Wenn daher Richard ihm je Anstoß gab, so geschah dies durch eine gewisse Freiheit im Benehmen gegen Untergebene, zu welcher der Graf von Leicester die Glieder seiner Familie angehalten hatte, die aber von dem Prinzen stets sehr mißfällig vermerkt wurde. Letzterer rief daher Richard, nachdem dieser schon die Thüre erreicht hatte, wieder zurück und gab ihm auf, unter keinem Vorwand zu zaudern oder auf Wortwechsel einzugehen; wenn seine Spähe ihn allzulang aufhalte, solle er lieber in dem Tower übernachten, als an einem der Thore, welche nachts von den Bürgern bewacht wurden, sich anhalten und ausfragen zu lassen.

Fünftes Kapitel.

Der alte Hospitaliter.

Richard rief ein kleines Boot herbei und schickte sich an, mit zwei rüstigen Gewaffneten, von denen einer Adam de Gourdon war, über den Fluß zu setzen. Leonillo war ihm mit bittendem Blicke die Steintreppe hinunter gefolgt, und

nun kam Richard sowohl als Adam auf den Gedanken, wenn das Kind sie nur nach der Stelle geleiten könne, wo sein Vater gesessen, dürfte ihnen der Geruch des Hundes zur sichersten Führung dienen. — Die kleine Bessy schien vollkommen getröstet zu sein, als sie sah, daß es zu ihrem Vater zurückging; sie blieb ruhig auf Richards Knie sitzen und verzehrte die Confituren, welche die Prinzessin ihr mitgegeben, so daß der Jüngling eine Figur machte, welche die Insassen der ihnen begegnenden Flußboote einigermaßen in Staunen versetzte.

Als sie landeten, hatte sich das Hauptgedränge zwar verloren; doch ging es unter Trinken und unter Belustigungen aller Art noch wild und lebhaft genug her. Namentlich war jede Thüre der Abtei von hungrigen Haufen belagert, welche die Spenden entgegennahmen, und Richards Fragen nach einem blinden Mann, der sein Kind verloren, blieben entweder unbeachtet, oder ohne befriedigende Antwort. Bessy selbst war verwirrt und außer Stand, den Platz, wo ihr Vater zuletzt gesessen, aufzufinden. Auch Richard wußte sich unter solchen Umständen nicht zu helfen und hatte gute Lust, die Kleine wieder zurückzunehmen, um so mehr, da ihn das Gelächter des Thomas de Clare und anderer junger Edelleute, die ihn mit seinem seltsamen Schützling neckten, etwas außer Fassung brachte. — Endlich hellte sich das Gesicht des Mädchens auf bei einem Anblick, der ihrem Auge nicht fremd zu sein schien. „Die guten rothen Mönche", sagte sie; „sie geben Bessy Suppe — sind gut Freund vom Vater."

Mit einem Stral der Hoffnung näherte sich Richard einigen Brüdern von St. Johann, die vor dem Abteithore ihre Pferde bestiegen, um nach ihrem Haus in Spitalfields zurückzukehren; dann lüpfte er die Mütze und drückte seinen Wunsch aus, den hohen wetterbraunen alten Ritter mit wohlwollendem Gesicht zu sprechen, der eben seinen Scharlachmantel zurückschlug, um sich auf einen arabischen Grauschimmel von nicht minder

ehrwürdigem Aussehen zu schwingen. — „Ha, ein junger Kreuzfahrer, wie ich bemerke“, lautete der Gruß des alten Ritters, sobald er des weißen Kreuzes auf Richards Mantel ansichtig geworden. „Willkommen, Bruder! Bedarfst Du guten Raths für Deine fromme Reise ins Morgenland?“

„Ich danke, ehrwürdiger Herr“, entgegnete Richard; „mein gegenwärtiges Anliegen betrifft nur den Vater dieser Kleinen hier, die durch das Volksgewühl in den Fluß gedrängt wurde. Sie deutete auf Euch und sagte, sie hätte von Euch Wohlthaten genossen.“ — „Es ist das Kind des blinden Heinz, Sir Robert“, sagte ein schwarzgekleideter dienender Bruder, der hastig vortrat. „Die Knechte von dem Green sagten mir, der arme Mann sei fast von Sinnen, weil er in dem Gedränge sein Kind verloren habe.“ — „Warum hat er sie hergebracht?“ rief Robert. „Ich glaube, mit dem Verstand des armen Kerls geht's in die Brüche.“ — „Wie der Schuhflicker Hob mir erzählte“, fuhr der Bruder fort, „hatte das Kind ein Verlangen, die Procession zu sehen, und es wäre alles gut gegangen, wenn nicht die Reisigen des Lord Pembroke unter die Menge eingebrochen wären und rücksichtslos das Volk nach rechts und links auseinander getrieben hätten, um für ihren Herrn und sein Gefolge Bahn zu machen. Heinz wurde niedergeworfen und das Kind so weit seitwärts gestoßen, daß man fürchtete, es sei über den Uferdamm hinunter gefallen. Hob und sein Weib hatten Noth, den armen Mann fortzuschaffen, denn sein Gejammer hätte einen Stein erbarmen können. Da er außerdem in dem Getümmel nicht unbedeutend beschädigt worden, so gab ich ihnen Erlaubniß, ihn auf den Wagen zu legen, auf welchem wir Eurer Hochwürden Festgewand und die Rüstungen, die wir der Abtei für die Schaustellung borgten, hergeführt hatten.“

„Recht, Bruder Hilarius“, sagte Sir Robert, „und für den Schaden des alten Mannes haben wir da die beste Arznei.

— Er muß einmal ein tüchtiger Krieger gewesen sein", fügte er gegen Richard bei; „jetzt ist er aber nur noch eine Ruine von einem Menschen, aufgebraucht in den Kriegen Eures Grafen von Leicester." — „Wo finde ich ihn?" fragte Richard, der ein lebhaftes Interesse an allen alten Anhängern seines Vaters nahm. „Ich möchte ihm gerne sein Kind zurückgeben." — „Er wohnt in einer Hütte auf Bednall Green", antwortete der dienende Bruder; „aber zwei- oder dreimal in der Woche kömmt er nach dem Spital, um nach seinen alten Schäden sehen zu lassen." — „Ja", fügte Sir Robert lächelnd bei, „und wir sagen ihm, wir müssen vor seiner kleinen Hexe bald die Thüre schließen, da sie allen unseren Brüdern den Kopf verdreht. Unter den Novizen macht sie gar schlimme Arbeit." — „Vielleicht eine noch schlimmere unter den Herren Komenthuren", entgegnete lachend ein blondhaariger Jüngling mit offenem Gesicht aus dem Noviziat. „Ich werde es dieser Tage Heinz stecken, wie dem Vernehmen unsere Brüder, die Templer, mit kleinen Kindern auf ihren Lanzen Fangball spielen." — „Ich verbitte mir solche lose Reden über unsere Brüder vom Tempel, Raynald", sagte Sir Robert, für einen Moment eine ernste Miene annehmend. — „Junger Sir, ich rechne mir's zur Ehre, wenn Ihr mit uns reiten wollt; wir werden Euch recht gerne den Weg nach Bednall Green weisen."

„Mit Vergnügen würde ich mich Euch anschließen, Sir", versetzte Richard; „aber ich gehöre zum Haushalt des Prinzen Eduard, und mein Pferd befindet sich auf der anderen Seite des Flusses." — „Dem ist bald abgeholfen", sagte Sir Robert, der ein großes Wohlgefallen an unserem jungen Freund zu finden schien, sei es wegen des weißen Kreuzes, das er auf der Schulter trug, oder weil er sich liebreich gegen das kleine Spielzeug des Spitals erwiesen hatte. „Unser junger Bruder Engelbert von Fuchsstein hat Erlaubniß, diese Nacht bei seinem Bruder im Gefolge des römischen Königs zu bleiben, und sein

Roß steht Euch zu Diensten, wenn Ihr dem armen Spital die Gunst erweisen wollt, darin zu übernachten und am andern Morgen, nachdem Ihr zurückgeritten, in Westminster das Thier seinem Eigenthümer zuzustellen."

Richard wußte, daß er diese Einladung wohl annehmen durfte, ohne besorgen zu müssen, daß er dadurch das Mißfallen des Prinzen erregte, der zu den Rittern vom Hospital auf dem besten Fuße stand; er entließ daher de Gourdon und den andern Waffenmann mit dem Auftrag der geeigneten Meldung und dankte mit Wärme dem alten Großprior, worauf er die eine Hand an den Sattel des schweren Streitrosses legte und, ohne den Bügel zu berühren, sich auf dessen Rücken schwang. — „Das war gut, Junker", sagte Sir Robert, „man sieht wohl, daß Ihr zum Gefolge des Prinzen gehört." — „Soweit wie der Prinz hab ich's doch noch nicht gebracht", entgegnete Richard; „er schwingt sich aufs Pferd in voller Rüstung." — „Ihr habt recht; aber laßt Euch ein Stückchen freundlichen Raths ertheilen, junger Herr. Solche Kunststücke mögen recht gut passen für die Turnirhalle, sollten aber in dem heiligen Land unterbleiben, wo es gilt, seine Kraft nur der einen großen Sache zu widmen." Während der letzteren Worte bekreuzte er sich. — Ein Zwischenspiel bildete jetzt Bessys entschiedene Abneigung, vor dem Bruder Hilarius platzzunehmen; sie wollte durchaus auf das mächtige rahmweiße Thier gesetzt werden, von dessen Höhe aus Richard auf den Großprior und dessen schmächtigen Araber eigentlich herabsah.

„Das sind die deutschen Ungeheuer, welche unsere Brüder über den Kanal herüberbringen", sagte Sir Robert. „Merkt Euch wohl, junger Bruder — Ihr müßt Euch nicht mit solchen Bestien aus Europa belasten, die im Morgenland zu nichts gut sind, als den Geiern zum Fraß zu dienen. Verschafft Euch, sobald Ihr gelandet seid, einen Araber. Ihr werdet in Acre einen Schelm namens Ali finden, der es gnädig mit

Euch machen und Euch nicht allzusehr über's Ohr hauen wird, wenn Ihr Euch auf meine Empfehlung beruft — Sir Robert Darcy, Euch zu dienen." — „Schönen Dank, hochwürdiger Vater", erwiederte Richard, „aber ich bin nur ein Page ohne Eigenthum, für dessen Equipirung der Prinz sorgen muß — Richard Fowen. Sagtet Ihr nicht, jener arme Mann sei in den letzten Kriegen verwundet worden?"

„Ja, will's meinen — schlimmer zusammengehackt, als wenn er den Ungläubigen selbst in die Hände gefallen wäre. Es ist schrecklich, daß man hier in der Heimat in diesen erbärmlichen Fehden so viel Menschenblut vergeudet. In diesen Baronenkriegen ist mehr Muth kläglich zugrundegegangen, als nöthig gewesen wäre, Jerusalem wieder zu erringen, eitel verschwendet, ohne guten Grund, ohne Ehre und ohne Hoffnung." — „Nicht ohne guten Grund", erlaubte sich Richard einzuwenden. — „Da widerspreche ich", sagte der alte Ritter. „Keine Sache ist werth, daß man das Leben an sie setze, als die des heiligen Grabes. Darf man dem Manne zumuthen, sein Blut zu vergießen für Steuern und für Gesetze? Aber ach, der Geist der Kreuzträger stirbt aus. Gebe Gott, daß ich diesen Kreuzzug nicht auch enden sehen muß wie die Hälfte von denen, deren Zeuge ich gewesen und in denen das Kreuz auf der Schulter nur ein Spottzeichen war." — „Das wird kaum zu erwarten sein unter Führern, wie der Prinz und der König von Frankreich", sagte Richard.

„Hum, von dem Prinzen weiß man noch nichts, und was den König Ludwig betrifft, so ist er wohl ein so heiliger Mann, als je einer gelebt seit den Tagen König Gottfrieds, gesegneten Andenkens; allein er hat kein Glück, hat nie Glück gehabt. Möge mir Gott verzeihen, doch ich fürchte, er hält viel zu viel auf die verrückten Eingebungen von Rom oder auf die Rathschläge irgend eines barfüßigen Einsiedlers, der ohne Zweifel ein recht heiliger Mann sein mag, aber keinen

Griechen von einem Sarazenen oder einen Roßkopf von dessen Schweif unterscheiden kann — und kriecht wieder in ein Pestloch wie jener schnöde ägyptische Sumpf, wo wir blieben, bis unsere Haut die Farbe eines alten Stiefels angenommen, in der Hoffnung, den Sultan von Babylon, den Alten vom Berg oder Gott weiß wen zu bekehren, während die Blüte seiner Ritterschaft wie Gras hinwelkte.

„Seid Ihr mit König Ludwig in Egypten gewesen?“ fragte Richard hastig. — „Ach, freilich, und es mag meinetwegen ein schönes Land sein; aber ich sah manchen wackeren Krieger, den man recht gut bei Erringung der heiligen Stadt hätte brauchen können, kläglich in den Sumpfgegenden zu Grunde gehen. Ich selbst bin seitdem nie wieder der frühere rüstige Mann gewesen. Außerhalb des Spitals zu Acre konnte ich nie einen Monat lang Dienst thun. Jenun, auch die Krankenpflege ist ein Dienst, dem ich mit Freudigkeit nachkomme, und während der letzten fünf Jahre liegt es mir hier ob, junge Brüder nachzuziehen. Gleichwohl beneide ich Euch, junger Mann, um den ersten Streich, den Ihr für das heilige Grab führt, und es wäre mir nichts lieber, als wenn der Großmeister meine Bitte erfüllte. Ich bin zu alt, um noch viel nütze zu sein, und so wäre es am besten, man gäbe mir noch einmal Gelegenheit, unter dem Banner des Ordens zu sterben. — Doch ich gebe Dir ein schlimmes Beispiel, Sohn Rayland; ein Hospitaliter hat keinen eigenen Willen. — Und Ihr, junger Page, sorgt dafür, daß Ihr stets nach Sonnenuntergang unter Dach kommt, sonst ist es bald aus mit Euch. Auch müßt Ihr Euren Helm wohl verschleiern, wenn die Sonne nicht Euer Haupt so tödtlich treffen soll, wie ein Funke griechischen Feuers.“ — In dieser Weise erging sich der gute alte Sir Robert Darcy, Großprior von England, ein wahrer Drache unter den Sarazenen, aber überall sonst der mildeste und wohlwollendste Mann von der Welt. Seine Unterhaltung bot

ein seltsames Gemisch feuriger Begeisterung und einer nüchternen Würdigung der erforderlichen Mittel und Wege; dabei flocht er Anweisungen, Warnungen und Anekdoten ein, die er als Kriegsheld, Priester der Kirche und Wundarzt des Johanniterspitals aus praktischer Erfahrung gesammelt hatte und die um so mehr ansprachen, da er seinem Thema stets den sonnigsten Standpunkt abgewann.

Sie ritten den Strand entlang auf einem schönen freien Weg, wo der begraste Grund sich gegen die Themse hin abdachte, und gelangten bald durch die Stadt London. Das Hospital lag jenseits der Mauern; allein die Sümpfe der Moorfields, die ihnen zum Schutz dienten, waren nur auf einem weiten Umweg begehbar, und die befestigten Thore standen offen an der Tempelbarre, von wo aus die Hospitaliter nach der runden Kirche und den stattlichen Gebäuden der Präceptorei hinauf die dort sich ergehenden Gestalten in den weißen Mänteln mit grimmiger und abgemessener Höflichkeit grüßten. Nur Sir Robert Darcy machte hiervon eine Ausnahme, da dieser nicht einmal einen Templer hassen konnte, obschon letztere gewöhnlich von den Hospitalitern noch mehr verabscheut wurden, als die Sarazenen. Dann begann der Grund anzusteigen, unter welchem der kleine schlammige Strom Flete träge sich gegen die Themse hinwand. Der Weg wurde jetzt von mit Stroh gedeckten Köthen und hölzernen Buden so eingeengt, daß die Reiter nur einer hinter dem andern vorwärts kommen konnten, und gewann nicht einmal größere Freiheit, als auf Ludgate Hill die steinernen Kaufmannshäuser begannen und ihre geschnitzten Holzbalkone so weit vorschoben, daß die Bewohner über die Straße hinüber sich fast die Hände reichen konnten. Die Stadt war verhältnißmäßig leer und ruhig, da ein großer Theil der Einwohnerschaft in Westminster Feiertag hielt; doch auch so fehlte es nicht in den Straßen an Vorübergehenden, und Gruppen von Personen, die dem

Schauspiel nicht hatten anwohnen können, saßen mit neugierigen Kindern auf den Vortreppen der Häuser, um die Bruchtheile des Zuges zu bewundern, die in ihrer Richtung heimkehrten. Das Erscheinen der Hospitaliter in ihren Scharlachmänteln weckte daher entzückten Zuruf, wie Richard ähnliches oft als Knabe gehört, wenn er in dem Gefolge seines Vaters geritten, eine Aufmerksamkeit, deren sich das Geleite des Prinzen nur selten zu erfreuen hatte. Freilich unterschied sich auch das Lächeln und das heitere Kopfnicken, das Sir Robert für jeden ihm zurufenden Kinderhaufen hatte, sehr von der abgemessenen Höflichkeit, mit welcher Eduard die Begrüßung des Volkes erwiederte. Der Prinz konnte gnädig sein, freundlich aber nur gegen wenige. — Sie kamen vorbei an den Kapitelsgebäuden von St. Paul mit der schönen, über sie hochemporragenden Kathredale und den sie umgebenden Buden, in welchen Rosenkränze verkauft wurden, damals eine neue Erfindung, eingeführt von dem heiligen Dominikus, dem Freund von Richards strengem Großvater Simon, welcher in den Verfolgungen der Albigenser eine so traurige Berühmtheit errungen. Sir Robert hielt an, um für das kleine Mädchen zur Erinnerung an diesen Tag ein Paternoster zu kaufen. Bessy war zwar fest eingeschlafen; doch hinderte ihn dies nicht, für sie eine solche schwarze Perlenschnur zu erstehen, für die er eine von König Heinrichs kläglich beschnittenen Münzen hingab.

„Ich bitte, schenkt mir auch einen solchen Rosenkranz, frommer Sir", sagte Richard, „zum Andenken an das Gespräch, aus dem ich so viel wichtiges für mein Kreuzfahrergelübde gelernt habe." — „Du kannst mir dafür einen der Olivenbäume von Bethlehem mitbringen", versetzte Sir Robert. „Ich habe alle weggegeben, die ich aus dem Morgenlande brachte. Unsere kranken armen Leute haben ein so großes Vertrauen dazu, daß ich mit zweimal so vielen nicht ausge-

reicht hätte; allein sie haben mich immer zu sehr an die Sarazenen gemahnt."

Ludgate, damals neu gebaut und mit den Figuren geziert, welche den fabelhaften König Lud vorstellen sollten, waren noch nicht für die Nacht geschlossen, und unsere Cavalcade zog durch das Thor hinaus; sie ließ die Moorfields links und bewegte sich weiter an den Dörfern vorbei, die um ihre Kirchen her im entstehen begriffen waren. Man sah bereits jenseits der Felder das Hospital, ein großes befestigtes Kloster; aber Sir Robert sendete die Hauptmasse seines Trupps voraus und bog nebst Richard und dem Bruder Hilarius nach der von einer Reihe Hütten gesäumten Haide ein, welche unter dem Namen Bednall Green bekannt war. Bruder Hilarius, der die von dem blinden Heinz bewohnte Hütte kannte, ritt voran. Sie war eine niedrige, aus Lehm gebaute und mit Stroh gedeckte Köthe von höchst erbärmlichem Aussehen, die nur eine aus Weiden geflochtene Thüre zum Verschluß hatte; doch wurden die Ankömmlinge am Eingang von einer keineswegs schlecht gekleideten alten Frau empfangen. „Gottes Segen über Euch, hochwürdiger Vater!" rief sie; „ich sehe ja das Kind, mein Lämmchen, mein Marienvögelein! Ach, gebe Gott, daß sie noch zeitig genug kömmt, um ihren armen Vater aufzurichten."

„Wie stehts mit ihm, Mütterchen?" fragte Sir Robert, mit der Behendigkeit eines um einen Kranken bekümmerten Arztes sich auf den Boden niederlassend. — „Schlecht, sehr schlecht, Sir. Mag nun der Pferdehuf seine alte Wunde aufgerissen haben, oder ist der Verlust des Kindes schuld daran: er hat, seit man ihn hergebracht, nichts gethan als gestöhnt und gerast; jetzt aber liegt er da in todartiger Ohnmacht. Es wäre nicht gut, wenn ihn das Kind in diesem Zustand zu sehen bekäme." — Doch Bessy, die nach ihrem plötzlichen Erwachen den Anblick ihrer Heimat mit einem Freudenschrei

begrüßte, kämpfte sich los und rief mit aller Macht den Namen ihres Vaters, ohne Rücksicht auf die Liebkosungen der Alten und die Bemühungen Richards, in guter Art sie zurückzuhalten. Sir Robert war inzwischen in die Hütte gegangen, um zu sehen, was er für den Leidenden thun konnte.

Plötzlich erscholl von innen her ein Schrei, und Richard, der sich gegen die Stimme hinwandte, erblickte den Blinden, der mit ausgestreckten Armen auf sein.m ärmlichen Lager saß. „Mein Kind! O frommer Vater, hast Du sie hergebracht, daß sie mich in dem Fegefeuer besuche?“ rief er. — „Er redet irre“, sagte Richard, der wirklich Gewalt brauchen mußte, um die in ein lautes Geschrei ausbrechende Bessy zurückzuhalten — „Nein, nein, hier darf sie nicht bleiben!“ fuhr der Blinde fort. „Ihr Geist ist rein! Meine Sünden können nicht an ihr heimgesucht werden jenseits des Grabes!“ — „Du befindest Dich noch diesseits des Grabes, mein Sohn!“ sagte Sir Robert. In demselben Augenblick hatte sich Bessy von Richard losgerungen und mit ihren Armen den Hals ihres Vaters umschlungen, während sie ihr Köpfchen an dessen Brust anschmiegte. — „Mein Kind — meine Bessy!“ rief er, sie fest an sich drückend. „Lebst Du — lebst Du wirklich? Doch wie ist dies möglich? Ich bin ja in der anderen Welt, denn jene Stimme kann nicht unter den Lebendigen ertönen.“ — „Es ist die Stimme des Jünglings, der Dein Kind gerettet hat“, sagte der Großprior. — „Laßt ihn wieder sprechen — laßt ihn wieder sprechen!“ flehte der Bettler. — „Kann ich etwas für Euch thun, mein guter Mann?“ fragte Richard. — Abermals ein erstauntes Zusammenfahren von Seiten des Blinden. „Ums Himmels willen, sag mir, wer Du bist?“

„Ein Page des Prinzen Eduard, mein guter Mann. Ich heiße Richard Fowen. Und wer um Gottes willen seid Ihr?“ fügte Richard bei, als Leonillo auf den Blinden, nachdem er denselben eine Weile forschend berochen, unter liebkosender

Freudebezeugung losfuhr. „Hinweg, Leon — zurück!“ rief Richard. „Es ist nur ein Hund, fürchte nichts, meine liebe Kleine! Redet! Sprecht!“ fügte er bebend bei, während er neben dem Lager des Bettlers niederkniete und mit dem einen Arm Leonillo abzuwehren sich mühte, „wer bist Du, du Geist aus einer vergangenen Zeit?“ — „Kennst Du mich nicht, Richard?“ antwortete eine unterdrückte Stimme in der Sprache der Provence. — „Heinrich! Heinrich!“ rief Richard und sank unter bitterlichem Weinen zu den Füßen des Bettlers nieder; „ist es dahin gekommen!“

„Ja, wahrhaftig“, erwiederte der Blinde; „es ist weit gekommen, wenn zwei Söhne desselben Vaters unbekannt sich wieder begegnen, der eine mit fremdem, der andere mit gar keinem Namen, keiner aber mit dem geehrten, an den sie ein Geburtsrecht haben.“ — „O Jammer! Jammer!“ war alles, was Richard im ersten Augenblick hervorzubringen vermochte, als er sich aufrichtete, um den Erstgeborenen seiner Eltern wieder zu betrachten, das Haupt eines tapferen Häufleins von Brüdern, den lebensfrohen schönen, gebieterischen jungen Lord von Montfort, an dessen stolzer, ritterlicher Gestalt er sonst mit der nachstrebenden Achtung eines jüngeren Bruders in die Höhe geschaut. Jetzt hatte er nur noch ein Trümmerstück von einem Menschen vor sich, das auf einem elenden Lotterbettlein kauerte, der linke Arm blos ein Stumpf, an der Stelle der sonst so feurig blickenden, sarkastischen Augen eine Binde, breite Narben über dem kleinen Theil des Gesichtes, der unter den dichten Haar- und Bartmassen sichtbar war, letztere so reichlich mit weiß untermengt, daß niemand geglaubt haben würde, dieser Mann sei nur acht Monate älter als der Prinz, welchem man ihn stets um der persönlichen Schönheit und Regsamkeit willen an die Seite gestellt hatte. Das schöne Kind, das sich an seine Brust schmiegte und das Antlitz unter seinen wirr auf die Schultern niederfallenden Locken verbarg, bildete einen

befremdlichen Gegensatz zu dem Aeußeren des Blinden, erhöhte aber durch den Blick der Angst und Aufregung, mit dem es umher schaute, nur das Bild trauriger Hilflosigkeit und Verlassenheit.

Richard hatte sich längst darein gefunden, seinen Bruder unter die Todten zu zählen; allein der gegenwärtige Anblick, ob dem alles Blut aus seinen Wangen wich, war für ihn weit schrecklicher, und er keuchte abermals: „Du hier und in solchem Zustande — Du, den ich für erschlagen hielt!“ — „Du kannst mich immer noch dafür nehmen“, sagte sein Bruder. „Auch für mich ist der königliche Hofschranze todt.“ — „O Heinrich, sprich nicht so; Du weißst nicht —“ „Wer ist noch zugegen?“ unterbrach ihn der Blinde, den Kopf aufrichtend und mit einer Geberde zurückwerfend, die zum erstenmal Richard die volle Ueberzeugung gab, daß er wirklich seinen ältesten Bruder vor sich hatte. „Es däucht mich, ich habe auch eine andere Stimme gehört.“ — „Ich bin hier, Vater Robert vom Hospital“, antwortete der alte Ritter. „Wenn es Dein Wunsch ist, so will ich Dich verlassen; doch werde ich Dein Geheimniß bewahren wie unter dem Siegel der Beichte. Allein Du bist sehr angegriffen und solltest nicht weiter sprechen.“

„Die Erschöpfung und der Schmerz sind vorüber, Vater, nun ich meinen kleinen Engel wieder an der Brust habe“, entgegnete Heinrich. „Auch handelt sich's jetzt um Dinge, die ich mit diesem meinem jungen Bruder besprechen muß, eh er die Hütte verläßt.“ Seine Stimme hatte dabei wieder den alten gebieterischen Ton gegen Richard angenommen. „Sagtet Ihr nicht, er habe mein Kind gerettet?“ — „Er hat mich aus dem Fluß geholt, Vater“, sagte Bessy, aufschauend. „Es ist nichts dagewesen, auf dem ich stehen konnte, und es war so kalt. Dann hat er mich in seine Arme genommen und mich in ein Boot gebracht. Die Dame hat mir mein blaues

Kleid ausgezogen und dieses angelegt. Fühle nur her, Vater; oh, es ist so hübsch und so warm." — „Es war die Prinzessin", sagte Richard; doch Heinrich achtete nicht darauf, sondern fuhr fort: „So hast Du meine Verzeihung verdient, Richard." Er streckte die unverstümmelte Hand etwa in der Höhe aus, die sein Bruder vor vier Jahren gehabt haben mochte.

Sir Robert lächelte und sprach: „Du täuschest Dich über die Größe Deines Bruders, mein Sohn." Im gleichen Augenblick aber war Richard, dessen Statur der seines Cousins Eduard nicht viel nachgab, neben Heinrich niedergekniet und empfing und erwiederte dessen Umarmung mit einer dankbaren Aufregung, welche bekundete, daß das Familienband an Kraft nichts verloren hatte. Indeß behauptete Richard gleichwohl seine Unabhängigkeit und sagte: „Wenn Du mich angehört hast, wirst Du Dich überzeugen, daß kein Grund vorhanden ist, mir etwas zu verzeihen."

Allein es kam, wie Sir Robert vielleicht vorausgesehen. Statt zu antworten, drückte Heinrich die Hand an seine Seite und sank in einem Schmerzparoxysmus zurück, der mit einer abermaligen Ohnmacht endigte. Das Kind stand in stiller Angst daneben, war aber augenscheinlich an ähnliche Vorkommnisse mehr gewöhnt als Richard, welcher im ersten Schrecken glaubte, daß sein Bruder im sterben liege. Der alte Hospitaliter jedoch rief den dienenden Bruder herbei, ordnete an, was nöthig war, und der Blinde erholte sich bald wieder, so daß dieser Bericht erstatten konnte, er sei bei Seite gestoßen und niedergetreten worden, bei welcher Gelegenheit ihm seine kleine Tochter abhanden gekommen; natürlich hatte dieser Unfall seine alten Leiden, die von der Schlacht herrührten, wieder verschlimmert. — „Und was bewog Dich, mein Sohn, Dich einem solchen Gedränge auszusetzen?" fragte Sir Robert im Tone des Vorwurfs. — „Die Ernte, Vater", antwortete

Heinrich, der jetzt mit einer gewissen Bitterkeit sprach. „Der Arme kann einheimsen, wo König Heinrich geht. Wir Brüder vom Bettelsack können es nicht erschwingen, solche Gelegenheiten ungenützt zu lassen.“

„Ein Bettler!“ rief Richard entsetzt. — „Und was bist Du?“ erwiederte Heinrich mit plötzlichem Trotz. — „Laßt euch belehren, ihr jungen Männer“, sagte Sir Robert. „Mein Patient da wird bald gar nichts mehr sein, wenn ihr in diesem Tone fortfahrt. Ich werde ihm eine Tragbahre herschicken, die ihn nach unserem Spital bringen soll.“ — „Nein, unterlaßt dies, mein guter Vater“, entgegnete Heinrich hastig. „Hier will ich ausharren, mag kommen, was da will.“ — „Und ich bleibe bei ihm“, sagte Richard. — „Dagegen muß ich Verwahrung einlegen“, erwiederte der Hospitaliter, „wenn Du nicht geradezu seinen Tod herbeiführen willst. Komm mit mir nach dem Hospital; morgen, wenn er sich erholt hat, magst Du zu ihm zurückkehren und Dir die Räthsel lösen lassen, die hier obwalten.“ — „Sei es so, mein Vater“, sagte Heinrich. „Geh mit ihm, Richard. Eines lege ich Dir dabei ans Herz — sei verschwiegen wie das Grab und komm wieder zu mir.“ — So sah denn Richard wider Willen sich genöthigt, der Aufforderung des Großpriors Folge zu geben.

Sechstes Kapitel.

Der gräfliche Bettler.

Die Kapelle des Spitals stand allen offen, die hier der Andacht pflegen wollten. Nur der tiefe Chor war den Mit=

gliedern des Ordens vorbehalten. Die Ritter, deren ein Halbdutzend zugegen sein mochten, bedienten sich des Wandgestühls, während die Novizen und dienenden Brüder ihre Plätze so genommen hatten, daß ihre Stimmen die wünschenswerthe Wirkung hervorbrachten. Richard kniete außerhalb des Thors auf dem Boden, um die Frühmesse anzuhören, eh er seinen Bruder besuchte, fand aber zu seinem Erstaunen, daß auch der Blinde mit seinem Kind zugegen war, auf einem Platze unmittelbar neben der Thüre, den derselbe augenscheinlich als ihm zugehörig betrachtete. Er trug jetzt die Haare und den Bart geordnet und zeigte überhaupt nicht mehr die gestrige verwahrloste Außenseite; als er sich jedoch erhob, um unter der Führung des Kindes sich zu entfernen, und mit dem Stock vor sich hintastete, sah er noch hilfloser aus, als auf seinem Bette. Richard eilte auf ihn zu, um ihm seinen stützenden Arm anzubieten.

„Flämisch Tuch und ein Frieskittel“, sagte der Blinde; „Hofpage und Straßenbettler — wie reimt sich das zusammen, mein Junker?“ — „Haupt des gräflichen Hauses und ältester Bruder“, antwortete Richard; „mein Dienst gehört Dir, so lang Du lebst.“ — „Mir? Hoho! Was soll mir Dein Dienst?“ erwiederte der andere mit verächtlichem Fingerschnippen. „So ein geschniegelter Bursche wie Du würde mir das ganze Handwerk verderben. Ich dürfte ebenso gut meinen Sack und Stab ohne weiteres niederlegen.“ — „Und das willst Du nicht?“ rief Richard mit einem Staunen, das beinahe seine Worte erstickte. „Der König und der Prinz sehnen sich danach, ihre Verzeihung durch Deine Wiederaufnahme in die Ehren des Hauses zu bethätigen.“ — „Ha, und Du möchtest auch wieder in Kenilworth residiren und in allem den Lord spielen, den Namen ausgenommen? Das magst Du thun, ohne durch mich oder die meinigen belastet zu werden.“ — „Du thust mir unrecht, Heinrich“, sagte Richard mit großer Betrübniß. „Ich

liebe den Prinzen, denn niemand hat unseren seligen Vater so treulich geehrt, wie er, und um seinetwillen hat er sich gegen mich als der wohlwollendste Herr erwiesen. Doch Du bist das Haupt meines Hauses, Bruder, und aus vollem Herzen verlangt mich, Dir die Dienste zu leisten, welche zur Erleichterung Deines beklagenswerthen Zustandes beitragen können."

„Ich glaube Dir, Richard, denn Du bist immer ein ehrlicher, gutherziger Junge gewesen", sagte Heinrich in verändertem Tone; „doch der einzige Dienst, den Du mir leisten kannst, besteht darin, daß Du mich im Frieden läßt. Da — ich fühle, daß wir an der Steinbank sind, wo ich mich in der Sonne wärme und meinen Teller aufstelle für diejenigen, welche dem Hospital Besuche abstatten." „Bessy, mein Kind, stelle den Teller hin", fügte er bei, seinen Bruder festhaltend, als wolle er sich durch das Gefühl überzeugen, welchen Eindruck sein Beharren in einem so seltsamen Gewerbe auf diesen mache. Die Kleine gehorchte und gab sich dann der stillen Unterhaltung eines einsamen Kindes hin, indem sie mit Leonillo spielte, von Zeit zu Zeit aber zu ihrem Vater zurückkehrte, um für Augenblicke dessen Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, und gelegentlich mit einem vorübergehenden Ordensbruder plauderte, der vielleicht um so lieber mit dem hübschen Geschöpflein schäckerte, weil er so in aller Unschuld die Disciplin umgehen konnte. „Und nun, Junker Page", fuhr Heinrich im Ton der Autorität fort, der nicht frei von einer sarkastischen Beimengung war, „laß mich hören, wie der langbeinige Eduard das in Hereford an Dir begonnene Werk zu Ende brachte. Er hat Dich in der Schlacht zum Gefangenen gemacht?"

Richard erzählte kürzlich, welch ein Leben er mit de Gourdon geführt und wie der Prinz sie gefangen genommen; dann fügte er bei: „Die Mutter willigte ein, daß ich bei ihm bleibe, und forderte mich auf, lieber alles andere zu thun, als mich

Simon und Guido anzuschließen. Auch kann ich Dir die Versicherung geben, Bruder, daß der Prinz in allem, die Freiheit der Rede ausgenommen, das Leben unseres seligen Vaters zum Muster genommen zu haben scheint.“ — „Sprich nicht von diesen beiden in einem Athem“, unterbrach ihn Heinrich mit Heftigkeit. „Wie kömmt es denn, wenn der von ihm gemordete und verstümmelte bei ihm so hoch in Ehren steht, daß Du Deinen Namen verläugnen und wie der nächste beste Findling vor ihm stehen mußst?“ — „Hieran ist der König schuld“, sagte Richard. „Der Prinz wollte es nicht; allein obgleich König Heinrich mich mit Thränen empfing und mich seinen lieben Neffen nannte, stellte er doch ausdrücklich das Verlangen, man solle ihn den Namen Montfort nicht wieder hören lassen. Eduard setzt zwar in Staatsangelegenheiten alles durch, was er will, erweist sich aber in allen minder wichtigen Punkten als den pflichtmäßigsten Sohn. Ich hoffte nun freilich, Fitz Simon genannt zu werden, doch die mummelnde Sprache des Königs verwandelte diese Bezeichnung in Fowen, und so ist sie mir geblieben. Ich glaube, am ganzen Hofe ist niemand im unklaren über meine Abkunft; aber unter dem Volk gilt Montfort noch immer als Schlachtruf, und der König fürchtet schon den Klang dieses Namens.“

„Er hat auch Ursache dazu“, lachte Heinrich. „Erinnerst Du Dich noch, Richard, der traurigen Figur, die unser guter Onkel machte, als wir ihn so ritterlich bewaffneten und aufs Roß setzten, damit er bei Evesham den Rebellen entgegenziehe? Er wagte es nicht, zurückzubleiben, und mochte noch weniger vorwärtsgehen. Ich war bei jener Gelegenheit sein lieber Neffe hinten und vorn.“ — „Ach, Heinrich, hast Du nicht gehört, daß der Vater, als er des gekrönten Helms unter der Standarte ansichtig wurde, murrend rief, das sei übel gethan; es könne nichts gutes dabei herauskommen, wenn man das Böcklein finde in der Milch seiner Mutter? Und in der That,

hätte der Prinz nicht so großen Werth darauf gelegt, seinen Vater dem Schlachtgetümmel zu entziehen, so wäre es schwerlich so weit gekommen, daß die Mortimers allen Pardon verweigerten und in so grausamer Weise wirthschafteten."

„Oho, Du hast's soweit gebracht, eigene Ansichten zu besitzen", lachte Heinrich in der spöttischen Weise eines älteren Bruders, dem es nicht hinunter will, wenn der jüngere selbst zu denken anfängt; doch war Richards Ohr an diesen Ton so gewöhnt, daß er in demselben sogar eine Ermuthigung fand, in seiner Vertraulichkeit einen Schritt weiter zu gehen. Er sagte: „Aber wie bist Du entkommen, Heinrich? Ich hätte darauf geschworen, daß ich Dich fallen sah und daß Du mit gespaltenem Helm und Schädel für todt da lagst." — Statt zu antworten griff Heinrich mit der Hand unter das Kinn seines Kindes, das sich gegen ihn anlehnte, hielt das Gesichtchen gegen seinen Bruder hin und sagte: „Du kannst das Gesicht dieses Kindes sehen; sage mir, mit wem es Aehnlichkeit hat." — „Mit der kleinen Ellinor, und auch mit Amory. Ihre Augen haben mich sogleich angeheimelt und mein Herz gewonnen; sogar die Prinzessin bemerkte, daß sie Aehnlichkeit hatten mit den meinigen. Vergegenwärtige Dir Ellinor, und Du siehst sie mit den Augen Deines Geistes." — „Keine Aehnlichkeit mit jemand anders?" entgegnete der Blinde gedankenvoll. „Doch nein, Du warst in Hereford, als sie sich in Odiham befand." — „Wer?" — Er drückte Richards Hand fest und flüsterte ihm den Namen zu: „Isabella." — „Isabella Mortimer? rief Richard, der natürlich von seines Bruders Verlobung während der Zeit, als die zwei Familien Montfort und Mortimer zu einander auf freundlichem Fuß gestanden, unterrichtet war. „Wir hörten, sie habe den Schleier genommen." — „Und hast Du mich nicht auch unter den Erschlagenen gesehen?" entgegnete Heinrich von Montfort

trocken. — „Aber wie — wie ging dies zu?“ fragte Richard hastig.

„Die Menschen schürzen bisweilen ihre Knoten fester, als sie beabsichtigen“, sagte Heinrich. „Als Roger Mortimer über Simons Treiben ergrimmte und das Gelübde ablegte, daß seine Schwester nie von einem Montfort heimgeführt werden solle, wußte er nicht, was er that. Er und sein stolzes Weib — sie konnten wohl Isabella quälen und mit Verachtung behandeln, vermochten aber nicht, sie in ihrer Treue gegen mich wankend zu machen. Da Du wie Hand und Handschuh mit unseren Feinden bist, so weißst Du vielleicht, Richard, daß die Lady Mortimer gleich dem Raben, welchen das Aas anlockt, so nah, als es ihre geleckte Figur gestatten mochte, dem Schlachtfeld kam, natürlich in Begleitung. Und was wußte die zarte Dame besseres zu thun, als ihrer Schwägerin ein schönes, weibliches Geschenk zurückzubringen? Worin glaubst Du wohl, daß es bestanden?“ — „Ich fürchte, ich weiß es“, erwiederte Richard mit erstickter Stimme; „die Hand meines Vaters.“

„Oh nein; diesen köstlichen Bissen hatte die gnädige Gräfin sich selbst vorbehalten. Die meinige war es, mit dem Verlobungsring daran. ‚Jetzt konnte sie ja‘, meinte die liebevolle Schwägerin, ‚ihren Ring wieder zurücknehmen; keine verpfändete Treue hinderte sie mehr, den Lord von Gloucester zu heiraten.‘ Nun aber erhob sich meine Verlobte mit den Worten: ‚Sie winkt mir‘, und bat, dieses Andenken ihr zu überlassen. Die zärtlichen Verwandten meinten, sie habe darin einen Wink zum Tod erkannt, und vielleicht wollte sie dies auch ausdrücken. Soviel weiß ich, daß sich die Gräfin Mathilde keinen Kummer darüber machte. Doch ließen sie sich schwerlich einfallen, daß die wahre Absicht jenes Kleinods von beständiger Liebe keine andere war, als die abgehauene Hand mit der armen Leiche wieder zu vereinigen, damit sie mit dieser ein

christliches Begräbniß erhalte. [Ihre alte Wärterin, die wälsche Winny, war gegen sie ebenso treu, wie gegen mich, und sie traten, ohne sich vor den Marodeuren zu fürchten, ihre Wallfahrt an. Nachts erreichten sie die Abteikirche, in welcher Eduard, weniger grausam als die schöne Gräfin, uns vor dem Altar hatte niederlegen lassen, bis wir in der Gruft beigesetzt würden."

„Du warst diese ganze Zeit über bewußtlos?" — „Ja, und noch lange nachher. Der Schmerz, welchen mir das Abhacken der Hand verursachte, weckte mich auf einige Augenblicke; allein das Licht meiner Augen war erloschen, und meine Lallversuche wurden mit wälschen Messerstichen beantwortet, die sich in mein Fleisch einbohrten." — „Und Du hast Dich nicht zu Tod geblutet?!" — „Die Ohnmacht hemmte die Blutung; auch hatten die Mönche von Evesham sich meiner angenommen und mich so verbunden, daß ich wie ein anständiger Leichnam aussah. Wären Kriegsleute unter ihnen gewesen, so hätten sie ihnen sagen können, daß meine Wunden nicht die eines todten, sondern eines lebenden Menschen seien. Die alte Wärterin sah klarer, als meine süße Geliebte den Verband losmachte, um die Hand an ihre rechte Stelle zu bringen. Ein altes Weibsbild, wie die wälsche Winny, führt stets ihre Herzstärkung mit sich; sie flößte mir etwas Branntwein ein, und wenn ich auch nie mehr zum Licht des Tages erwachen sollte, so war es mir doch beschieden, die Laute zu hören, die mir noch viel theurer waren — ach, leider das einzige, was mir geblieben." — Er schwieg, bis eine Frage von Richard ihn fortzufahren bewog. — „Nachdem ich unter ihrer sorglichen Unterstützung mich soweit erholt hatte, daß ich mich aufzurichten vermochte, fühlte ich bald hinreichende Kraft, um mich aus der Kapelle hinauszuschleppen und noch vor Tagesanbruch den Schirm des Waldes aufzusuchen. Was die Mönche betraf, so wurden sie, glaube ich, höchlich belobt für

den frommen Eifer, der sie veranlaßt, den excommunicirten Leichnam aus dem Gotteshaus hinauszuwerfen."

„Nicht doch, von einer Belobung ist keine Rede", sagte Richard. „Der Prinz war darüber tief bekümmert, um so mehr, da niemand die That begangen haben wollte. Aber Bruder, bist Du noch excommunicirt?" — „Keineswegs, mein höchst frommer Kreuzfahrer. Wenn ganze Meere von Weihwasser mich absolviren können, so muß ich wohl rein genug sein. Meine süße Isabella meinte, eine solche Wäsche könnte mir das Augenlicht zurückgeben, und wir wanderten von einer heiligen Stätte zur andern, so lang mich meine Glieder trugen. Am Brunnen der heiligen Winifred fanden wir einen Priester, welcher uns wunderbare Geschichten von den Mirakeln erzählte, die im Haushalt der Mortimers durch die abgehauene Hand unseres Vaters gewirkt worden seien; ja, sie habe auf Lord Mortimers Schwester einen solchen Eindruck gemacht, daß sie den Eitelkeiten der Welt entsagte und in ein Nonnenkloster ging. Der Mann war fest überzeugt von der Heiligkeit unseres Vaters und dabei eine so ehrliche Natur, daß Isabella darauf bestand, ihm unter dem Siegel der Beichte unsere wahren Verhältnisse zu vertrauen. Die alte Wärterin sollte nicht länger meine Mutter, sie nicht mehr meine Schwester sein, und der gute Mann erhob keine Schwierigkeiten, sondern ertheilte mir die Absolution und traute mich mit dem treuesten, liebevollsten Weib, das je einem alles anderen beraubten Manne zum Segen wurde."

„Und Du warst aufs Betteln angewiesen? O Heinrich, die edle Dame —" „In der ersten Zeit halfen uns die ritterliche Kette und die Sporen, mit welchen die Mönche mich freundlich herausgeputzt hatten. Auch besaß Isabella einige Juwelen, und im ganzen darf ein Wallfahrer nicht fürchten, daß er verhungere. Unser Vater sagte immer, unter König Heinrich lohne sich kein Gewerbe besser, als das Betteln,

und so fanden wir es in Wirklichkeit. Isabella sammelte mitunter Beeren, die sie an eine Schnur faßte, um sie an den heiligen Orten als Rosenkränze zu verkaufen; doch erzielten wir in der That mit dem Bettel weit mehr." — „Aber warum dies? Wenn auch die Begnadigung noch nicht gewährt war, so hat ja Simon noch Monate lang sich in Kenilworth gehalten." — Heinrich brach in sein trockenes Lachen aus „Einfältiger Knabe, meinst Du, ein älterer Bruder, dem die Hand fehlte, um seine Rechte zn behaupten, hätte sich Simon anvertrauen können?" — „Und die Mutter —". — „Sie hat die Mortimers immer gehaßt, selbst als sie aus Politik mit uns verbunden waren. Konnte ich meine süße Isabella ihrer Verachtung bloßstellen? Denn wahrscheinlich hätte sie an unsere Vermälung nicht geglaubt, obschon im wesentlichen diese so unanfechtbar war, wie ihre eigene. Nein, nein; für uns war es viel besser, wenn meine und ihre Verwandtschaft gar nichts von uns wußten; denn wir mußten ja immer befürchten, mein Kopf dürfte meiner Hand folgen, um für die Gräfin Mathilde ein feines Schaugericht abzugeben."

„Aber wie konnte die vornehm erzogene Dame es aushalten?" — „Sie färbte ihre Haut mit Wallnußschalen, hüllte sich in das Gewand einer Bäuerin und war während des ersten Jahres in Lebhaftigkeit und Gesang eine wahre Nachtigall", sagte Heinrich; „ja, fröhlicher denn je, als in den sonnigen Pfingsttagen unsere Kleine geboren wurde. Ich sage Dir, ich habe als Lord von Montfort in Kenilworth nie so glückliche Tage verlebt, wie damals. Später jedoch wurde die gequetschte Wunde in meiner Seite, welche nicht wie die anderen heilte, schmerzlicher und bereitete uns viele Noth. Die heiligen Quellen halfen nichts, und sie zehrte sich auf in meiner Pflege, denn sie fühlte meine Schmerzen, als ob es ihre eigenen seien. Sie drang nun darauf, daß wir hieher zogen, weil sie gehört hatte, die Ritter von St. Johann hätten

in Behandlung von alten Schlachtwunden mehr Erfahrung, als sonst irgend jemand im Lande. Freilich fiel uns die Wanderung sehr schwer, ihr mit dem Kindlein auf den Armen und mir in meinem elenden Zustand; doch endlich fanden wir ein Unterkommen in jener Hütte, in welcher wir bei meinen unablässigen Schmerzen einen gar kläglichen Winter verbrachten. Ich weiß kaum, von was wir lebten — hauptsächlich von den Wohlthaten des Spitals, aber auch von den Arbeiten ihrer Hand, welche Winny an Festtagen nach der Stadt trug und daselbst verkaufte. Oh, daß mir Augen geblieben wären, um zu sehen, wie sie dahinschwand! Ich hatte kaum erst gefühlt, wie dünn und knöchern ihre zarten Finger geworden waren, als die grausamen Märzwinde der Sache ein Ende machten."

„Ach, armer Heinrich!" rief Richard. „Nie — nie war eine im Lied besungene Dame so edel und so treu!" — „Nichts mehr davon", sagte Heinrich hastig, seine Stirne auf den Knauf seines Stabes stützend. „Komm her, Bessy", fügte er nach einer Pause bei; „sprich Dein Gebet für Deine selige Mutter, mein Kind." — Er streckte seine Hand aus und umfaßte mit ihr die gefalteten Händchen der Kleinen, während diese seiner Aufforderung Folge gab in einem sehr unverständlichen kindischen Lateinisch, das sich jedoch sehr lieblich und vogelartig ausnahm, selbst in den Freiheiten, die sich ihr Gedächtniß genommen, um den honigflüssigen Worten einen der Beterin eigenthümlichen Rhythmus zu verleihen. Auch fand Richard, der die Mütze abgenommen, Stichworte genug, um dem Gebete zu folgen und an den geeigneten Stellen sich zu bekreuzen. — „Jetzt ist aber sicherlich kein Grund mehr zur Geheimhaltung vorhanden", sagte er. „Im Lande herrscht Ruhe, der König überläßt alles dem Prinzen, und der Prinz sieht ein, daß man früher durch Thorheit und Treubruch unseren Vater gezwungen hat, Widerstand zu leisten. Warum die Gunst zurückweisen, die er so gerne gewähren wird? Ein

Pilger kannst Du deßungeachtet sein. Schließ Dich uns an bei diesem Kreuzzug. Wer weiß, ob nicht die Wellen des Jordans einen heilsamen Einfluß auf Dich üben."

„Nein, nein", entgegnete Heinrich mit einem grimmigen Lachen. „Meinst du, auch die gnädigste Behandlung könne es mir erträglich machen, beweint und bemitleidet zu werden von dem König — bemitleidet von diesem König", wiederholte er im Tone des Abscheues, „oder als Schaustellung zu dienen an einem Hof, wo jedermann mich kennt von der Zeit her, als ich noch ein Mann war? Der Schuster Hob und der Beutler Martin sind eine bessere Gesellschaft, als ein Pembroke oder ein Gloucester, und ich finde in Cheapside weit mehr geneigte Gesinnung, auch mehr Achtung, als in Winchester. Man hält mich da für wenigstens dreimal so alt, als ich bin, und ich gelte unter diesem geringen Volk als ein Orakel von Weisheit. Ein Graf von Leicester! Ja wohl da — er würde eine Null sein in Vergleichung mit dem blinden Heinz. Und dann meine Freiheit — mit meinem Kind und meinem Stab habe ich Stadt und Land vor mir — fern von dem Lärm tölpischer Lakaien und fratziger Pagen, die meine blinde Großherrlichkeit ohne Zügel in der Hand aufs Roß setzen und nach ihrem Willen mich überall hinführen würden, nur nicht dahin, wohin ich selbst möchte."

„Alles dies kann ich wohl begreifen, so weit Du selbst in Frage kömmst", versetzte Richard; „doch sollte nicht die Zukunft dieses Kindes Dich zu einem anderen Entschluß bestimmen?" — „Meines Kindes, sagst Du? Als ob nicht ihr Onkel Simon der ächte Enkel König Johanns wäre!" — Richard sah ihn betroffen an und erwiederte voll Unwillen: „Ich kann von Simon keine so schlimme Meinung haben, wie Du." — „Was noch nicht ist, kann werden", antwortete Heinrich ruhig; „allein die Erbin von Leicester und Montfort sollen nicht den Beweis dafür liefern." — „Leicester ist ein verwirk-

tes Leben und Simon ein geächteter Flüchtling." — „Wenn einmal die Begnadigungslaune zur Tagesordnung gehört, so ist Cousin Eduard nicht der Mann, der auf halbem Wege stehen bleibt. Erkennt er mich wieder an, so werden mir auch die Güter zurückgegeben, und einen solchen Köder würde Simon wittern, wenn er sich an der Welt Ende befände. Oder wäre dies nicht der Fall, so käme das arme Kind an irgend einen hungrigen Verwandten oder habgierigen Baron, dem Eduard zu einer Morgengabe behilflich sein möchte. Mein Kind soll mir gehören und niemand anders. Besser, die Tochter eines Bettlers, als die Erbin eines Grafen."

„Sie ist ein liebliches armes Mädchen, und ich begreife nicht, wie Du es über Dich gewinnen kannst, sie in Armuth aufwachsen zu lassen, beraubt der Rechte, die sie vermöge ihrer Geburt und ihres Ranges anzusprechen hat." — „In Armuth?" sagte Heinrich lachend. „Du hast einen schlechten Begriff von dem, was sich ein rühriger Bettler machen kann. Ich gehe eine Wette mit Dir ein, Richard — die Mitgift der hübschen Bessy wird ein schwererer Sack mit Gold sein, als der, den die Lady Elisabeth von Montfort selbst unter Beihilfe aller Vasallen ihres Vaters zusammenbringen könnte, und er hat noch außerdem den Vortheil, daß keine Flüche an ihm haften." — „Aber wie würde es mit dem Bräutigam aussehen?" — „Sie wird ihn selbst wählen, nicht der König für sie", antwortete Heinrich kurz. — „Dann weiß ich nichts mehr zu erwiedern", sagte Richard, als er bemerkte, daß der Verabredung vom vorigen Abend gemäß der rahmfarbige deutsche Elephant herausgeführt wurde; zugleich erschien auch Sir Robert, der seinen Gast begleiten wollte. „Muß ich Dich denn in dieser seltsamen Lage verlassen?" — „Ja, das mußt Du. Verräthst Du mich, so wird das Haupt Deines Hauses den Fluch über Dich aussprechen. Hätte Deine Stimme nicht eine so auffallende Aehnlichkeit gewonnen mit der unseres Vaters, so würde ich

mich Dir nie zu erkennen gegeben haben." — „Ich werde wieder nach Dir sehen." — „Das magst Du thun, wenn Du kannst; doch glaube ich nicht, daß Eduard seinen Pagen genug Freiheit gestattet, um bei unbekannten Menschen Besuche zu machen", versetzte Heinrich in seltsam höhnischem Frohlocken über seine eigene wilde Freiheit. — „Wenn Dir etwas fehlt, und ich Dir Beistand leisten kann, so schwöre mir, daß Du nach mir senden willst." — Heinrich lachte in spöttischem Tone und fügte bei: „Laß dies gut sein. Erfülle Deine Pflicht gegen mich, so lange ich Dich nicht brauche, und ich will die meinige gegen Dich erfüllen, wenn ich Deiner je benöthigt sein sollte. Jetzt mache, daß Du fortkommst, denn ich höre, daß die Pferde ungeduldig stampfen. Was würde auch aus dem Bettler werden, wenn man sähe, daß er mit einem jungen Pagen des Königs länger spricht, als nöthig ist, ihm sein Elend zu klagen? Ich höre Stimmen. Wirf, um den Anschein zu wahren, ein Kopfstück in meinen Teller. Aha, mein feiner Sir, Du hast keines? Ich sagte Dir ja, ich sei reicher und freier als Du. Was ist dies? Das klang nicht wie eine Münze."

„Es ist ein schönes Geschmeide, Vater, grün und funkelnd", rief Bessy. — „Nein, nein, das will ich nicht. Ein Knechtschaftsabzeichen von Deinem neuen Herrn, Knabe?" — „Ich erhielt es am Neujahrstag von der Prinzessin", antwortete Richard. „Behalt es — oh, behalt es, Heinrich. Das Herz will mir brechen, daß ich Dich so verlassen soll." — „Es behalten? nein. Wie könntest Du Dich gegen Deine feine Dame entschuldigen? Auch würden mir die Juden für den Tand blos die Hälfte seines Werthes bezahlen. Nimm nur Dein Kleinod wieder zurück, Herr Page; ich will Dich nicht in die Nothwendigkeit versetzen, mehr Lügen zu sagen, als eben Dein Dienst mit sich bringt." — Richard erglühte vor Unwillen; doch was hätte es genützt, über einen blinden Bettler in Zorn zu gerathen? Während Heinrich dem Hund

Leonillo weit mehr äußerliche Liebesbeweise zugehen ließ, als seinem Bruder, war es für diesen nöthig geworden, zu Pferd zu steigen. Auf dem Heimweg erwog Richard bei sich, wie er sich bei seinem Bericht an den Prinzen und die Prinzessin hinauswinden wollte, ohne sich gerade eine Unwahrheit beigehen zu lassen, und kam dabei zu dem Entschluß, anzugeben, das Kind gehöre einem der bei Evesham schwerverwundeten kenilworther Waffenleute, um den sich zur Zeit die Ritter des heiligen Johann freundlich annähmen.

Der alte Sir Robert Darcy hatte so viel gehört, daß es nöthig wurde, ihm alles zu vertrauen, und der Großprior gab dafür Richard die einigermaßen beruhigende Versicherung, daß er über seinen Bruder wachen wolle, soweit dies bei einem Mann von so ungewissen landstreicherischen Gewohnheiten möglich sei; auch verpflichtete er sich, selbst ins heilige Land Bericht zu erstatten über jede Veränderung in der Lage des Bettlers. Eine solche Zusage konnte in Anbetracht der weit verbreiteten Verbindungen des Ordens, der außerdem sein Kontingent an Rittern zu jeder Kreuzfahrerarmee stellte, Richard nur zu großer Beruhigung dienen. — „Kannst Du schreiben?“ fragte Sir Robert. — „Ja, Vater“, lautete die Antwort. — „Ich konnte es auch einmal“, fuhr der Großprior fort; „wenn es aber nöthig werden sollte, Dir eine lange Mittheilung zu machen, so will ich dafür Sorge tragen, daß sie durch eine zuverlässige Hand abgefaßt wird.“

Mehr konnte Richard nicht verlangen. Der älteste Bruder hatte stets eine befremdliche, eigensinnige Wildheit des Charakters an den Tag gelegt, aber trotzdem, daß er im wirklichen Handeln sich weniger gewaltthätig und übermüthig zu benehmen pflegte, als die im Alter auf ihn folgenden Simon und Guido, durch sein spöttisches rücksichtsloses Wesen und seine Neigung, mit höhnischen Sarkasmen um sich zu werfen, sogar mehr Haß auf sich gezogen, als diese. Ueberhaupt war

es Simon dem älteren bei der Erziehung seiner Söhne nicht gut ergangen. Lag die Schuld an der hohen Verwandtschaft, die ihren Stolz aufblähte, oder an der Nachsicht des Königs, welche die Früchte eines guten Erziehungsplans vereitelte, genug, sie machten den Lehren ihres Vaters und ihres Hofmeisters, des trefflichen Robert Grostête, wenig Ehre. Vielleicht war der Graf selbst ein zu zärtlicher Vater, oder hinderte ihn seine stete Beschäftigung mit Staatsangelegenheiten, in seiner Familie die Disciplin mit Nachdruck handzuhaben. Soviel hatte indeß seine Richtigkeit, daß von den drei älteren Söhnen keiner von Natur mit dem hochherzigen, selbstsuchtfreien Geist des Vaters begabt war. Seinem Zeitalter voraus, bethätigte er bei einer tief religiösen Gesinnung in allen Lebenslagen seine Liebe zu einer mit Milde gepaarten Gerechtigkeit, die ihn schließlich veranlaßte, seine Loyalität gegen den König der Treue gegen das Gesetz zum Opfer zu bringen. Andererseits gehörten Simon und Guido zu dem alltäglichen Schlag der Edelleute des dreizehnten Jahrhunderts, indem sie, rücksichtslos gegen alles, das eigene Ich ausgenommen, mit Geringschätzung auf jeden niedersahen, der unter ihnen stand; und als ihr Vater die Zügel der Regierung ergriffen hatte, um den Gesetzen Nachdruck zu geben, die der König nicht beobachten wollte, sahen sie in seiner hohen Stellung nur ein Mittel, sich selbst über die Gesetze erheben und ihren Lüsten fröhnen zu können. Es ging deshalb durch ganz England die Rede, „Simons Söhne seien schlecht geworden, und er thue ihnen keinen Einhalt“.

Heinrich von Montfort hatte allerdings nicht, wie seine Brüder, die Kanalschiffe geplündert, von friedlichen Freisassen Geld erpreßt oder den armen alten gefangenen König ins Angesicht beschimpft; aber seine anscheinende Ehrerbietung war noch kränkender gewesen, als ihr Trotz. Durch sein verächtliches Lächeln und seine schneidenden Hohnreden machte er sich manchen Parteigenossen zum Todfeind, und wenn es wirklich

zum Handeln kam, so konnte man sich auf Simon bei all seiner Wildheit und Grausamkeit viel besser verlassen, als auf Heinrich, der bei seinem launischen Wesen stets eine unsichere Person war. Richard entsann sich noch wohl, daß sich während seiner Knabenjahre thatsächlich Simon als arger Tyrann gegen ihn erwiesen; doch hatte er Heinrichs spöttische Reden und dessen Kunst, in der Stille zu quälen, viel bitterer empfunden. Wenn er daher auf die Vergangenheit zurückschaute, so konnte er wohl begreifen, wie unerträglich Heinrich ein Leben der Hilflosigkeit unter Standesgenossen sein mußte, die er so oft mit dem scharfen Stachel seines Witzes verletzt hatte, und daß ein Mann von seiner eigenthümlichen Geistesrichtung weit mehr Freiheit finden mochte in dem Herabsinken zur tiefsten Stufe, auf der er von seiner Gebrechlichkeit Vortheile zog, als wenn er umgeben gewesen wäre von den beengenden Fesseln seines Ranges. Wie die Dinge standen, war es unmöglich, selbst im Interesse des Kindes sich einzumengen, und Richard konnte sich nur mit der Hoffnung trösten, er werde aus dem Kreuzzug als Squire oder Ritter im Glanze von Thaten heimkehren, die selbst Heinrich achten müßte. Damit gewann er auch eine Stellung am Hof, die ihn zu sprechen berechtigte, vielleicht mit der Zeit eine Heimat und eine hochgeborene Gattin, welcher der unglückliche Bruder sein Kind anvertrauen konnte, so daß dieses der traurigen Nothwendigkeit enthoben war, einer bloßen Grille zu dienen. Oder mochten sich nicht vielleicht die Verhältnisse so gestalten, daß ihm seine Dienste die Rückerstattung der Grafenwürde eintrugen, und konnte er dann nicht die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung dadurch bethätigen, daß er sie zu den Füßen des wahren Grafen niederlegte?

Dazu noch die hübsche Bessy! Richard erinnerte sich der Erzählungen, mit denen man sich in der Familie trug — von ihrer Großmutter Amicia, der Erbgräfin von Leicester, die als junges Mädchen gezwungen worden war, sich mit dem finstern,

grimmigen Ketzerverfolger Simon von Montfort zu vermälen, wie sehr sie auch dagegen angekämpft hatte. Er vertiefte sich in anmuthige, romantische Visionen von dem jungen Ritter, dessen Liebe er überwachen und nähren wollte und dessen Verbindung mit seiner lieblichen Nichte zum Abschluß kommen sollte, noch eh ihr Rang bekannt war und der schützende Onkel ihr alles überantwortet hatte. Von diesem Tag an hielt Richard scharfe Umschau unter den Spielgefährten der jungen Prinzen ob er unter ihnen nicht Bessys künftigen Ritter entdecke.

Siebentes Kapitel.

Auf den Trümmern von Karthago.

„Land in Sicht! Raffe Dich auf, Johann!“ rief Richard, sich über einen Haufen Mäntel hinlehnend, der auf dem Deck einer genuesischen Galeere lag. — Das Kreuz flatterte hoch in der Luft über dem Löwen des königlichen Wappens von England. Die Brustwehr war rings mit Wappenschilden behangen, und die anmuthigen weißen Segel blähten sich unter der frischen Brise, welche das gute Schiff in Gemeinschaft mit vielen anderen, Englands Ritterschaft tragenden Fahrzeugen wie im Tanz über die Wellenkämme des mittelländischen Meeres hinführte. — Allein der größte Theil dieser Ritterschaft befand sich in einem kläglichen Zustande. Wohl machten die Schiffe ihre lustigen Sprünge; aber ihre Bewegungen wurden von vielen der an Bord befindlichen fast wie Tod empfunden, namentlich aber von dem armen kleinen Johann de Mohun.

Sein Vater, der Baron Mohun von Dunster, hatte sich tief eingelassen in den Krieg der Barone und war ein persön=

licher Freund des Grafen von Leicester gewesen, von dem er sich erst trennte in Folge der maßlosen Gewaltthätigkeiten und Unverschämtheiten, welche sich die jungen Montforts erlaubten. In der Schlacht bei Evesham hatte er auf der Seite des Prinzen gefochten und dabei eine Wunde davon getragen, die ihn kampfunfähig machte; allein man hielt gleichwohl seine Unterwerfung für so unsicher, daß man ihm seinen Sohn und Erben abverlangte, dem Anschein nach als Pagen, in Wirklichkeit aber als Geißel. — Der kleine Johann von Dunster war in seinem zwölften Jahre trotz des normanischen Zunamens ein ächt englischer Knabe, angefüllt mit dem größtmöglichen Haß gegen alle Fremdlinge, die er mit großartiger Mißachtung der Naturgeschichte nur als „Heuschrecken" bezeichnete, „welche den Engländern das Blut aussögen". Er wollte kein Wort des Befehls verstehen, wenn es nicht in seiner Muttersprache an ihn gerichtet wurde, und weder dem Verweis noch der körperlichen Züchtigung gelang es, seinen trotzigen Starrsinn zu zähmen. Die anderen Pagen hatten ihn geneckt, gehöhnt und gequält nach Herzensgelüsten, ohne daß er sich dadurch von seiner eigenen Weise abbringen ließ; auch erkannte er nur Richard, den er wegen seines angenommenen Namens für einen ächten Engländer hielt, als Freund und Beschützer an (den einzigen, den er hatte) und liebte ihn mit der vollen Innigkeit seines Herzens. Wenn ihn je etwas von seinem linkischen Starrsinn oder seiner stöckischen Blödigkeit abbringen konnte, so war dies nur dem leutseligen Benehmen Richards möglich, aber auch dann blos in der Abwesenheit der übrigen Quälgeister. Von allen Pagen war indeß für die Dauer des Feldzugs allein Hamlyn de Valence mit der persönlichen Aufwartung bei dem Prinzen betraut worden, und dieser hielt es jetzt für unter seiner Würde, sich mit dem Knaben einzulassen.

Im gegenwärtigen Augenblick lagen die meisten Passagiere, darunter auch Hamlyn de Valence, ausgestreckt auf den Decken

herum und hatten kaum einen Sinn für die Versicherung Richards, der sich noch auf den Beinen erhalten, daß die Umrisse der Berge deutlich würden und sie in den Golf einliefen, wo bereits die Flotte mit den Kreuzfahrern aus Frankreich und Sizilien lag, denen sie sich zur Eroberung und Bekehrung von Tunis anschließen zu können hofften. Bei der Ankunft in Aigues Mortes hatten sie gefunden, daß der französische König schon nach Sizilien abgegangen war, und, als sie ihm dahin folgten, in Erfahrung gebracht, sein Bruder Karl von Anjou habe ihn überredet, den Kreuzzug mit einer Landung in Tunis zu beginnen, an das die sizilianische Krone Anspruch habe; Ludwig IX. sei dahin unverzüglich aufgebrochen und Karl ihm gefolgt, sobald die genuesischen Transportschiffe zurückgekehrt, um die sizilianischen Truppen aufzunehmen.

„Ich unterscheide die Masten!“ rief Richard. „Die Bai sieht wie ein Wald aus. Es muß eine tüchtige Streitmacht beisammen sein. Dort sind zwei Vorgebirge, zwischen denen wir auf glatteres Wasser kommen werden — seht —“ — „Warum verstummst Du so plötzlich?“ brummte eine von den auf dem Deck liegenden eingehüllten Gestalten. — „Die Hinterflaggen stehen nur halbmasthoch, mein Lord“, antwortete Richard in erschrecktem Tone; „die Lilien von Frankreich hängen nieder“. — „Eine Tücke von diesen verpesteten Südwinden“, murmelte anfangs der Graf Gilbert von Gloucester, denn dieser war der Sprecher gewesen, obschon Richard ihn nicht so nahe vermuthet hatte; dann richtete er sich auf, so daß seine Gestalt deutlicher wurde, und fügte bei: „Hum — das sieht nicht gut aus. Du bist noch rüstig auf den Beinen, Fowen, oder wie Du heißen magst. Geh nach der Kajüte hinunter und mach dem Prinzen Meldung.“

Ueber die auf dem Deck umherliegenden Gestalten hinschreitend und dafür da und dort mit einer Schimpfrede begrüßt, suchte Richard die Leiter auf, die hinabführte, und zeigte seine

Gegenwart hinter dem Vorhang an, der die königliche Kajüte verbarg; er wurde aufgefordert, sogleich einzutreten. Der Prinz war bemüht, an einem hängenden Tisch zu schreiben, und die Prinzessin lag blaß und ergebungsvoll auf einem Ruhebette, bedient von der Dame Idonea (oder richtiger Iduna) Osbright, einer Frau, die in einem früheren Kreuzzuge ihren Gatten verloren und seitdem stets als eine Art höherer Dienerin im Palast Verwendung gefunden hatte. Ein dänischer Scalde, der sich einmal am englischen Hofe aufgehalten, hatte von ihr gesagt, sie scheine den Unsterblichkeitsapfel ihrer Namensschwester, nicht aber den der Schönheit gegessen zu haben, denn niemand konnte sich ihrer anders, denn als einer knöchernen, ausgedörrten alten Hexe mit funkelnden grauen Augen, einer scharfen Zunge, hurtigen Händen und Füßen und einer äußerst abstoßenden Figur erinnern. Obschon sie treulich an der ganzen königlichen Familie hing, galt ihre leidenschaftliche Zuneigung doch hauptsächlich dem Prinzen Edmund, der, weil seine Mutter wegen seiner körperlichen Gebrechlichkeit einen Widerwillen gegen ihn hegte, ihr fast ganz überlassen geblieben war; auch hatte sie sich um so bereitwilliger dem Gefolge der Prinzessin angeschlossen, weil ihr dadurch Gelegenheit geboten wurde, selbst nach ihrem begünstigten Pflegling sehen zu können.

„Das Stoßen ist jetzt ganz vorüber, Lady", sagte Eduard zu seiner Gattin. „Da kömmt Richard, um uns anzuzeigen daß wir uns in der Nähe des Landes befinden." — „Ihr habt recht, gnädiger Herr", versetzte Richard, „wir laufen in den Golf ein; doch der Lord von Gloucester hat mich beauftragt, Euch zu melden, daß auf allen Schiffen die Flaggen niederhängen." — „Was sagst Du?" rief der Prinz, hastig die Schreibmaterialien niederlegend. „Sei ohne Furcht, mi Doña; ich kehre bald wieder zurück, um Dir zu sagen, wie es steht. Wir sind bereits in glatterem Wasser." — „Auf so ruhiger See, daß ich mit Dir gehen will, um aus dieser

erstickenden Kajüte hinauszukommen", sagte Eleanor. „Wollte Gott, wir wären zeitig genug gekommen, daß Du den Rath Deines Onkel hättest einholen können." — „Wir wollen sehen, über was wir uns zu beschweren haben, eh' wir jammern", entgegnete der Prinz. „Meinem guten Onkel von Frankreich ist zuzutrauen, daß er wegen eines einzigen barfüßigen Mönchs die ganze Flotte Trauer anlegen läßt."

„Zweifelt nicht, gnädigster Herr, daß diese Trauer einer ernsten Sache gilt", nahm jetzt Dame Iduna das Wort. „Ich sagte es ja, es habe etwas zu bedeuten, als jene Elster herangeflogen kam und mit ihrem unseligen Schwanz einen Fächer machte, wie Ihr zum Antritt dieses Feldzugs aufs Pferd stieget und die gnädige Frau ihre Kleinen zum Abschied küßte. Auch der Hase, der uns zu Bagshot über den Weg lief —" — „Laßt dies gut sein, Dame", unterbrach sie der Prinz in scherzendem Tone, als er bemerkte, daß die Liste schlimmer Vorzeichen nicht ohne Eindruck auf seine Gattin blieb; „ich weiß ja, daß Ihr ein Hufeisen unter Eurem Gepäck habt und daher frei ausgehen werdet, was auch uns andern geschehen mag." — „Und was liegt an mir, der elenden alten Frau", versetzte die Dame, „wenn nur Ihr mit Eurem Bruder sicher davonkommt und die lieben Prinzen zu Haus gesund und wohl antrefft. Aber lieb wäre mir's schon, wenn wir fort wären aus diesem sandigen Loch oder jemand mich mit heimnähme, da es doch nicht, wie beabsichtigt war, geradenwegs auf Jerusalem losgeht." — Während Frau Iduna so sprach, hatte sie mit der Prinzessin sich zu schaffen gemacht, um ihr das Uebertuch umzulegen und ihre etwas verwirrten Locken zu ordnen; als jedoch Eleanor bemerkte, daß ihr Gatte ungeduldig wurde, steckte sie diesen Operationen schnell ein Ziel und nahm seinen Arm.

Inzwischen war die Galeere in den Golf von Goletta eingelaufen. Auch andere Passagiere hatten sich aufgerafft und

standen auf dem Deck, um den Hafen zu betrachten, welcher zweitausend Jahre früher der vom Sturm verschlagenen Flotte des Aeneas Schutz verliehen. Wenn jedoch die Trojaner dort eine mit Wald bewachsene Küste gefunden, so mußten die Haine mit ihren Laubschatten schon längst zerstört sein; denn die neuen Ankömmlinge fanden die Bai nur von Sandflächen umschlossen, obschon nach vorn der Grund anstieg und die Aussicht absperrte. Inmitten der Bai befand sich ein niedriges Sandinselchen mit Resten von Mauerwerk und einem nutzbaren Fort, über dem das französische Banner, aber gleichfalls in niederhängendem Zustande, aufgepflanzt war. Darum her lagen die Schiffe mit beschlagenen Segeln und Flaggen, in dem unaussprechlich geheimnißvollen Anblick der Trauer lebenden Wesen vergleichbar, die mit eingezogenen Schwingen und verhüllten Kämmen im stummen Schlaf des Kummers auf der Wasserfläche lagen. Das traurige Schauspiel erstickte auf den Decken jeden Laut, und niemand fühlte sich fähig, den bangen Vermuthungen, die eines jeden Brust bewegten, Ausdruck zu geben.

Schon stieß ein Boot ab, und seine raschen Bewegungen schienen der feierlichen Stille Hohn zu sprechen, als es, getrieben durch die regelmäßigen Ruderschläge von einem Dutzend sonnverbrannter genuesischer Matrosen mit hellfarbigen Mützen, auf die Galeere zuschoß. Ein genuesischer Kapitän in ernsterer Kleidung saß an dem Steuer, und als sie an der Schiffseite anfuhren, lief von dem Boot aus ein Geflüster wie ein Schauder nach der Schiffmannschaft hinauf und durch die Passagiere dahin: „Il Rè“, „il Rè santo“, „il Rè di Francia“. Es hatte sich über das ganze Schiff verbreitet, eh noch der Genuese Zeit gewonnen, das ihm zugeworfene Tau zu fassen und an der Schiffswand hinanzuklettern, an deren Bord, wo er von dem Kapitän der Galeere begrüßt wurde, er hastig nach dem Principe Inglese fragte. — Denn Eduard war noch nicht herangekommen, sondern stand bleich und starren Blicks

mit dem Rücken gegen den Hauptmast gelehnt. Eleanor schaute schweigend zu ihm auf; sie bemerkte, daß er eine heftige Aufregung niederzukämpfen suchte und jetzt keine Kundgebung von Theilnahme oder Trauer brauchen konnte, wo sich's darum handelte, Festigkeit zu zeigen und seiner Würde nichts zu vergeben. Für ihn war Ludwig IX., der Gatte von seiner Mutter Schwester, der freundliche Führer und das edle Musterbild gewesen, das er in seinem Vater vergeblich suchte, der Mann, unter dessen frommem und tugendhaftem Einfluß seine junge Gattin, welche während der Unruhen in England am Hof des französischen Königs ein Unterkommen gefunden, gebildet worden war. Beide sahen in seinem Verlust den eines Vaters, und das Gemurmel unter den Matrosen schlug an ihr Ohr wie eine Stimme, welche sagte: „Weißt du, daß heute Gott hinwegnehmen wird deinen Herrn von deinem Haupte?“ Für den Augenblick dachte übrigens die Prinzessin an nichts, als wie ihr Gatte die Unglückspost ertragen würde, und ließ ihn nicht aus dem Auge; doch schon nach einigen Sekunden war der Kampf vorüber, und er empfing den Genuesen mit seiner gewöhnlichen abgemessenen Höflichkeit, indem er demselben, nachdem er den gebotenen Gruß erwiedert, mit einem Wink bedeutete, seine Meldung vorzubringen. Sie war nur kurz, denn der Kapitän hatte bei seinem Schiff ausgehalten und wußte blos, daß in dem Lager eine tödtliche Krankheit, die Pest, wüthete. Sie hatte bereits den päpstlichen Gesandten und den guten König von Frankreich hingerafft. Auch der Sohn des letzteren nebst vielen anderen war das Opfer geworden.

„Welcher Sohn?“ — Nicht der älteste, obschon auch dieser krank liege, doch nicht ohne Hoffnung — sondern der jüngste; man habe ihn auf sein Schiff gebracht, allein auch das habe ihn nicht retten können. — „Der arme kleine Tristan!“ seufzte Eleanor; „ein wahrer Kreuzträger — während des einen Kreuzzugs geboren und in dem anderen gestorben.“ — „Der König

von Sicilien?“ klang Eduards weitere Frage durch die Zähne. — „Er langte den Tag nach dem Ableben seines Bruders an“, sagte der Genuese. „Als er sah, wie die Dinge standen, schloß er einen Waffenstillstand mit dem König von Tunis, und er ist nun willens, wieder abzusegeln, sobald der neue König von Frankreich sich soweit gebessert hat, um heimgeschafft werden zu können.“

Inzwischen hatte das Schiff Anker geworfen, und es wurden Vorbereitungen zum landen gemacht; doch die Ungeduld, näheres zu hören, gestattete dem Prinzen nicht, zu warten, bis sein Pferd ans Ufer gesetzt wäre. Er beauftragte den Grafen von Gloucester, mit seinen Leuten auf der Insel ein Lager zu schlagen, wies ihn an, seinen Bruder Edmund, der sich auf einem andern Schiffe befand, von dem Sachverhalt in Kenntniß zu setzen, und forderte, als er bemerkte, daß Richard unter seinem ganzen Gefolge am wenigsten gelitten, diesen auf, mit ihm in das Boot zu steigen, das sogleich niedergelassen wurde. — Dieses Aufgebot wäre unserem jungen Freund sehr willkommen gewesen, wenn er nicht gefunden hätte, daß der arme kleine Johann de Mohun nicht gleich den anderen Passagieren wieder aufgelebt war, sondern noch immer fast ohne Regung und nur bisweilen ein Aechzen ausstoßend dalag. Er konnte jedoch nichts weiter thun, als den Reisigen, der ausschließlich dem Pagen zur Bedienung beigegeben war, bitten, für den armen Schelm Sorge zu tragen und denselben in thunlichster Bälde unter den Schirm eines Zeltes zu bringen; denn der Prinz duldete keine Zögerung, wenn er befohlen, und so mußte sich Richard beeilen, um in das Boot zu kommen.

Mit raschen, langen Schritten und ohne ein Wort zu sprechen, stieg der Prinz im Licht der untergehenden Sonne den niedrigen Hügel hinan, denselben, welchen auch der fromme Aeneas mit seinem treuen Achates bestiegen hatte. Von der Höhe aus hatte der trojanische Prinz im Thal die werdende

Stadt überschaut; der englische dagegen sah nur auf ein Feld der Verheerung nieder. Gleichwohl war das Thal lieblich anzusehen mit seinem wohlbewässerten Wiesengrund, den schönen grünen Maisfeldern, den anmuthigen Dattelpalmen und den majestätischen Korkeichen; unter ihnen bemerkte man die flachen Dächer weißer maurischer Häuser, obschon mancher geschwärzte Fleck in der reizenden Landschaft Zeugniß ablegte von den frischen Verwüstungen, welche die eingefallene Armee angerichtet. — Ganz ausgetilgt aber war Karthago. Die Stadt der Dido, des Hannibal, des Cyprian lag da halb zerstört, halb im Sand begraben — alles verschwunden und nichts aufrecht, als ein maurisches Fort, hergestellt mit den ungeheuren Steintrümmern der alten Phönizier, unter welchen man da und dort die Friese und Skulpturen des gräcisirenden Roms unterschied. Den ganzen Bau kennzeichnete der anmuthige sarazenische Geschmack. Ueber dem seltsamen Gemeng der Stile verschiedener Perioden schwebte indeß wieder eines von jenen französischen Trauerbannern, das über die Zinne niederfiel, und darum her breiteten sich die weißen Zelte des französischen und des sizilianischen Heeres mit ihren hängenden Fahnen aus, verwaiste und von der Pest heimgesuchte Schaaren auf einer zertrümmerten Stadt.

Während der Prinz anhielt, um die Scene zu überschauen, näherte sich ihm zu Pferd eine Abtheilung Ritter, welche bei der ersten Kunde vom Einlaufen der Flotte den Auftrag erhalten, ihm entgegen zu gehen; doch der behende Eduard war ihnen bereits zuvorgekommen. — Sie naheten mit gebeugtem Haupt und trauervoller Miene; auch befand sich einer unter ihnen, welcher sein Antlitz verhüllte und unter lautem Weinen in den Ruf ausbrach: „Ach, Messire, unser heiliger König hat mit großer Liebe an Euch gehangen.“ — „Ah, mein lieber Sir Guillaume de Porceles!“ war alles, was mit thränenfeuchtem Auge Eduard hervorbringen konnte, während er dem

wackeren provençalischen Ritter die Hand hinhielt; dann fügte er bei: „Laßt mich hören."

Der Ritter war vom Pferde gestiegen und führte es an der Hand, als er an Eduards Seite trat. Seine Meldung lautete, der König sei bewogen worden, in Tunis zu landen, dessen Fürsten er zum Christenthum zu bekehren hoffte, in diesem Vornehmen gespornt durch Karl von Anjou, welcher eine so schöne Armee nicht ungenützt lassen, sondern mit ihr den Versuch machen wollte, einen persönlichen Vortheil für sein Reich Sizilien herauszuschlagen. Der Sire de Porceles war zwar ein Vasall Beatricens von Provence, aber keineswegs ein großer Bewunderer ihres Gatten Karl von Anjou und sprach mit unverhüllter Entrüstung über den unseligen Nebenzweck, den man der Kreuzfahrer-Armee angemuthet. Karl von Anjou besaß am römischen Hof einen maßgebenden Einfluß, und in Dingen, welche den Kreuzzug betrafen, ließ Ludwig sein Urtheil, welchem er in der Heimat den Ruf eines klugen und weisen Königs verdankte, durch die kirchliche Obergewalt in einem Maß bestimmen, daß es nicht verwunderlich erscheinen darf, wenn seine Bemühungen, den heiligen Boden wieder zu gewinnen, kläglich fehlschlugen. Er hatte einen Akt selbstverläugnenden Gehorsams darin gesehen, daß er nicht schnurstracks nach dem heiligen Grabe hinstürmte, und daher in dieser fieberschwangeren Bai gelandet, um Zwecken zu dienen, die er unter Uebung eines kleinen Vorraths von gesundem Menschenverstand als die des Privatlehrgeizes hätte erkennen müssen. Die Folge davon war, daß sein Lager in ein Erntefeld für den Todesengel umgewandelt wurde. Es waren zwar zur Anfrischung des Muths der Franzosen einige Waffenthaten vorgefallen, zum Beispiel die Wegnahme des Forts von Karthago und da und dort ein Scharmützel mit einer Fouragir-Abtheilung der Sarazenen; aber im allgemeinen ließen sich die Mauren auf keinen Kampf ein, sondern sprengten in der Regel, nachdem sie ihre

Wurfspieße geschleudert, wieder von hinnen. Viele, die sich in den Gewölben und Kellern Karthagos verborgen gehalten, wurden hervorgeschleppt und getödtet; aber ihre Leichen, die man liegen gelassen, hatten dazu beigetragen, der Pest eine noch größere Verbreitung zu geben. Der Ritter nannte Namen um Namen, eine schauerliche Todtenliste, wie nach einer großen Schlacht, in welcher

„Die Streiter hingeschmolzen gleich dem Schnee,
Der König und des Landes höchster Adel.“

Die letzte auswärtige Gesandtschaft, welche Ludwig IX. empfangen, war die des griechischen Kaisers Michael Paläologos gewesen, welche Vorstellungen erhob über die wilden Grausamkeiten, an Christen vollbracht von dem sizilianischen König, dessen Hand noch rauchte von dem Blute des letzten Hohenstaufen. — Als Karl in dem Hafen einfuhr, lag Ludwig mit über der Brust gekreuzten Händen auf einem Bett von Asche und ging mit dem Rufe „O Jerusalem, Jerusalem!“ hinüber, nicht nach der Stadt seiner irdischen Entwürfe, sondern nach dem Jerusalem seines geistigen Strebens.

„Sollen wir Euch zu meinem Herrn, dem König von Sizilien, begleiten?“ fragte de Porceles. — „Nein“, antwortete Eduard mit finsterer Miene, „zu meinem Onkel von Frankreich.“

„Nieder, nieder, gnädigster Herr, und ihr alle, augenblicklich!“ rief plötzlich de Porceles, indem er sich mit dem Antlitz auf die Erde warf. Eduard war ein zu guter Kriegsmann, um nicht dem Aufgebot sogleich zu folgen, und Richard that mit allen Rittern, welche zur Begleitung des Provençalen gehörten, das gleiche. Selbst die Pferde begruben ihre Nüstern in dem heißen Sandgrunde. Ein seltsames Rauschen und Brausen ging über sie hin; es kam ein Gefühl des Erstickens, ein sengender Gluthauch und ein stechendes Gefühl über den ganzen Körper. Die Provençalen waren die ersten, die sich

wieder erhoben; der Prinz und Richard folgten ihrem Beispiel und schüttelten eine Masse Sand ab, mit dem sie überschüttet worden. Als sie sich der untergehenden Sonne zuwendeten, sahen sie, von der Erde bis zum Himmel reichend, mit wüthender Geschwindigkeit eine Purpursäule dahin fegen, in welcher lebendiger goldener Staub in schwindligen Spiralen aufwärts wirbelte; die Erscheinung war so flüchtig, daß sie mit jedem Moment kleiner wurde und nach kurzer Frist dem Auge entschwand. — „Ist dies Zauberei?“ keuchte Richard dem ihm zunächst stehenden Ritter zu, während er die Augen vom Sand zu befreien sich mühte und erstaunt dem Wunderphänomen nachsah. — „Schlimmer als Zauberei“, antwortete der Squire; „es ist eine Sandwindhose.“

Sie hatten bald den Graben hinter sich, den man um das Lager unter den Ruinen gezogen, und schritten durch die Gassen zwischen den Zelten, welche unter dem dichten, die zerbrochenen Mauern überkleidenden Blätterwerk errichtet worden waren; da und dort sah man Stellen mit Mosaikpflasterung, Trümmerstücke eines Tempels der Dido oder Anna, die zwischen der üppigen Vegetation oder den Triebsandschichten emporragten, Säulen des neuen Karthago, von Acanthus überwachsen, oder Reste von Kirchen aus der Zeit des Verwüsters Genserich; doch alle diese Gegenstände blieben gleich unbeachtet von den darunter umherwankenden bleichen Gestalten, welche in diesen Antiquitäten nur Stolperblöcke erkannten.

Ein maurisches Haus in der Mitte eines vordem schön angelegten, jetzt aber niedergetretenen und verwüsteten Gartens war die Stätte, nach welcher der provençalische Ritter den englischen Prinzen führte. Nachdem sie durch ein Bogenthor in einen Hof eingetreten, wo, von Marmorpflaster umgeben, eine Fontäne funkelnd in die Höhe sprang, sahen sie vor dem mit reichem Gitterwerk versehenen steinernen Portal des Hauses zwei gerüstete Gestalten gleich eisernen Statuen stehen; an diesen

vorbei gelangten sie in das Hauptgemach mit seinem Marmorboden und den an den Wänden umherlaufenden Divanpolstern; in der Mitte des Gemachs aber stand ein Sarg, bedeckt mit dem Lilienbanner und der Standarte des Kreuzes; auf dem Bahrtuch lagen der gekrönte Helm, das treue Schwert, die ritterlichen Sporen und der mit dem Kreuz gezeichnete Schild. Feierliche Gestalten umstanden den Sarkophag als Wächter, während Priester daneben knieten und abwechselnd Gebete sprachen oder Psalmen sangen. Der Sarg umschloß nur die Knochen des gestorbenen Königs, die man nach St. Denis zu bringen beabsichtigte; die Weichtheile, die davon entfernt worden waren, um in Wein und Spezereien conservirt zu werden, befanden sich bereits auf dem Wege nach Palermo und hätten die Engländer schon früher von dem erlittenen Verluste unterrichten können, wenn diese nicht nachts an dem Schiffe, das sie führte, vorbeigekommen wären, ohne dasselbe zu beachten.

Eduard kniete lange neben den sterblichen Ueberresten seines Onkels, das Antlitz verhüllend und in Gedanken vertieft, denen wir nicht zu folgen im Stande sind. Richards Herz war voll von der seltsamen Frage: „Warum?“ Warum mußten die besten und reinsten Entwürfe, hervorgegangen aus den edelsten Gemüthern, dahinfallen wie der Schaum der Welle? So war es gegangen, mochte er sich wohl sagen, mit der Tafelrunde unter König Artus, so mit den Rechten Englands unter seinem eigenen edlen Vater; war dem Kreuzzug unter Führern wie Eduard von England und Ludwig von Frankreich das gleiche Ende vorbehalten? Die Antwort darauf konnten ihm die Psalmen geben, welche von den am Sarg knieenden Priestern gesungen wurden:

„Qui seminant in lacrymis, in exultatione metent;
Euntes ibant et flebant mittentes semina sua,
Venientes autem venient cum exultatione portantes manipulos suos.“ *)

---

*) „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten.
Sie gehen hin und weinen und tragen edlen Samen, und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben.“

In der That dürfen wir wohl glauben, daß Simon von Leicester und Ludwig von Frankreich in gleicher Weise dem Schmerz über ihre vereitelten Träume entrückt waren, da wie dort die Verirrungen der That und des Urtheils weggewaschen, nur die gute Absicht angenommen, beide harrend der Ernte, wann ihnen ihre Werke nachfolgten und es offenbar würde, daß die Wirkung dessen, was sie gewesen und was sie gelitten, mehr an spätern Generationen, als an ihren Zeitgenossen sich kundthat.

In jenem Moment bewog Richard ein Gefühl, als ob ein Auge auf ihm haftete, den zu Boden gesenkten Blick zu erheben. Eine von den bewaffneten Gestalten, die bisher so regungslos dagestanden, als seien sie nur vollständige Kriegerausstattungen in einer Rüstkammer, hatte theilweise das Visir ihres Helmes niedergelassen, so daß die Augen, die Nase und etwas von den Wangen sichtbar wurde. Richard schaute danach hin — es waren die seines Vaters! Blendete ihn eine Ausgeburt seiner Phantasie? Er rieb sich die Augen und sah wieder hin. Ja, das war das tiefliegende braune Montfort-Auge, die scharfgeschnittene Nase, die gebräunte Haut. Er blickte nach den Wappenabzeichen des Schildes. Richtig, es waren die seinigen — das rothe Feld und der steigende weiße Löwe mit dem gespaltenen Schwanz, die er lange nicht gesehen.

Fast in demselben Augenblick trat eine andere Person in das Gemach — ein Mann mit fahlem Gesicht, schmalen französischen Zügen, scharfen grauen Augen und einer gewissen königlichen Würde, die selbst ein Anflug von schlauer Verschmitztheit nicht zerstören konnte. Sein Antlitz zeigte die Miene der Trauer; er bekreuzte sich und kniete neben Eduard nieder, bis dieser seine Andacht zu Ende gebracht hatte. Der Prinz, welcher in der Tiefe seines Schmerzes den Mantel über das Gesicht geschlagen, bemerkte ihn augenscheinlich nicht; nachdem jedoch der neue Ankömmling mehrmal vergeblich versucht, die

Aufmerksamkeit des Betenden auf sich zu ziehen, erhob er sich endlich und sagte mit gedämpfter Stimme: „Mein wackerer Neffe.“ Einen Moment erhob der Prinz sein Gesicht, und Richard hätte lieber sterben, als diesem Blick schmerzlichen Vorwurfs begegnen mögen; dann verbarg er das Antlitz wieder mit den Händen und fuhr in seiner Andacht fort. Nachdem er damit zu Ende war, richtete er sich auf aus seiner knieenden Haltung. Erst außerhalb des Todtengemachs verbeugte er das Haupt gegen Karl von Anjou, erwiederte mit ernster Höflichkeit dessen Begrüßung und drückte den Wunsch aus, seinen jungen Cousin Philipp, den jetzigen König von Frankreich, zu sehen.

Eine an einen Diener gerichtete Frage wurde durch die Auskunft beantwortet, daß Philipp eben unter dem Einfluß eines Trankes, den ihm sein Arzt gereicht, eingeschlummert sei. — „Ihr müßt Euch daher schon mit Eurem alten Onkel begnügen, mein tapferer Neffe“, sagte Karl von Sizilien. „Wenn Ihr mich nach meinem Gemach zu begleiten beliebt, so will ich Euch die Umstände auseinander setzen, die mich genöthigt haben, einen Waffenstillstand zu schließen, obschon ich fürchte, daß Euer Thatendurst nicht damit einverstanden ist.“ — „Entschuldigt mich, mein königlicher Onkel“, versetzte Eduard; „ich muß zuerst für die Aufschlagung meines Lagers Sorge tragen. Es ist schon spät, und meine Truppen dürfen nicht mit solchen in Berührung kommen, welche die Ansteckung auf sie übertragen könnten. Ein andermal“, fügte er bei, „werde ich Eure Gründe besser zu würdigen in der Lage sein.“

Karl von Anjou drang nicht weiter in ihn. In dem Gesicht und in der Stimme des Prinzen lag etwas, was bekundete, daß er nur mit Mühe seinen Gram und seine Entrüstung niederkämpfte, und daß bei seiner dermaligen Stimmung ein einziges Wort der Entschuldigung hingereicht haben würde, den Löwen in ihm zu wecken. — Für ihn und sein Gefolge

standen Pferde bereit; er schwang sich ohne weiteres auf sein Roß, und Richard sah sich genöthigt, ihm zu folgen, ohne daß sich ihm eine Gelegenheit bot, über die seltsame Erscheinung, welche in dem Todtenzimmer ihm begegnet war, Erkundigung einzuziehen.

Eine Strecke weit galopirte Eduard über den sandigen Grund dahin. Als er die Höhe erreicht hatte, von welcher aus er in der einen Richtung das Thal von Karthago, in der anderen die Bai überschauen konnte, zügelte er sein Thier und ließ sich einen Ausruf entschlüpfen, welchen Richard für einen Zuruf an ihn deutete; er ritt daher zu seinem Herrn hinan und fragte nach dessen Befehl. „Nein, es war nicht so gemeint, mein Sohn“, sagte der Prinz; „ich habe nur meinen Gedanken einen lauten Ausdruck gegeben. Niederlage und Erfolg — wir haben heute beides gesehen an den zwei Königen. Was hältst Du davon?“ — „Besser erliegen, als die Niederlage verschulden, gnädigster Herr“, lautete die Antwort. — „Ja, aber warum mußte man dem Verschulder sein Urtheil unterordnen?“ versetzte Eduard; dann furchte sich seine Stirne. „Ich habe zwei heilige Männer gekannt, die es nicht für Gewissenssache hielten, ihren Verstand in Fesseln zu schlagen — nur zwei — und sind sie damit besser gefahren? Der eine war der gute Bischof von Lincoln — den andern brauche ich Dir nicht zu nennen, Richard. Einer geht dem andern nach — voraus der wackere Bischof Grostête, dann der Lord von Leicester, und nun mein Onkel von Frankreich. Wenn die Erde nichts besseres haben soll als solche, welche die Heiligen auf ihr zu lassen belieben, so ist es nicht der Mühe werth, viel länger da zu bleiben.“

„Gnädigster Herr“, sagte Richard, näher kommend, „mich dünkt, ich habe das Gesicht meines Vaters hinter einem Visir gesehen — an einem der ritterlichen Wächter zur Seite des heiligen Königs.“ — „Ha, wohl mag ihn Deine Phantasie

an einer solchen Stätte Dir vergegenwärtigt haben", sagte Eduard. „Die Herzen jener beiden vereinigten sich nach oben in demselben Punkte, obschon sie der Welt unten gegenüber verschiedene Standpunkte einnahmen und im Leben einander nur wenig kannten und noch weniger liebten. Das hat jetzt alles ein Ende. Komm; eilen wir nach unserem Lager zurück, um es wenigstens denen, die in der Welt zurückgeblieben sind, möglichst gut zu machen." Dann fügte er in einem Tone bei, der nicht darauf berechnet war, daß Richard die Worte hören sollte: „So lang mi Doña Leanor noch hier ist, bietet mir die Erde noch etwas heiliges und besänftigendes. Möge Gott mir gnädig sein, ja und allen meinen Feinden, wenn auch sie fort wäre!"

Achtes Kapitel.

Richards Doppelgänger.

Es war fast dunkel, als der Prinz und der Page die Insel erreichten; sie fanden die Zelte bereits in gehöriger Ordnung aufgeschlagen; denn ein Befehl wurde mit eifrigster Raschheit vollzogen, wo Eduard das Kommando führte. — Richard geleitete seinen Herrn nach dessen Pavillon, wo er bis zur Nachtessenszeit entlassen wurde; dann begab er sich über den viereckigen Platz, welcher stets um das königliche Banner her freigelassen wurde, nach einem in der Südecke gelegenen Zelt, das für den Gebrauch des Pagen bestimmt war. Wie er jedoch den Vorhang lüpfte, erschrack er über den Anblick eines Mieders und wollte, da er in das Frauenquartier gerathen zu sein glaubte, eben ohne Entschuldigung sich wieder zurück-

ziehen, als ihm die scharfe Stimme der Dame Idonea zurief: „Oh, nur herein, Junker Page, Ihr seid am rechten Platze. Ich habe mich hier nur so lange aufgehalten, bis es einem von euch beliebte, hereinzukommen und nach dem armen Kinde zu sehen.“ — Und der kleine Johann von Dunster rief von seinem aus Mänteln bereiteten Lager aus: „Richard! Oh, ist er endlich da?“

„Ja“, antwortete Richard, in das Licht einer Messinglampe tretend, welche an Ketten von dem Gibel des Zeltes niederhing. „Das ist in der That freundlich von Euch, Lady; aber ist er denn wirklich so sehr unwohl?“ — „Wie könnte es auch anders sein, wenn es keiner von euch dickköpfigen Pagen für der Mühe werth hält, an ihn zu denken?“ — „Es that mir leid, ihn verlassen zu müssen“, begann Richard; „aber der Prinz hatte mich abgerufen.“ — „Pfui über Dich! Sprich mir nicht vom Prinzen, als ob niemand dagewesen wäre, dem Du hättest Auftrag geben können, sich des kleinen Jungen anzunehmen!“ — „Ich habe Piers Weisung ertheilt —“ versuchte Richard zu erwiedern. — „Dem Piers, sagst Du? Warum hast Du's nicht lieber dem Pavian geheißen, der dort auf dem Gepäck sitzt? Ein sauberer Wärter für ein krankes Kind!“

„Ich bin kein Kind“, brach jetzt Johann los; „nächste Martini werde ich zwölf Jahre alt, und ich brauche von niemand anders Pflege, als von Richard.“ — „Ha, ha, ha — da haben wir den Dank, den wir Frauen erhalten, wenn wir nicht mehr jung und schön sind“, entgegnete Dame Idonea mit heiterem Lachen. — „Ich will überhaupt nichts von dem Frauenvolk, weder von den jungen noch von den alten“, sagte Johann verdrießlich. „Ich will nur Richard. — Hilf mir auf, Richard; nimm diesen Mantel hinweg.“ — „Ja nicht, wenn Dir sein Leben lieb ist“, rief die Dame; „er hat das Wechselfieber, und es ist sein Tod, wenn man ihn kalt werden läßt.“

„Was sagt Ihr?“ versetzte Richard. „Ich hoffte, es sei nichts als die Seekrankheit, und es werde alles gut werden, sobald er am Land wäre.“ — „Als ob man bei der Seekrankheit abwechselnd schaudere und von Hitze überlaufen werde! Nein, das rührt von der Sonne her, welche in diesen Theilen solche Tücken übt. Seltsam, daß sogar die Sonne mit den Ungläubigen in Bund tritt. Merke Dir wohl, wenn dieser Knabe je Dunster wieder sehen soll, so mußst Du sorgfältig auf ihn acht haben und bei Tag die Sonne, bei Nacht die Kühle von ihm fern halten; sonst ergeht es ihm nicht anders als den armen Geschöpfen da draußen im französischen Lager, wo Du vermuthlich des Elends genug gesehen hast.“ — „Leider ja, Dame!“ — „Ich habe ähnliches oftmal erlebt, und die Krankheit wird sich nächstens auch in unser Lager eingeschlichen haben. Sprich, ist es, wie man sich erzählt — der eine König todt, der andere im Sterben?“

Es kam Richard vor, als werde er nothhaben, sie je wieder aus dem Pagenzelt fortzubringen, denn sie wollte jede erdenkliche Einzelnheit wissen — wer gestorben, wer noch am Leben, wer krank und wer wohl sei. — Bei der engen Beziehung, welche zwischen den Höfen von England, von Frankreich und von Sizilien stattfand, da die Königinen lauter Schwestern waren, kannte sie genau die Verhältnisse von jedermann und erzählte von jeder Person, nach der sie fragte, ihre Geschichte bis zum Großvater hinauf; ja man durfte von Glück sagen, wenn sie nicht noch weiter zurückgriff. Die Unterhaltung zog sich daher sehr in die Länge, und sie schloß dieselbe endlich mit der Aufforderung an Richard, dem Patienten ein fieberwidriges Mittel, das sie mitgebracht, löffelvollweise in zweistündigen Zwischenräumen zu reichen; sei es aufgebraucht oder in dem Zustand des Knaben eine Aenderung eingetreten, so möge er in das Damenzelt eine Meldung ergehen lassen. „Doch, was hilft es“, fügte sie bei, „die Pflege einem leicht-

fertigen Springinsfeld wie Dir zu überweisen? Ich stehe dafür, statt zu wachen, wirst Du schlafen wie ein Murmelthier. Am besten wird es sein, wenn ich die Mutter Jugge hersende."

„Oh nein, nein!" rief Johann, der in der Bedienung durch die Mutter Jugge einen noch weit größeren Schimpf sah, als wenn er durch die Dame Idonea verpflegt worden wäre; „ich will niemand um mich haben, als Richard; er weiß schon, was ich brauche. Nicht wahr, Richard, Du bleibst bei mir?" — „Ja, ja, die kleinen Jungen hängen immer den größeren an, selbst wenn sie von denselben aufs bitterste mißhandelt werden. Die Frauen ernten für alles schlechten Dank, wenn es mit ihrem guten Aussehen vorüber ist. Doch Dank oder Undank, ich will morgen früh wieder nach dem Knaben sehen. Ich habe seine Mutter gut gekannt, und wenn es von mir abhängt, sollen die Hyänen sich nicht an seinen Gebeinen gütlich thun, wie es dem Vernehmen nach manchem von jenen Französlein ergangen ist." — Johann versuchte zu erwiedern, daß er in der That ihr sehr dankbar und ihre freundliche Sorgfalt ihm ungemein trostbringend und erfrischend gewesen sei; er habe nur seine Abneigung gegen die Pflege der Wäscherin Mutter Jugge und seinem Verlangen nach Richard Fowens Gesellschaft Ausdruck geben wollen. Seine Entschuldigung fand jedoch wenig Beachtung, und die rührige alte Dame ging in etwas gekränkter Stimmung von hinnen.

Die Insel war ein trauriger Platz — nirgends ein Baum oder sonst ein Schirm gegen das grelle Licht, das Sonne und Meer ausstralten und dessen vereinigter Einfluß diejenigen, welche untertags ihre Zelte verließen, mit Blindheit, mit Sonnenstich oder im besten Fall mit einem blatterigen Gesicht bedrohte. Der Prinz hatte jedoch gemessenen Befehl ertheilt, daß seine Armee sich im Schatten halte. Nur um die Zeit der Dämmerung wurden Abtheilungen ans Land

geschickt, um Wasser und Mundvorrath beizuschaffen; doch war ihnen jeder Verkehr mit Angehörigen des französischen oder sizilianischen Lagers, der die Ansteckung der Pest unter das englische Heer einschleppen konnte, streng verboten, wie denn auch stets ein zuverlässiger Ritter, der im Stande und geneigt war, dem Verbot Nachdruck zu geben, mitgehen mußte.

Der Prinz selbst enthielt sich jeder Theilnahme an den Berathungen des sizilianischen Königs und blieb bei seiner Mannschaft auf der Flotte oder auf der Insel. Karl setzte daher das Gerücht in Umlauf, das Mißvergnügen des englischen Führers beruhe rein auf dessen Aerger, daß er sich nicht mit den Tunesen herumschlagen könne; es handle sich bei ihm nicht um einen Schmerz über den verunglückten Kreuzzug, sondern nur um den Grimm eines in seinen Erwartungen getäuschten Haudegens. Selbst der junge Philipp, der Kühne zugenannt, ein blöder, schwerfälliger, unwissender Jüngling, wurde zu dem Glauben veranlaßt, daß dies für Eduard der einzige Stein des Anstoßes gewesen, und obschon der englische Prinz sich durch die genuesischen Schiffer täglich nach dem Befinden des französischen Königs erkundigte, ließ doch der letztere nie den Wunsch blicken, seinen Cousin zu sehen.

Unter solchen Umständen fand Richard keine Gelegenheit, über den Grund des seltsamen Eindrucks, welchen er in dem Todtengemach des heiligen Ludwig erhalten, Gewißheit einzuziehen. Der Versuch wäre ein Akt des Ungehorsams gewesen, den der Prinz einem Angehörigen seines unmittelbaren Gefolges nicht sobald verziehen haben würde, abgesehen davon, daß bei der strengen Mannszucht, die im Lager herrschte, kaum eine Möglichkeit dazu obwaltete. Dazu kam, daß Richards ganze Zeit in Anspruch genommen war zum Theil durch den Dienst beim Prinzen, zum Theil durch die Sorge um den kleinen Johann von Dunster, der an einem schweren Fieberanfall darnieder lag und denselben schwerlich überstanden

haben würde, wenn ihn nicht die Geschicklichkeit und Erfahrung der Dame Idonea Osbright nebst der liebevollen Pflege seines Freundes zu statten gekommen wäre. Indeß wurde das Herz der alten Frau nicht einmal durch den pünktlichen Gehorsam gewonnen, den der ältere Page allen ihren Anordnungen zollte Sie betrachtete ihn theilweise als ihren Nebenbuhler in der Geneigtheit des Patienten; denn in Abwesenheit seines Kameraden benahm sich der arme kleine Schelm ganz als das Kind, das er war, ließ sich von ihr behandeln wie von seiner Mutter oder einer alten treuen Dienerin seines Hauses und plauderte mit ihr unverholen von der Heimat und seiner Sehnsucht nach derselben; sobald er aber irgendwie männliche Gesellschaft um sich sah, setzte er einen Ehrenpunkt darin, den männlichen Krieger und Kreuzfahrer zu spielen, was ihm übrigens nur insoweit gelang, daß sich die weinerliche Stimmung in stöckischen Trotz umwandelte, obschon er, wenn er mit Richard allein war, seine Würde fallen ließ und wieder natürlich und zuthunlich wurde. Abgesehen indeß von dieser Art Eifersucht argwöhnte Richard, daß die Lady Osbright seine eigene Herkunft kannte oder doch errieth und deshalb eine Abneigung gegen ihn hegte. Sie hatte den Jammer und die Schmach von seiner Mutter verstohlener Heirat nicht vergessen und diese seinem Vater nie verziehen, auch oft das stolze Herz seines Bruders Heinrich verletzt, als dieser die Kinderstube seiner Vetter, der Prinzen, theilte; sie hegte als Engländerin eine Abneigung gegen alle Fremdlinge, und ihre beschränkte Loyalität gipfelte in einem glühenden Haß gegen den Grafen von Leicester, dessen abgeschlagenes Haupt sie seiner Zeit mit barbarischem, ihrer dänischen Vorfahren würdigem Jubel bewillkommt hatte. Es ließ sich also nicht erwarten, daß sie mit besonderer Gunst auf dessen Sohn blicken würde, den unten angenommenem Namen der Prinz an seinem eigenen Hof und in seinem Lager duldete.

Richard fühlte in ihrer Gegenwart stets einen gewissen Zwang, ja selbst Aerger, und wünschte nichts sehnlicher, als daß die Genesung des Knaben ihre widerwärtigen Besuche im Pagenzelt unnöthig machen möchte. Mit Johanns Befinden machte sich's übrigens trotz aller der Unbequemlichkeiten, in die man sich auf der Insel fügen mußte, recht ordentlich, und er war entschieden auf dem Weg der Convalescenz, als nach zehntägiger Absperrung des französischen Lagers Eduard seine ganze Streitmacht am Ufer aufmarschiren ließ, um bei der Einschiffung von Ludwigs IX. Ueberresten die entsprechende Ehrenbezeugung abzugeben. Es war eine der feierlichsten und melancholischsten Paraden, die man sich nur denken konnte. Die geharnischten Krieger bildeten eine weite Gasse, auf der einen Seite die Sizilianer und Provençalen, auf der anderen die Engländer und die Ritter der beiden Orden. In blanken Stahl gehüllt standen sie da, zu Fuß und zu Pferd, und machten schützende Spaliere für diejenigen, welche die Särge trugen. Vielleicht im Hinblick auf Ludwigs eigne Worte: „Ich, euer Führer, gehe voran“, wurde der Zug mit seiner Leiche eröffnet, welcher die seines jungen Sohnes folgte. Hinter der Bahre des letzteren gingen die Brüder des Königs, Karl und Alphons, der Schwiegersohn, König von Navarra (letztere beide den Samen der verhängnißvollen Krankheit bereits in sich tragend) und die drei englischen Prinzen Eduard, Edmund und Heinrich, des deutschen Königs Sohn, jeder dieser Fürsten von seinem Gefolge begleitet. Die Särge der französischen Grafen und Edelleute, deren Leben in gleicher Weise zum Opfer geworden, kamen nun in langer Reihe — ach, und wie viele namenlose Todte mußten unter den Ruinen zurückbleiben!

Sobald ein Sarg am Ufer anlangte, wurde er in ein Boot gesetzt und mit umhüllten Rudern nach dem zu ihrer Aufnahme bereit liegenden Schiff hingeführt, während die Truppen in ihrer Spalieraufstellung auf der Küste zurückblieben. Der nun

folgende Zug bot einen fast noch traurigeren Anblick. Er bestand aus Tragbahren, aber nicht für die Todten, sondern für die Lebenden, und auch hier war vornean der König von Frankreich, dem seine Schwester, die Königin von Navarra, folgte. Eduard ging, als die Bahre an dem Ufer abgesetzt wurde, auf den ersteren zu und bot ihm seinen Arm, um den schwankenden Cousin beim Uebertritt in das Boot zu unterstützen. Philipp betrachtete den Prinzen, drückte ihm die Hand und murmelte: „Ach wie wird alles dies noch enden?“ Eduard antwortete darauf in heiterem, freundlichem Tone, daß die Dinge wohl besser aussehen würden, wenn sie in Trapani zusammengetroffen wären, und faßte dann mit kräftigem Arm den jungen König, um denselben in das Boot zu setzen. Der arme Jüngling hatte das Ende noch nicht gesehen! Er sollte noch seine Gattin, seinen Schwager, seinen Onkel und seine Tante verlieren, eh sein Fuß wieder den heimischen Boden betrat.

Richard und Hamlyn de Valence waren, als zum Gefolge des Prinzen gehörig, mit in der Prozession gegangen und hielten sich den ganzen übrigen Tag in der unmittelbaren Nähe ihres Herrn, dessen zahlreiche Befehle für die Einschiffung der Truppen vermittelnd, welche am anderen Morgen nach Sizilien abgehen sollten. Erst mit Einbruch der Dunkelheit konnte Richard nach seinem Zelte zurückkehren; er traf Johann von Dunster, der ihn begierig erwartete, vor dem Eingang auf dem Sande sitzend. — „Wie hast Du Dir die Zeit vertrieben, mein Junge?“ fragte er. „Hast Du unseren leidigen Zug sehen können?“ — „Bist Du's diesmal wirklich?“ entgegnete der Knabe, ihn beim Mantel fassend. — „Wer sollte ich sonst sein?“ — „Ein Gespenst, ein Doppelgänger von Dir ist hier gewesen.“ — „Wie, hast Du wieder geträumt?“ — „Nein, nein; ich bin jetzt wieder wohl und kräftig; aber dieses Land hier ist verzaubert. Du weißst dies selbst. Haben wir nicht eine Flotte von Elfenbooten auf dem Meere segelnd gesehen,

und waren wir nicht Zeugen, wie auf dieser Zeltstange hier eine Fliege von einem Blatt aufgefressen wurde? Ließ uns nicht die Fee Morgana Städte, Schlösser und Kirchen in dem Meere schauen? Du hast mich damals keinen irrsinnigen Träumer genannt, denn Du sahest es auch." — „Aber meinen Doppelgänger — wo hast Du ihn gesehen?" — „Hier in diesem Zelt. Ich lag auf dem Sand und versuchte, ob ich ihm nicht Festigkeit genug beibringen könne, um ein Schloß zu bauen; auf einmal wurde der Vorhang zurückgeschoben, und Du standest da, Richard."

„So — und was weiter? Sprach ich oder verschwand ich wieder?" — „Du sprachst — das heißt, das Ding sprach; es sagte: ‚Ist dies das Zelt des jungen Lords von Montfort?' — Was ist Dir — was habe ich gesagt?" — „Nach wem hat er gefragt?" entgegnete Richard athemlos. — „Nach einem Montfort — dem jungen Lord von Montfort", antwortete Johann. „Es ist ganz gewiß so, denn er sagte es zweimal." — „Und was gabst Du ihm zur Antwort?" — „Was hätte ich antworten sollen? Ich erklärte ihm, wir hätten keine Montforts hier, denn das seien lauter ehrlose Verräther, entweder erschlagen oder geächtet." — Richard konnte sich eines plötzlichen Ausrufs der Entrüstung, der den Knaben erschreckte, nicht verwehren. „Jedermann sagt so — auch mein Vater", fügte Johann etwas trotzig bei.

„Der Graf war es nicht", sagte Richard, sich fassend. — „Aber von den jungen ein jeder; er sagte, sie seien die geschworenen Tyrannen der Menschheit gewesen, ebenso schlimm als König Johann vor Erlassung der großen Karte", wiederholte Johann. „Auch ihr Vater war schlimm, da er keine Abhilfe leisten wollte. Du weißt, wie sie's uns in Somerset und Dover gemacht haben." — „Ich habe davon gehört", sagte Richard, kurz abbrechend und sein eigenes brennendes Schamgefühl niederkämpfend; er war froh, daß die Dunkelheit

das glühende Roth seines Gesichtes bemäntelte. „Sprechen wir nichts mehr von diesen Dingen; doch rede — was sagte dieser Fremde weiter?“ — „Du meinst, es sei wirklich ein Fremder und nicht Dein Doppelgänger gewesen?“ entgegnete Johann ängstlich. „Gebe Gott, daß es so sei; denn Dame Idonea sagte, wenn ich ein Gespenst gesehen, so bedeute dies, daß Du — nicht mehr lange leben würdest — und ach, Richard, ich könnte Dich nicht entbehren!“

Der Knabe schmiegte sich in einer Zärtlichkeitsanwandlung an die Brust seines Freundes; er hätte dies vielleicht unterlassen, wenn ihn nicht die Dunkelheit ermuthigt hätte, in solcher Weise seinem Gefühl Ausdruck zu geben. — „Hat Dame Idonea ihn auch gesehen?“ fragte Richard. — „Nein; aber sie kam bald, nachdem er verschwunden war.“ — „Verschwunden — wie, doch nicht so wie die Schlösser der Fee Morgana? Sage mir die Wahrheit, Johann; es liegt mir viel daran, den wichtigen Sachverhalt zu kennen. Was that jener Fremde, als Du so von dem Hause Montfort sprachest?“ — „Die Antwort, die er mir gab, war nicht höflich“, versetzte Johann. „Er sagte, ich sei ein unverschämter kleiner Esel und fragte wieder nach dem Zelt des jungen Montfort. Darauf entgegnete ich ihm, wenn ein Montfort es wagen sollte, sein verrätherisches Gesicht in diesem Lager zu zeigen, so würde der Prinz ihn hängen lassen so hoch wie den Judas; denn ich wünschte ihn los zu werden, Richard. Es war so schrecklich, Dein Gesicht zu sehen und Deine Stimme zu hören, wie sie französisch sprach und nach todten Verräthern fragte.“ — „Französisch?“ fragte Richard. „Ich meinte, Du verstehest kein Französisch.“ — „Ich — ich habe es jetzt leider lange genug hören müssen“, stotterte Johann, „und — und ich habe alles gesprochen, um mir diese Gestalt vom Halse zu schaffen.“ — „Und brachtest Du sie fort? Was ging weiter vor?“

„Sie fluchte über den Prinzen, über den König und über alles“, entgegnete Johann mit einem Schauder; „sie sah so finster und todtenähnlich aus, und ich bekreuzte mich und sprach die heiligsten drei Namen. Ohne Zweifel schrumpfte sie dann zusammen und ging in Schwefel und Rauch auf; das sah ich aber nicht, denn ich schloß die Augen, und als ich sie wieder öffnete, war das Gespenst fort.“ — „Fort? Und Du hast ihm nicht nachgeschaut?“ — „Nein. Mit irdischen Dingen kann es das Schwert eines braven Mannes aufnehmen“, sagte Junker Johann, sich ritterlich in die Brust werfend, „aber Gespenster und Dinge aus dem Abgrund sind im Stand, das Herz des tapfersten erstarren zu machen. Ich bin dann — Gott weiß, wie lange — dagelegen, bis Dame Idonea hereinkam. Sie sagte, entweder habe der Erzfeind selbst Deine Gestalt angenommen, um anzuzeigen, daß Dir schlimmes bevorstehe, oder sei einer von der Verrätherbrut dagewesen, um sich nach seines Gleichen umzusehen.“

„Sage mir“, erwiederte Richard ängstlich, „sah er in allen Stücken aus wie ich? Trug er unser englisches weißes Kreuz?“ — „Auf das Kreuz habe ich nicht geachtet“, antwortete Johann; „doch kam er mir ganz vor wie Du — halt — nur seine Stimme schien mir einen seltsam hohlen Klang zu haben — und wenn ich mich recht besinne — ja, er hatte auch einen Bart — einen braunen Bart.“ Wie in Folge eines plötzlichen Gedankens fügte er bei: „Ich bitte Dich, tritt unter den Eingang des Zeltes.“ Dann nahm er die Stelle ein, auf welcher er gesessen, als die Erscheinung sich gezeigt hatte. „Er war nicht so groß, wie Du, Dein Kopf reicht über die Vorhangfalte hinaus, und der seinige ging nicht so weit; ich sah das Licht zwischendurch scheinen. Du glaubst also nicht, daß es Dein Doppelgänger war?“ setzte er ängstlich hinzu. — „Ich denke, dieser würde mich in Statur und im Alter treuer nachgebildet haben“, versetzte Richard in

scherzhaftem Tone. „Aber wie benahm sich Leonillo gegen ihn? Er ist im allgemeinen vorsichtig gegen Fremde, und wie man sagt, können Hunde die Gegenwart von Geistern nicht ertragen." — „Ach, aber diesem schmeichelte er und steckte ihm schnuppernd seine Nase unter die Hand", sagte Johann. „Ich glaube, Leonillo muß ihm nachgelaufen sein, denn es stand lange an, bis er wieder zurückkam. Ich fürchtete sogar, er bleibe ganz fort, Richard, und dann hätte auch ich hier nicht mehr meines Bleibens gehabt. Wie hätte ich Dir entgegentreten können ohne Leonillo?"

Richard zweifelte jetzt nicht mehr daran, daß der Fremde einer von seinen Brüdern gewesen sei, entweder Simon oder Guido; denn es hatte nichts unwahrscheinliches für sich, daß sie sich unter den Provençalen in der Armee des sizilianischen Königs befanden. Als er noch ein Knabe war, dachte allerdings niemand daran, eine Aehnlichkeit zwischen den Brüdern aufzufinden; allein er hatte oft bemerkt, daß Fremde solche Aehnlichkeiten zwischen Gliedern derselben Familie wahrnahmen, ohne daß sie diesen selbst aufgefallen wären; auch war ihm aus gelegentlichen Bemerkungen des Prinzen, so wie aus dem Umstande, daß sein Bruder Heinrich an der Stimme den Sohn des Grafen von Leicester herausgefunden, bekannt, daß sich die alten Montfortzüge an ihm nicht verläugneten. Indeß mochte er von seiner Vermuthung gegen Johann von Dunster nichts verlauten lassen. Sein Onkel, der König, hatte ihm dringlichst anempfohlen, seine Herkunft als ein Geheimniß zu bewahren, und eine Mißachtung der Wünsche des alten Mannes, selbst in den geringfügigsten Dingen, wurde stets von dem Prinzen sehr übel aufgenommen; auch wirkte die ausgesprochene Abneigung des Knaben gegen das Haus Montfort nicht eben einladend. Richard hing mit großer Liebe an dem wackeren jungen Burschen und hoffte, die Enthüllung, wenn sie eines Tages stattfinden müsse, mit einer That begründen

zu können, welche bewies, daß er sich seines Namens nicht schämen dürfe. Er sagte daher blos zu dem Knaben, der Fremde sei ohne Zweifel ein ausländischer Ritter, der einmal mit der Familie Leicester bekannt gewesen, und legte ihm auf, des Umstandes gegen niemand Erwähnung zu thun. Freilich mußte er fürchten, daß diese Verwarnung zu spät kam, da Dame Idonea nicht nur als eingefleischte Klatschbase bekannt war, sondern ohne Zweifel auch mit ihrem Argwohn jedermann verfolgte, der nach einem solchen Namen gefragt hatte.

Es war ihm sehr widerwärtig, daß er seinen Bruder verfehlt hatte, und er fühlte eben jetzt recht bitter seine Vereinsamung. Die Prinzen und Hamlyn de Valence waren die einzigen Personen, die sein Geheimniß kannten, und von dem Prinzen Edmund und seinen Mitpagen wurde er mit Gleichgiltigkeit, wo nicht mit Abneigung behandelt. Eduard dagegen, an dem er mit warmer Liebe hing und der in allen wesentlichen Dingen sich als sein treuer Beschützer erwies, war eine zurückhaltende Natur, welche den Dienstleuten keine vertrauliche Annäherung gestattete. Nur sehr selten, wenn seine Gefühle sehr lebhaft aufgeregt waren, wie zum Beispiel aus Veranlassung des Besuchs in dem Todtengemach seines Onkels, trat er aus seiner Abgeschlossenheit heraus und erlaubte dann seinem warmen Herzen augenblickliche Ausbrüche, die in weit höherem Grade dazu dienten, ihm die opferwillige, begeisterte Liebe seiner Umgebung zu sichern, als dies aller Leutseligkeit eines weniger großen Charakters möglich gewesen wäre; doch gewöhnlich benahm er sich gegen jeden, der, ohne zu seiner nächsten Verwandtschaft zu gehören, mit ihm in Berührung kam, mit kaltem, wohlbemessenem Ernst, gerecht zwar, aber mit unerbittlicher Strenge gegen jede Verletzung der Etikette, und machte hiervon auch zu Richards Gunsten keine Ausnahme. Wenn letzterer nur selten von dem Prinzen mit seinen kurzen, vernichtenden Verweisen bedacht wurde, so lag der Grund

darin, daß er sie kaum je verdiente; indeß hatte er doch schon die Erfahrung gemacht, daß jeder Mangel an Pünktlichkeit im Dienst dieselbe strenge Rüge fand, als wäre er nicht der nahe Verwandte gewesen, den der Prinz auf eine romantische Weise gerettet und gegen den eigenen Willen in die Nähe seiner Person gezogen. Wohl war Eleanor die Herzensgüte und Freundlichkeit selbst; doch auch sie wurde von ihrem Gatten angehalten, sich nicht mit den Pagen einzulassen, und der Wille desselben galt ihr als unverbrüchliches Gesetz.

Die Atmosphäre, in welcher Richard sich bewegte, war sonach vielleicht veredelnd, aber nicht gemüthlich, und es gab Zeiten, in welchen er bedauerte, auf das Anerbieten des Prinzen eingegangen zu sein, und sich nach den Banden der Familie, nach einem Zustand von Freiheit und Gleichheit sehnte. Simon und Guido hatten ihm nie viel Liebe erwiesen; aber sie waren wenigstens seine Brüder, denen gegenüber er sich keinen Zwang auferlegen durfte; auch konnte er durch sie in Verbindung mit seiner Mutter und seiner Schwester kommen. Es regte sich dann die Lust in ihm, ihr Schicksal zu theilen, das Geheimnißvolle in seiner Stellung von sich zu werfen un dem Mißtrauen, das ihn von allen Seiten umgab, aus dem Weg zu gehen, um so mehr, da seine loyale Anhänglichkeit selbst bei dem Fürsten, dem er diente, nur so geringe Anerkennung fand. Namentlich that es in dem gegenwärtigen Fall ihm weh, daß einer seiner Brüder aus seinem Zelt ausgeschlossen sein sollte; ein absoluter Hunger nach verwandtschaftlichem Verkehr bemächtigte sich seiner, und als er in jener Nacht unruhig sich auf seinem Lager hin und her warf, konnte er sich der Thränen nicht erwehren bei dem Gedanken an den Gruß und die Umarmung, die ihm entgangen waren.

Dennoch gab er die Hoffnung nicht auf. Es waren wohl Begegnungen möglich, oder konnten unter den drei Armeen Erkundigungen stattfinden, und er beschloß, keine Ge-

legenheit zu verabsäumen. Allein schon der nächste Tag wirkte niederschlagend auf seine Aussichten. Die englischen Truppen wurden an Bord ihrer Schiffe gebracht und landeten nach einer kurzen, glücklichen Fahrt bei Trapani auf der Westspitze von Sizilien. Die Franzosen waren zuerst abgesegelt, befanden sich aber bei der Ankunft der englischen Flotte nicht im Hafen, und die Sizilianer, welche die Nachhut bildeten, trafen erst am nächsten Tage ein, ohne Kunde von den Franzosen zu bringen. Gegen Abend langte jedoch das königliche Schiff, das Philipp III. führte, im Hafen an, und die übrige Flotte stand in Sicht, als um Sonnenuntergang sich ein furchtbarer Sturm erhob. Viele von den französischen Schiffen versanken, andere scheiterten an den Felseninseln, die um den Hafen herlagen, und die Armee erlitt durch das Unwetter eine nicht geringere Schädigung, als zu Kathago durch die Pest.

Karl von Anjou blieb in der Stadt Trapani; da er aber wußte, wie nachtheilig die Anhäufung von Truppen auf einem kleinen Raum wirken mußte, so schickte er seine Mannschaft landeinwärts, und Richard sah sich wieder in seiner Hoffnung getäuscht, etwas von seinen Brüdern zu sehen und zu hören, weil der Prinz, welcher noch immer die Ansteckung fürchtete, seinen Leuten jeden Verkehr mit den Resten der französischen Armee verboten hatte.

Indeß traten die drei Führer der Kreuzzugsheere in dem Schloß von Trapani zusammen, um über die weiteren Maßregeln einen Kriegsrath zu halten. Die Verhandlung fand in dem Staatszimmer des Schlosses statt. — Von den Fürsten hatte jeder einen Begleiter mitgebracht; letztere harrten in der Nähe der Thüre angesichts ihrer Gebieter, doch in hinreichender Entfernung, um von dem, was gesprochen wurde, nichts hören zu können. Jetzt hatte Richard Gelegenheit, sich nach seinen Brüdern zu erkundigen, unbelauscht von einem englischen Ohr, das ihm möglicherweise sein Verlangen, etwas von den Mont-

forts zu erfahren, mißdeutet haben würde. Der Begleiter des Königs Karl war ein lebhafter neapolitanischer Jüngling, und unser junger Freund wagte es, obschon es sehr ungehörig erscheinen mußte, auf dem Aufwartungsposten eine Unterhaltung anzuknüpfen, während des Moments, in welchem die Fürsten sich begrüßten und ihre Sitze einnahmen, die Frage zu stellen, ob einer von den Söhnen des englischen Grafen von Leicester sich in der englischen Armee befinde. Von einem Leicester wußte der Italiener nichts; doch der Graf Montfort war ein bekannter Name. „Si, si, vero!“ Ganz Sizilien war voll davon; der Graf Rosso Aldobrandini von der Maremma Toscana hatte seine einzige Tochter und Erbin dem verbannten englischen Ritter Guido von Montfort gegeben, der als Provençale in der Armee des Königs diente.

Richards Herz klopfte hoch. Guido ein begüterter Graf, mit einem Schloß, mit Ländereien und einer Heimat! Er hätte gerne gefragt, wo Guido sich jetzt aufhalte und wo die Maremma liege; aber die Conferenz der Fürsten hatte begonnen, und das Gefolge mußte schweigen. — Sie konnten nur das Gemurmel der Stimmen hören, unterschieden aber deutlich die feurigen Blicke, die lebhaften Geberden des sizilianischen Königs, die kränkliche finstere Gleichgiltigkeit Philipps und den majestätischen Ernst Eduards, dessen edler Kopf über die beiden anderen emporragte, als repräsentire er unter diesem Kleeblatt das wahre Haupt. Karl suchte in der That die anderen zu überreden, mit ihm nach Griechenland zu segeln, um den unglücklichen Michael Paläologos anzugreifen; denn nachdem dieser in letzter Zeit Konstantinopel wieder gewonnen, hoffte der Sizilianer, als begünstigter Kämpe Roms, dessen Reich für sich zu erringen. — Philipp antwortete nur, er habe bereits genug Kreuzfahrens gehabt; er sei krank, angegriffen und müßte nach Haus, um seinen Vater zu begraben und sich krönen zu lassen. Karl versuchte es dann mit ein wenig

Heuchelei, indem er Philipp erwiederte, es habe sicherlich in dem Wunsch seines hochseligen Vaters gelegen, daß der Sohn seine Bemühungen um die heiligen Stätten fortsetze. Nun aber warf Eduard mit einer Stimme, klar wie der Klang einer Trompete und auch für das Gefolge deutlich zu vernehmen, dazwischen: „Wo sind die heiligen Stätten, mein freundlicher Onkel?“

Es wahr wohlbekannt, daß es Ludwig IX. entschieden abgelehnt hatte, gegen Christen, selbst wenn es nur griechische waren, zu Feld zu ziehen, und Philipp fand bald einen Schutz unter diesem Grunde, obschon derselbe seinem blöden Geiste nicht sogleich eingefallen war. Auch konnte er seinem Onkel weitere Einzelnheiten auseinandersetzen, welche klärlich darthaten, daß die französische Armee sich in einem zu traurigen Zustand befand, um etwas anderes thun zu können, als den Heimweg anzutreten. Karl versuchte dann seine Ueberredungskunst an Eduard, indem er ihm zunächst die Heiligkeit eines Kriegs gegen die griechischen Schismatiker beweisen wollte, und als Eduard darauf bestand, daß die für Gewinnung des heiligen Grabes bestimmten Waffen nicht gegen Christen, die es verehrten, mißbraucht werden dürften, bemühte er sich, demselben darzuthun, wie hoffnungslos es sei, selbst mit den ursprünglich für den Feldzug veranschlagten Streitkräften, geschweige denn mit der geringen Anzahl von Kriegern, die Eduards Banner folgten, das heilige Land zu erobern. Er brachte eine Menge von Gründen vor; man hörte kaum seine schwache Stimme, noch weniger ließen sich die Worte verstehen; allein Eduards kurze, klangreiche, fast Verachtung ausdrückende Erwiederungen verfehlten nie, Richards Ohr zu erreichen. Eine der letzten Antworten des Prinzen lautete: „Auf all dies kömmt nicht viel an, mein edler Onkel. Ich habe das Gelübde abgelegt, für das heilige Land zu streiten, und dahin will ich

ziehen, wenn mich auch niemand begleitet, als mein Knappe Fowen."

Er heftete dabei sein Auge auf Richard mit einem Blick des vollsten Vertrauens; es sprach sich darin die Ueberzeugung aus, daß hier einer sei, der seine treue Begeisterung theile, für ihn ein wohlthuender Anblick dem Ekel gegenüber, welchen ihm sein selbstsüchtiger Onkel und der träge Cousin einflößten. Dieser Blick, dieses halbe Lächeln schwellte aufs neue das Herz des Jünglings. Ja, mit einem solchen Helden wollte Richard an der Welt Ende gehen! Was war die Freiheit auf Guido's Schloß gegenüber der Führung eines solchen Herrn und in einer solchen Sache? Er hätte sich ihm zu Füßen werfen und ihm unverbrüchliche Treue geloben mögen. Doch zehn Minuten später auf dem Heimweg war der Prinz wieder der unnahbare, schweigsame, kalte Kriegsmann.

Da den Gefühlen Richards der Ausdruck versagt war, so verzehrten sie sich in sich selbst und gaben einer bitteren Empfindlichkeit Raum. Nur Leonillo, der zu seinen Füßen lag und mit so klugen Augen zu ihm aufschaute, schien Sympathie für ihn zu haben und durfte nun die Ergüsse seines Mißvergnügens, seiner Schwermuth mit anhören; das Thier war ja das einzige, was aus der Heimat ihm geblieben. Er brannte vor Sehnsucht nach jenem heiligen Land, das ihm einen Namen, das ihm den Ruhm schaffen sollte, dessen er entbehrte; allein bis es dahin kam, stand es noch lange an. — Der Prinz wäre gern unverzüglich nach Palästina aufgebrochen; allein die Genuesen, von denen er in Ermangelung einer englischen Flotte die Transportschiffe miethen mußte, weigerten sich mit aller Entschiedenheit, während der drei Wintermonate zu fahren, und so sah er sich genöthigt, in Sizilien zu bleiben. Karl von Anjou lud ihn zwar ein, die Weihnachtszeit am Hof von Syrakus oder von Neapel zuzu-

bringen, vielleicht in der Hoffnung, ihn dennoch für den griechischen Feldzug zu gewinnen; doch Eduard war zu erbittert über diesen selbstsüchtigen König, als daß er dessen Gastfreundschaft hätte annehmen mögen, und erinnerte sich wahrscheinlich auch der Wirkung, die ein ähnlicher Aufenthalt auf das Heer seines Großohms Löwenherz geübt hatte. Er beschloß deshalb, zu bleiben, wo er war; denn in diesem abgelegenen Theil von Sizilien konnte er seine dreihundert Kreuzfahrer zusammen und in guter Mannszucht erhalten; die Kosten bestritt er selbst, und so wurde es ihm möglich, seine Leute jeglichen Verkehrs mit den grausamen und gewaltthätigen provençalischen Abenteurern zu entheben, mit welcher Karl die Insel angefüllt hatte.

Somit war für Richard wieder die Hoffnung, etwas von seinen Brüdern zu erfahren, verschwunden. Eines Tages wagte er es indeß, zu dem Prinzen zu sagen: „Gnädigster Herr, ich höre, daß mein Bruder Guido ein neapolitanischer Graf geworden ist.“ — „Ein toskanischer Räuber wäre wohl die richtigere Bezeichnung“, entgegnete Eduard kalt. — „Und da unsere Mannschaft das Winterquartier bezogen hat“, fuhr Richard fort, „so wage ich es, Euch, gnädigster Herr, um die Erlaubniß zu bitten, ihn besuchen zu dürfen.“ — „Du hast die Wahl, Richard“, erwiederte der Prinz mit ernstem Mißvergnügen; „Loyalität und Ehre bei mir, oder Gesetzlosigkeit und Gewaltthat bei Deinem Bruder. Du kannst nicht beides zusammen haben.“

Und Eduard fuhr fort, die Lais der Maria von Frankreich zu studiren, damit andeutend, daß er von dieser Sache nichts mehr hören wollte. Richard kam nun in einen schweren Kampf mit sich selbst, in welchem Gereiztheit und Empfindlichkeit nahe daran war, den Sieg davon zu tragen. That er nicht am besten, wenn er sich lossagte von einem strengen Gebieter, welcher ihm zumuthete, seine ganze Familie zu

opfern, ohne ihm dafür ein Wort der Theilnahme zu gönnen? Nur das Kreuzfahrergelübde stand ihm dabei in dem Weg. Der damit übernommenen Pflichten konnte er sich nicht entschlagen, und es war klar, daß ihm, wenn er jetzt hinging, um Guido aufzusuchen, nie mehr gestattet werde, wieder in die Schaar der Kämpfer für die heilige Sache einzutreten. War aber sein Gelübde einmal erfüllt, dann sollte der stolze Eduard sehen, daß nicht blos Duldung, sondern eine freundliche Behandlung erforderlich war, um den Sohn von seines Vaters Schwester an seinen Dienst zu binden. Der Bruder auf dem Bednall Green hatte recht, wenn er sagte, die Knechtschaft eines Höflings sei schlimmer als der Bettelstab. Unter dem Einfluß solcher Gefühle versah auch Richard seinen Dienst nicht mehr mit dem warmen Eifer, durch den er sich sonst ausgezeichnet. Der Prinz ahndete diese Lässigkeit schonungslos und steigerte damit die bereits vorhandene Empfindlichkeit des jungen Mannes. Hamlyn de Valence höhnte, und die Dame Idonea, die jede Versäumniß Richards zu übertreiben bemüht war und ein scharfes Auge für dessen Unmuth hatte, flüsterte bedeutsam, daß man sich darüber nicht wundern dürfe, wenn man bedenke, aus was für einem Haus er stamme. Ein beschwichtigendes Wort oder eine milde Entschuldigung von Seiten der wohlwollenden Prinzessin waren die einzigen Lichtblicke des Trostes, welche ihm einen solchen Zustand der Dinge erträglich machten.

Nach dem Christfest langte ein Schiff mit Verstärkung aus der Heimat an. Bei der Mannschaft befand sich auch eine kleine Abtheilung von Hospitalitern unter der Führung des Novizen Reynal, der, zum Ritter aufgeblüht, jetzt in blendendem Scharlach und Weiß als Sir Reginald Ferrers sich vorstellte. Richard erkannte ihn, als er dem Prinzen seine Aufwartung machte, sogleich und war sehr begierig zu erfahren, ob er nicht etwas von seinem anderen, in Dunkelheit begra-

benen Bruder wisse. Sir Reginald schien ebenfalls das Verlangen zu tragen, ihm eine Mittheilung zu machen; er tauschte mit dem Pagen freundliche Blicke, suchte ihn nach Beendigung der Empfangsförmlichkeiten auf und sagte: „Ich bringe Euch einen Gruß, Junker Fowen."

„Von Sir Robert Darcy?" fragte Richard. „Wie geht es dem freundlichen alten Ritter?" — „Vortrefflich. Dem Vater Robert kann es nie anders als gut gehen", antwortete der junge Ritter lächelnd. „Wenn man ihn sprechen hört, so ist alles, was ihm zustößt, das Beste. In unserem Spital wirkt er wie heller Sonnenschein, und wäre ihm der Befehl zugegangen, an diesem Kreuzzug theilzunehmen, so würden sich, glaube ich, alle Dörfer in der Umgegend erhoben haben, um ihn zurückzuhalten." — „Ah", entgegnete Richard und gab sich dabei die Miene der Gleichgiltigkeit, „hat er nichts über das kleine Mädchen, die Tochter des Blinden, gesagt?" — „Ueber die hübsche Bessy und den blinden Heinz auf Bednall Green? Freilich, gerade diese betrifft mein Auftrag. Der arme Schelm ist im letzten Herbst sehr leidend und verrückter als je gewesen, so daß Vater Robert ganze Nächte bei ihm zubrachte. Aber obschon es jetzt mit ihm besser geht und sein Verstand wieder so in Ordnung ist, als sich von ihm überhaupt hoffen läßt, muß man doch in Aussicht nehmen, daß ihm ein Rückfall den Garaus machen werde. Vater Robert sagte zu mir, daß Euch, Herr Page, die Herkunft des armen Mannes bekannt sei; Ihr möget ihn wissen lassen, was man mit dem Kind anfangen solle, im Fall der Blinde stürbe oder so verrückt würde, daß man die Kleine nicht mehr bei ihm lassen könne."

„Wie kann ich ihn dies wissen lassen?" entgegnete Richard verwirrt. — „Wir werden bald einige von den unsrigen nach dem Spital zurückschicken müssen", antwortete Sir Reginald. „Auch ist es wahrscheinlich, daß einer oder der an=

dere von den Prinzen heimkehrt; denn der alte römische König ist sehr hinfällig, und König Heinrich hat dringliche Botschaft ins Lager gethan, man möge den Prinzen von Allemannien zurückschicken, daß er seinen Vater aufrichte." — „Dann muß ich Sir Robert schreiben", versetzte Richard, „denn was ich zu sagen habe, läßt sich kaum mündlich ausrichten." — „Der Großprior war auch dieser Ansicht", sagte der Ritter, „und schickt Euch vorsorglich einen Streifen Pergament, weil solche Dinge, wie er meint, kaum in dem Inventar eines Kreuzfahrers zu finden sein dürften. Im Fall es Euch an Tinte gebricht, läßt er Euch sagen, im mittelländischen Meere gebe es einen Fisch mit vielen Armen, der wie der leibhaftige Teufel aussehe; dieser führe einen Tintensack bei sich so gut wie ein Schreiber." — „Ich habe das Ungeheuer gesehen", erwiederte Richard, der am Gestade oft dem Ausladen der Fischerboote angewohnt und dem kleinen Johann von Dunster von den Wunderdingen erzählt hatte, welche im Gegensatz von dem bristoler Kanal das mittelländische Meer biete.

Richard benutzte die erste Gelegenheit, um zur Zeit des Einlaufens der Fischerboote nach der schönen felsigen Küste hinunter zu gehen, und fand bald eine auf dem Grund eines Nachens liegende Sepia, die Sir Roberts Vergleichung vollständig rechtfertigte. Der Fischer, der mit den auserleseneren Fischen auf die Freitagstafel der englischen Ritterschaft abhob, hatte das Ungethüm für seinen eigenen Tisch bestimmt und war nicht wenig erstaunt, als ihm dasselbe durch den jungen Edelmann, der sein Provençalisch möglich sizilianisirte, feil gemacht wurde, noch mehr aber, als er hörte, daß es diesem nur um den Tintenbeutel zu thun war. — Besagte Tinte brachte Richard in einer Muschelschale zugleich mit einem Paar der größten Kielfedern eines Seevogels, die er auffinden konnte, nach Haus und schnitt letztere mit seinem Dolch nach der besten Vorschrift, deren er sich aus dem Unterricht des

Vaters Adam de Marisco erinnerte, zurecht. Er erwog bei sich, welcher Sprache er sich bedienen sollte, um den Inhalt seines Schreibens vor den Augen der wenigen, welche lesen konnten, geheim zu halten, und entschied sich schließlich für die englische, weil voraussichtlich ein neugieriger, des Lesens kundiger Blick weit eher mit französischer oder lateinischer Schrift, als mit dieser vertraut war. — So schrieb er denn auf einen Streifen Pergament (das damals übliche Maß bestand aus ungefähr neun Zollen Länge und drei Zollen Breite) mit aufrechten, krämpfigen Buchstaben und vielfältiger Zusammenziehung folgenden Brief: —

„Hochwürdiger, ritterlicher Vater!

Der gute geistliche Vater und Ritter Sir Reginald Ferrers hat mir Eure Botschaft überbracht von der Krankheit meines Bruders und von Eurer großen Güte gegen ihn, für die Euch unsere gebenedeite Jungfrau und der heilige Johannes belohnen mögen, denn ich kann nur für Euch beten. Was das Schicksal seiner armen kleinen Tochter betrifft im Falle seines Todes oder seiner Geistesverwirrung (mögen dies die Heiligen in Gnaden verhüten), so bitte ich Euch um die Gunst, sie in ein Nonnenkloster zu schaffen, ohne jedoch ihren Namen und Stand zu nennen, bis ich zurückkehre, wenn es anders im Willen des Himmels liegt, daß ich wieder heimkomme. Sollte ich aber im Morgenland den Tod finden, so wird es das beste sein, sie zu unserer gnädigsten Prinzessin zu bringen, bei der sie eine liebevolle Aufnahme finden und besser versorgt sein wird, als bei solchen, die vielleicht nicht gerne ihr die Rechte des Bluts und der Erbschaft zugestehen. Grüßt von mir meinen Bruder, wenn er anders etwas von mir hören mag, und sagt ihm, daß Guido im Land Italien mit einer Dame von Rang ein Schloß erheiratet habe. Indem ich Euch, geist-

licher Vater, um Euren Segen bitte und Euch meinen liebevollen Gruß vermelde, verbleibe ich

Euer dankbarer Diener

Richard von Leicester.

Gegeben im Lager des Prinzen zu Drepanum im Königreich Sizilien, in der Octav Epiphaniä, im Jahr der Gnade MCCLXX. Und so möge Euch der Herr in seiner gnädigen Obhut erhalten.“ —

Briefschreiben war damals keine geringe Aufgabe und das aus dem Stegreif zusammen gebrachte Schreibmaterial Richards nicht das beste; die Abfassung, die er auf einer im Zelt stehenden Kiste knieend vollbrachte, kostete ihn daher eine ansehnliche Mühe. Als er endlich den Kopf aufrichtete, begegnete er einem Gesichte, das ihm mit der Miene des höchsten Erstaunens zusah. Der kleine Johann von Dunster war in das Zelt getreten und stand da, Augen und Mund weit aufgesperrt, als werde vor ihm ein Zauberwerk vollbracht. Richard konnte nicht umhin, hell auf zu lachen.

„Ei, Hänschen, meinst Du, ich wirke einen Bann um Dich?“ — „Du schreibst?“ entgegnete Johann, den weit ausgedehnten Mund endlich zum Schluß bringend. — „Warum nicht? Du thatest's ja auch, als Dir in Guilford der Kaplan Unterricht ertheilte.“ — „Ja — aber damals war ich noch ein Kind. Schreiben! Mein Vater schreibt nie.“ — „Aber der Prinz; Du hast ihn selbst schon schreiben sehen. Komm“, fügte Richard bei, „ich will Dir helfen — Du sollst auch einen Gruß heim nach Dunster schicken. Dein Vater und Deine Mutter werden sich freuen, wenn sie erfahren, daß Du dem afrikanischen Fieber glücklich entnommen bist.“ — „Freuen? Sie würden eher glauben, ich sei ein französischer Mönch geworden“, sagte Johann. „Und lesen könnten sie's ja doch nicht. Ich werde nie schreiben. Mein Großvater hat nur sein Kreuz auf die Charta magna gesetzt.“ — Und Johann zog

sich zurück, voll Furcht vielleicht, daß seine Mannheit von Richard durch eine Schreiblection befleckt werden könnte.

Der Brief wurde zusammengerollt, mit einem Seidenfaden umwickelt und zur Besorgung an Sir Reginald Ferrers übergeben, der im Begriff stand, die Kommenthurei seines Ordens im Kastell San Giovanni zu übernehmen, von wo aus er hoffen durfte, das Schreiben sicher an Sir Robert Darcy in der Großpriorei zu befördern. — Der Brief wäre vielleicht schneller gelaufen, wenn Richard ihn jemand aus dem Gefolge Heinrichs von Allemannien vertraut hätte, welchen die Kunde von dem üblen Befinden seines Vaters nach Haus rief; allein er fürchtete in einem solchen Schritt Gefahr für das Geheimniß seines Bruders und glaubte auch von dieser Seite her bei niemand auf eine Gefälligkeit rechnen zu können. Hamlyn de Valence sollte den Prinzen Heinrich als Knappe heim begleiten, und seine Abreise erschien unserem jungen Freund als der Vorabend besserer Tage.

Neuntes Kapitel.

Aschermittwoch.

Die Fastnachtzeit kam, und der Prinz nahm, eh er Trapani verließ, einigen Antheil an den Belustigungen des Carnevals. Bei seiner ernsten Zurückhaltung war ihm allerdings das aus diesem Anlaß übliche Tollen zuwider, und der unglückliche Anfang des Kreuzzugs lastete schwer auf seinem Geiste; allein wo Prunk und Schaustellung nöthig wurden, benahm er sich mit königlicher Freigebigkeit und sorgte dafür,

daß alles den Charakter des guten Geschmacks zeigte, durch welchen sich jene Zeit auszeichnete. So fanden denn zur Vergnügung des sizilianischen Adels und der Bürgerschaft von Trapani Bankette und militärische Festzüge in so großartigem Maßstab statt, daß die Engländer sehr in der allgemeinen Achtung stiegen und in vielen sich der geheime Wunsch regte, der Papst möchte das Lehen der beiden Sizilien Edmund von Lancaster und nicht Karl von Anjou übertragen haben.

Die Schaustellungen waren prächtig und machten bei den mangelhaften Hilfsmitteln, welche in der Fremde dem Hof zu Gebot standen, dem kleinen unmittelbaren Gefolge des Prinzen nicht wenig zu schaffen. Richard konnte keinen Augenblick zur Ruhe kommen, indem bald dieser, bald jener seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, und hatte daher wenig Vergnügen bei der Sache; doch würde er sich bereitwillig, nun er sich von den spähenden, mißtrauischen Blicken Hamlyns de Valence befreit sah, der dreifachen Mühe unterzogen haben. Dabei machte ihm die Beaufsichtigung des kleinen Johann von Dunster, von dem man stets befürchten mußte, er werde sich in eine Ungelegenheit verstricken, nicht die geringste Sorge; denn bald trat der Knabe einer Dame auf die Schleppe, bald stieß er eine Flasche Wein um; das einemal pfählte er sich beinah an einen Spieß mit Ortelanen, die bei Tafel herumgeboten wurden, und ein andermal benahm er sich höchst unhöflich taub gegen französische Ansprachen. Es gereichte daher unserem jungen Freund zu nicht geringer Erleichterung, als er endlich den Pagen eingeschlafen fand, trotzdem, daß derselbe zum Ruhepolster den mit Hermelin ausgeschlagenen, violetsammtenen Mantel der Prinzessin gewählt hatte, den letztere abgelegt hatte, um mit dem Sire Guillaume de Porceles eine stattliche Menuette anzutreten. — Nach allen den Anstrengungen des Abends war es kein Wunder, daß Richard am anderen Morgen noch um die beispiellose Stunde acht

Uhr in tiefem Schlafe lag. Als er erwachte, stand sein kleiner Mitpage mit seltsam erschreckter und doch äußerst wichtigthuender Miene an seiner Seite.

„Was gibt es, Johann? Habe ich mich verspätet? Ist der Prinz schon in die Messe gegangen? Hat er mich vermißt?“ rief Richard, erschrocken auffahrend, weil er wußte, daß ein solcher Mangel an Pünktlichkeit von seinem Herrn sehr ungünstig aufgenommen werden würde. — „Er ist in der Messe“, sagte Johann; „doch eh er zurückkommt“ — er trat Richard näher und dämpfte seine Stimme zu einem Flüstern — „Hob Longbow schickt mich zu Dir und läßt Dir sagen, Du werdest am besten thun, wenn Du Dich aus dem Staub machest.“ — „Mich aus dem Staub machen? Warum sollte ich dies thun? Ist es in Deinem Kopf nicht richtig, Knabe?“

„O Richard“, rief Johann, und sein Gesicht klärte sich auf, „dann ist es nicht wahr. Du bist keiner von den verrätherischen Montforts.“ — „Und wenn ich hundertmal ein Montfort wäre, was hätte dies mit der Sache zu schaffen?“ — „Dann ist alles gut“, rief der Knabe. „Ich dachte mir's sogleich, Du gehörest nicht zu ihnen, und will jetzt hingehen und es Hob ins Gesicht sagen, daß er lüge.“ — „Das that er zuverlässig, wenn er sagte, daß ich ein Verräther sei; aber was den Montfort betrifft — so sprich, Johann, was soll alles dies heißen?“ — „O Richard, Richard, es ist nicht möglich, daß Du einer von ihnen bist. Du kannst nicht jenen Brief geschrieben haben, um Anzeige zu machen, wo man den Prinzen Heinrich ermorden könne.“ — „Den Prinzen Heinrich ermorden?“ Richard stand erstarrt. „Doch nicht den kleinen Sohn des Prinzen?“

„Oh nein; den Prinzen Heinrich von Allemannien. In Viterbo. Hamlyn de Valence sah es. Er ist zurückgekommen. O Richard, es geschah in der Kathedrale — bei Erhebung der

Hostie. Guido und Simon von Montfort fielen über ihn her, stießen ihm ihre Dolche ins Herz und stürzten hinaus. Dann kamen sie wieder zurück, schleppten ihn am Haar durch den Koth und schrieen, daß ihr Vater ebenso durch die Straßen von Evesham geschleppt worden sei. Dann flüchteten sie sich nach der Maremma. Und Hob Longbow ist auf der Wache", fuhr der Knabe athemlos fort, „und er forderte mich auf, Dir zu sagen, daß er um Deines Vaters willen Dich entwischen lassen wolle. Du könnest Dich verstecken, wenn Du nur fort seiest, eh der Prinz vom Gottesdienst zurückkomme." — „Verstecken? Warum sollte ich mich verstecken? Das ist wohl eine schreckliche That, aber ich habe nichts damit zu schaffen", sagte Richard. „Wer untersteht sich, dies auch nur zu denken?" — „Gewiß niemand, wenn Du nicht zu ihnen gehörst. Nein, Du kannst keinen Theil daran haben, und ich will Hob sagen, daß er ein Schurke sei."

„Halt!" rief Richard und faßte den Knaben, der eben forteilen wollte. „Warum meint Hob, daß ich in Gefahr sei? Ist etwas gegen mich im Werk?" — „Es heißt allgemein unter dem Gefolge des armen Prinzen Heinrich, das mit Hamlyn zurückgekommen ist, daß auch Du ein Montfort seiest — oh, mach kein so grimmiges Gesicht — und daß Du einen Brief abgesandt habest, um Deinen Brüdern anzuzeigen, wo sie den Prinzen treffen und überfallen können. Da nun die Mörder entflohen sind, so dürsten sie nach Deinem Blut; und Du weißst, Richard, ich habe gesehen, daß Du den Brief schriebst." — „Daß ich einen Brief schrieb, hat ebensogut seine Richtigkeit, als daß ich Montfort heiße", sagte Richard; „aber dessenungeachtet stehe ich weder mit Verräthern noch mit Mördern im Bunde. In der Kirche, sagtest Du? Oh, wie gut ist es, daß der Prinz mir verbot, Guido zu besuchen."

„Du willst also nicht fliehen?" — „Nein, gewiß nicht. Ich werde bleiben und für meine Unschuld Beweise liefern."

— „Aber wenn Du ein Montfort bist? Und ich sah Dich den Brief schreiben.“ — „Hast Du von jenem Brief gegen jemand gesprochen?“ fragte Richard. — Es trat eine Pause ein. Der Knabe ließ den Kopf hängen und murmelte endlich etwas von der Dame Idonea.

Wenn Richard auch an eine Flucht gedacht hätte, so wäre sie jetzt eine Unmöglichkeit gewesen, denn in demselben Augenblick erschienen an dem Eingang des Zeltes zwei Bogenschützen, die in kurzangebundenem grimmigen Ton ihm anzeigten, daß sie Befehl hätten, ihn vor den Prinzen zu führen. Das Pagenzelt stand nicht weit ab von dem königlichen Pavillon; doch schon auf der kurzen Strecke von einigen Schritten hatte Richard Zeit, die Gefahren seiner Lage sich zu vergegenwärtigen und seinen Entschluß zu fassen, obschon er sich in der Betäubtheit des Moments sagen mußte, einem Mitglied seiner geächteten Familie stehe kaum etwas anderes bevor, als Argwohn und Verderben.

Eduard hatte seinen Bruder Edmund, den Grafen von Gloucester und andere Räthe der Krone um sich. In ihren Gesichtern drückte sich tiefe Bekümmerniß aus, die namentlich dem Führer der englischen Streitmacht mehr als je das starre Aussehen einer Marmorstatue verlieh. An Edmund bemerkte man, daß er geweint hatte; doch jetzt zeigte sein Antlitz die Miene grimmiger Entrüstung. Hamlyn de Valence und einige andere aus dem Gefolge des ermordeten Prinzen befanden sich, in tiefe Trauer gekleidet, gleichfalls in dem königlichen Zelt.

„Richard von Montfort“, begann der Prinz Eduard, dem Eintretenden einen strengen vorwurfsvollen Blick zusendend, der diesem tief zu Herzen ging, „wir haben Dich vorgeladen, daß Du Dich verantwortest gegen eine schwere Anschuldigung. Du hast gehört, was vorgefallen ist?“ — „Gnädigster Herr, ich hörte von einem schweren Verbrechen, vor dem mein Innerstes zurückschaudert. Ich hoffe, es ist niemand hier, der

mich einer Betheiligung daran für fähig hält. Wer immer es wagt, mich dessen zu zeihen, dem will ich mit meinem Schwert antworten." Und er entsandte einen finsteren Blick gegen Hamlyn. — „Halt!" rief Eduard strenge, „niemand ist so unverständig, Dir eine thatsächliche Betheiligung an einem Verbrechen zur Last zu legen, das jenseits dieses Meeres stattgefunden hat; doch haben wir nur zu guten Grund für die Annahme, daß Du mit Deinen Brüdern geheime Unterhandlung gepflogen." Als ihm sein Bruder Edmund eine Bemerkung zuflüsterte, fügte er bei: „Ist Johann de Mohun von Dunster hier?"

„Ja, gnädigster Herr", sagte der Knabe, der mit glutrothem Gesicht, aber mit kühnem, obgleich sorgenvollem Blicke vortrat; „doch Richard ist gewiß kein Verräther, mögen diese stecken, wo sie wollen." — „Das haben wir Dich nicht fragen wollen", sagte der Prinz, dessen Stimmung zu ernst und traurig war, um auch nur für einen Augenblick dem komischen Eindruck, welchen der kleine Mensch machte, Raum zu gönnen. „Erzähle uns jetzt, wen Du in dem Zelt gesehen hast, das Du in Afrika mit ihm theiltest." — „Was ich sah, habe ich für ein Gespenst von ihm, für seinen Doppelgänger, gehalten."

Kein Lächeln zuckte über die Züge des Prinzen; sie waren so ernst wie die des Knaben, als er erwiederte: „Du meinst wohl eine Aehnlichkeit — eine große Aehnlichkeit?" — „Ja", antwortete Johann; „aber Richard bewies mir nachher, daß die Gestalt kleiner gewesen; auch hatte sie einen Bart, und ich schöpfte daraus die Hoffnung, daß es nichts schlimmes für ihn bedeute." — „Schlimmeres, fürchte ich, als wenn es in der That sein Doppelgänger gewesen wäre", sagte Glouceſter zu dem Prinzen Eduard. — Der Prinz fuhr fort zu fragen, ob der Besuch gesprochen habe, worauf Johann erzählte, wie sich die Erscheinung nach Richard unter dem Namen Montfort

erkundigt und was er darauf geantwortet hatte. Diese Mittheilung rief bei den umstehenden ein Gemurmel der Heiterkeit und des Beifalls hervor. — Nur der Prinz behauptete stets den gleichen Ernst und setzte sein Verhör fort mit dem kleinen Zeugen, welchem er ferner entlockte, daß Richard ihm aufgegeben, den Vorgang geheim zu halten. Auch über das Briefschreiben gab Johann klare, wahrheitsgetreue Auskunft. Dann sagte der Prinz: „Nun sprich Du, Hamlyn."

„Ich habe noch vorzubringen, gnädigster Herr", nahm Hamlyn de Valence das Wort, „daß außer mir noch viele andere bemerkt haben, wie Richard von Montfort häufig mit Sir Reginald de Ferrers verkehrte, dem Angehörigen einer Familie, welche, wie männiglich bekannt, in dem tollen Parlament eine Rolle gespielt hat. Als Sir Reginald im Castell San Giovanni anlangte, sandte er einen Boten ab mit Briefen an das Hospital in Florenz, und unmittelbar nach dessen Ankunft daselbst machten sich die beiden Montforts von der Maremma aus auf den Weg, um in Viterbo die unglückliche Blutmesse zu vollziehen."

„Du hörst, Richard", sagte der Prinz. „Ich habe Dir die Wahl gelassen zwischen mir und Deinen Brüdern. Hättest Du mir Glauben geschenkt, als ich Dir sagte, Du könnest nicht beiden dienen, so wäre es für Dich besser gewesen. Ich glaube nun allerdings nicht, daß Du sie zum Meuchelmord verlocken wolltest; doch Deine Mittheilung veranlaßte sie, die Unthat zu vollbringen. Ich kann keinen Spion der Montforts in meinem Lager brauchen." — „Gnädigster Herr", erwiederte Richard, der endlich Gelegenheit fand, das Wort zu nehmen, „ich muß jeden Verkehr mit meinen Brüdern in Abrede ziehen. Ich habe keinen derselben gesehen, mit keinem gesprochen und weder brieflich noch mündlich eine Mittheilung an sie machen lassen." — „Wem galt dann jener Brief?" fragte der Prinz.

— „Dem Großprior von England, Sir Robert Darcy", antwortete Richard.

Es ließ sich ein Gemurmel ungläubigen Staunens vernehmen. — „Welchen Inhalts?" fragte Eduard weiter. — „Es gehört nicht zu meiner Dienstpflicht, dies zu offenbaren, gnädigster Herr."

„Dies ist ein sehr unglaubwürdiges Vorbringen, Richard", ergriff nun Gilbert von Gloucester das Wort. „Ihr könnt keinen Grund haben, diese Korrespondenz geheim zu halten, wenn sie nicht in Beziehung steht zu diesen Brüdern. Wofern Ihr in irgend einer Weise glaubhaft machen könnt, daß Ihr bei diesem schnöden Mord nicht betheiligt seid, so wird man Euch frei abziehen lassen aus diesem Lager; wenn Ihr aber auf der Weigerung beharrt, über einen so hochverdächtigen Akt unverholene Auskunft zu geben, was bleibt uns anderes übrig, denn Euch als einen Verräther zu behandeln? Nur keine stöckische Verschlossenheit! Was kann ein junger Mensch wie Ihr dem wackeren alten Sir Robert Darcy zu sagen haben, ohne daß die ganze Welt es wissen dürfte?"

„Mein Lord von Gloucester", antwortete Richard, „ich bin durch meine Ehre gebunden, das, was ich mit Sir Robert zu verhandeln hatte, nicht offenbar werden zu lassen, und kann nur mit dem Wort eines christlichen Edelmanns betheuern, daß ich mit meinen Brüdern Guido und Simon weder einen Verkehr unterhielt, noch anzuknüpfen versuchte. Wenn jemand das Gegentheil behaupten sollte, so will ich ihm die Lüge an seinem Leibe beweisen." Und Richard warf seinen Handschuh zu den Füßen des Prinzen nieder.

In demselben Augenblick eilte Hamlyn de Valence heran. — „Ich nehme den Handschuh auf, Richard von Montfort", rief er, „und zeihe Dich der Lüge in Deinen Hals hinein. Mit meinem Leib will ich den Beweis liefern, daß Du ein mein-

eidiger Verräther bist und im Bunde stehst mit Deinen falschen Brüdern.“ — „Ich berufe mich auf das Urtheil Gottes“, entgegnete Richard mit einem Blick nach oben. — „Gnädigster Herr“, sagte Hamlyn, „habe ich Eure Erlaubniß, diese Sache auszufechten?“ — „Du hast sie“, erwiederte Eduard, „nachdem Richard an ein Gottesgericht appellirt hat.“

Die Miene des Prinzen verrieth indeß, daß er mit dieser Berufung durchaus nicht zufrieden war; doch gestattete er, daß der Ort und die Zeit ohne seine Einmischung festgesetzt wurden, und als die Versammlung aufbrach, heftete er seine klaren tiefen Augen auf Richard in einer Weise, welche diesem seinen Mangel an Vertrauen vorzuwerfen schien, obschon er sich nicht herabließ, einem solchen Gefühl in Worten Ausdruck zu geben. Richard sagte sich selbst, daß er, mochte der Kampf ausfallen, wie er wollte, von Seiten des Prinzen nicht mehr auf jenes volle Vertrauen rechnen durfte, das bisher für ihn das einzige Tröpflein Trost gewesen; und wenn er aus dem Lager entlassen wurde, so stand er vereinsamter da, als je, denn seine Seele schauderte jetzt zurück vor seinen mit Blut befleckten, meuchlerischen Brüdern.

Der Kampf sollte erst nach zwei Tagen stattfinden, weil man Hamlyn Zeit gönnen mußte, um sich von der Ermüdung der Reise zu erholen und wieder zu Kräften zu kommen; andererseits war der nächste Tag der Aschermittwoch. Inzwischen blieb Richard allein, zwar nicht unter Bewachung, aber von jedermann gemieden. Der Gottesgerichtskampf bereitete ihm keine Unruhe. Die beiden Jünglinge hatten oft an einander ihre Kräfte gemessen, und wenn auch Hamlyn älter, so war Richard größer und einigermaßen mit dem Plantagenetbau ausgestattet, von dem jene „Lords mit der beißenden Axt und dem blitzenden Speer“ — Eduard der Eroberer und Richard Löwenherz — so merkwürdige Beispiele gewesen. Von den Kämpfern glaubte indeß jeder so fest an die Gerechtig=

keit seiner Sache, daß beide mit unbedingter Zuversicht dem Ausgang entgegensahen.

In der That begriff Richard bald, daß Prinz Eduard, der in Würdigung der Bedeutung eines solchen Zeugnisses seiner Zeit weit voraus war und daher wohl den Namen eines englischen Justinians verdiente, die Anklage gegen ihn nur insoweit gestattet hatte, als sie sich begründen ließ; allein der allgemeine Glaube ging viel weiter. Man bedurfte da nur der Anerkennung, daß er ein Montfort sei und einen Brief geschrieben habe, um ihn einer Verschwörung mit seinen Brüdern, für sein Haus Blutrache zu üben, überführt zu halten, und niemand zweifelte daran, er habe den Meuchelmord in Viterbo veranlaßt und er harre nur seiner Zeit, um eine ähnliche Unthat in Trapani auszuführen. Selbst der Prinz fühlte sich tief verletzt durch sein Schweigen, dem er keinen guten Beweggrund unterstellte. Das Vertrauen, die Liebe war dahin, und Richard erkannte, daß ihn nur noch seine Kreuzfahrerpflicht an dieser Stätte zurückhielt. Erlag er in dem Kampfe, so hatte er im besten Fall zu gewärtigen, daß er mit dem Brandmal der Entehrung aus dem Lager verstoßen wurde, und behauptete er als Sieger den Wahlplatz, so war es doch, wenn man gleich in dem Erfolg eines solchen Zweikampfes stets ein Urtheil Gottes anerkannte, zweifelhaft, ob er je wieder in seine frühere Stellung eintreten durfte. Schmerz und Entrüstung erfüllte sein Inneres, das sich gegen Heinrichs Härte und Mißtrauen empörte. Hätte der Prinz, der ihn hieher gebracht, ihn nicht besser kennen sollen? Dazu kam das erdrückende Bewußtsein von der Schuld seiner Brüder — der schrecklichsten Schuld in ihrer kirchenschänderischen Vermessenheit und doppelt erschütternd für die Gefühle einer Familie, in welcher der verfolgungswüthige Religionseifer des ersten und die edle Frömmigkeit des zweiten Simon von Montfort einen so schneidenden Gegensatz boten zu der Unthat der beiden, die

den gleichen Familiennamen trugen. Als Richard mit bloßen Füßen und aschebestreutem Haupt auf den kalten Steinen der düsteren normannischen Kirche von Trapani kniete, weinte er bittere, heiße Thränen der Demüthigung über die Familienverbrechen, die ihm einen so tiefen Fall bereitet; auch flehte er aus schmerzzerrissenem Herzen um Reue für seine Brüder und für sich selbst um eine Gelegenheit, wenigstens der edlen Königsfamilie gegenüber dafür Sühne zu leisten. „Oh, könnte ich sterben für meinen Prinzen“, rief er, „und das Bewußtsein hinübernehmen in die Ewigkeit, daß er vergab und sie bereuten!“

Erst auf dem Rückwege nach dem Lager fiel ihm das unwillige Gemurmel auf, mit welchem man seine vermeintliche Heuchelei rügte, indem er sich der Prozession der Büßer angeschlossen. Dame Idonea, die sich ganz in Säcke gehüllt hatte, theilte allen ihren Bekannten mit, sie habe ein Gelübde abgelegt, ihr Gesicht nicht mehr zu waschen, bis die ganze Otternbrut der Montforts vertilgt sei, und schwelgte in der getrosten Hoffnung, daß der Gang der Gerechtigkeit morgen seinen Anfang nehmen werde. Im Hinblick darauf hatte sie eine Wachskerze dem heiligen Jakob geopfert, der durch diese Gabe bestimmt werden sollte, der verbrecherischen Familie seinen Schutz zu entziehen.

Jedermann, Ritter oder Knappe, zog sich schon vor den Blicken Richards zurück, und es erhob sich für ihn die ernstliche Schwierigkeit, für den Kampf überhaupt nur einen Sekundanten zu gewinnen. Jedermann suchte sogar der Möglichkeit auszuweichen, um diesen Dienst angegangen zu werden, aus Furcht, er möchte den Verdacht auf sich laden, als billige er die Ermordung des Prinzen Heinrich, und der unglückliche Page trat in sein Zelt ein mit dem trostlosen Gefühle, vom Himmel und von den Menschen verlassen zu sein.

Da fiel mit einemmal sein Auge auf ein Pergamentröllchen, das mit einer Pfeilspitze an der Zeltstange befestigt

war. Er nahm es ab und las in englischer Sprache folgende Worte: „Ein Roß und eine Lanze für den jungen Löwen, der lieber seinen Vater rächen, als die Füße des Tyrannen lecken will. Ein Führer harrt Deiner.“ — Einige Wochen früher hätte diese Aufforderung verlockend wirken mögen; aber jetzt war Richards Seele erfüllt mit Abscheu vor dem kirchenschänderischen Mord und vor dem unstäten Leben eines Geächteten. — Wenn er indeß auf das Anerbieten nicht einging, was stand ihm bevor? Vielleicht ein schmählicher Tod — wenn er im Kampfe unterlag; Schande, Gefangenschaft oder Ausstoßung — wenn er siegte, Knechtschaft und Mißtrauen für immer! Mußte er nicht stets eine neue Anklage, einen noch tieferen Fall fürchten?

Leonillo stieß ein dumpfes Knurren aus; die Vorhänge des Zeltes lüpften sich und ließen einen Kopf unterscheiden. „Ein Wort mit Euch, Sir.“ — „Wer bist Du?“ fragte Richard. — „Hob Longbow. Erinnert ihr Euch nicht mehr der alten Zeiten im Walde und des Meisters Adam?“ — Richard erinnerte sich des Bogenschützen aus den Tagen, als er unter den Geächteten gelebt und der Sprecher eine ganz andere Stellung eingenommen. — „Ihr seid so groß geworden, Sir, und wart so ganz wie Hand und Handschuh mit dem Longshanks, daß Nick Dustifoot und ich Euch nicht mehr erkannten; doch jetzt ist Euer Name heraus, und der Wind bläst aus einer anderen Richtung.“ Der Mann verzog sein Gesicht zu einem Grinsen; als er aber bemerkte, daß Richard über sein Vertraulichthun ungeduldig wurde, fuhr er fort: „Kennt Ihr Nick Dustifoot nicht mehr? Er war einer von den Reisigen des jungen Sir Simon und ging nach der Uebergabe von Kenilworth gleich anderen in die Wälder, bis man für diesen Kreuzzug wieder tüchtige Männer brauchte. Er erkannte Sir Guido, als dieser bei Tunis ins Lager kam, und sprach mit hm; später folgte er dem Allemannier nach Viterbo, wo er

mit Sir Simon zusammentraf und von ihm diese Rolle erhielt. Wollt Ihr, mein Lord Richard, heute nacht Euch an dem Syrenenfelsen einfinden, so wird er Euch zu Leuten führen, die Euch nach Sir Guido's festem Schloß bringen wollen, und dort könnt Ihr Könige und Grafen auslachen. Wir haben die Wache und werden dafür sorgen, daß Ihr wohlbehalten aus dem Lager fortkommt."

Der Weg zur Freiheit stand offen. Richard überlegte. Die Atmospäre des Argwohnes und des Mißtrauens unter der Kälte des Prinzen war nahezu unerträglich. Für den nächsten Tag stand ihm Gefahr bevor, und Schmach bedrohte ihn von allen Seiten. Sollte er nicht alledem den Rücken kehren und nach einer Stätte entrinnen, wo er wenigstens nicht sehen, nicht hören mußte, was die Ungerechtigkeit des fürstlichen Hofes ihm auferlegte? Wenn alles ihm den Rücken zuwandte, war es nicht ein Trost für ihn, irgendwo eine brüderliche Aufnahme zu finden? — Dann aber vergegenwärtigte sich ihm, was Guido und Simon aus sich selbst gemacht hatten, und er gedachte ihrer früheren Thaten, die dem Vater so viel Schmerz bereitet, obschon sie mit ihrer jüngsten verruchten Handlung nicht zu vergleichen waren. Er wußte, seinem Vater wäre es lieber gewesen, jeden seiner fünf Söhne erschlagen oder zu Krüppeln verstümmelt zu sehen, wie den armen Heinrich, als so gerächt zu werden. Nein, er hatte an diesem Morgen Gott das schwere Verbrechen abgebeten; konnte er sich in einer solchen Weise zu einem billigenden Mitschuldigen machen? Entschlossen blickte er auf.

„Nein, Hob Longbow. Komme, was da mag, meine Stelle wird nie an der Seite derjenigen sein, welche den heiligen Boden einer Kirche mit Blut besudelt haben. Laß meine Brüder wissen, daß früher sich mein Herz zu ihnen sehnte, aber jetzt ist alles aus zwischen uns. Ich muß das Schicksal hinnehmen, das sie über mich gebracht haben." — Es war kein

Ort zum bleiben und Vorstellungen zu machen. Die dünnen Wände eines Zeltes waren verfängliche Schirme für geheime Besprechungen, und Hob Longbow erwiederte brummend: „Wie Ihr wollt, Sir. Ich habe bestellt, was mir aufgetragen war, und weder Ihr noch sonst jemand wird mir das Gegentheil zum Vorwurf machen können.“ — „Ach!“ seufzte Richard, als er allein war, „wäre nur meine Ehre hergestellt, so könnte ich wünschen, daß mir Hamlyn den Garaus mache. Außer dir, mein armer Leonillo, habe ich keinen Freund und Tröster.“ Er umschlang mit seinen Armen den Hals des Hundes.

Zehntes Kapitel.

Der Kampf.

Schweren Herzens und mit bleichen Wangen nach dem streng beobachteten Fasten waffnete sich Richard am frühen Morgen und trat seinen Weg nach der Zeltkapelle an, wo die Vorbereitungsfeierlichkeiten stattfinden sollten. Er hatte sich vorgenommen, den Grafen von Gloucester bei dessen alter Freundschaft zu seinem Vater zu beschwören, daß er ihm als Secundant an die Seite trete, denn der Charakter dieses Mannes stand zu hoch, um durch eine derartige Gunstbezeugung benachtheiligt zu werden. Allein auch diesen Plan sah er vereitelt; denn als Hamlyn de Valence erschien, wurde derselbe von dem Grafen Gilbert, der bei ihm die Stelle des Zeugen übernommen, eingeführt. Sollte er sich jetzt an seinen einzigen anderen Freund, den Prinzen selbst, wenden? Doch der Prinz war Unparteiischer und Schiedsrichter. Noch nie hatte ein Kämpfer

so allein gestanden. Der kleine Johann von Dunster schlich sich an seine Seite, und wenn Richard nicht gefürchtet hätte, dem Knaben zu schaden, so würde er diesen gebeten haben, sein Zeuge zu sein. Im gleichen Augenblicke ließ sich jedoch das Stampfen von Pferdehufen vernehmen, und Sir Reginald de Ferrers mit seinen Knappen kam gegen das Zelt hergalopirt.

Der junge Hospitaliter streckte ihm herzlich seine Hand entgegen und sagte: „Ich hoffe, noch zeitig genug zu kommen. Als ich erfuhr, wie es mit Euch in dieser Sache stand, habe ich mich sogleich vom Kastell San Giovanni auf den Weg gemacht und bin so scharf geritten, als ich nur konnte.“ — „Ich erkenne dies als eine große Freundschaft“, versetzte Richard, und Thränen des Dankes erfüllten seine Augen, während er Sir Reginalds Händedruck erwiederte. „Ich habe nicht einmal einen Zeugen für den Kampf. Aber wie ist Euch Kunde zugegangen von meiner Noth?“ — „Einige von unsern Brüdern, die sich im Lager befinden, kamen zu uns hinüber, um den Aschermittwoch bei uns zu feiern, und erzählten von der Klemme, in der Ihr Euch befändet — daß Eure Verwandtschaft mit den Montforts bekannt geworden sei und daß man meine, Ihr hättet einen Brief geschrieben. Doch halt — wir haben jetzt keine Zeit zu Worten; mich däucht, der Prinz kömmt da mit seinem ganzen Gefolge.“

Sir Reginald unterzog sich der Förmlichkeit, Richard von Montfort vorzustellen als den Kämpen, welcher bereit sei, unter Berufung auf das Urtheil Gottes seine Unschuld zu beweisen mit Schwert und Speer, auf Tod und Leben. Der Prinz nahm die Präsentation mit Kälte entgegen. Richard wußte, daß Sir Reginald keineswegs als ein befriedigender Gewährsmann angesehen war, allein die herzliche Theilnahme des jungen Ritters, welche die Treuherzigkeit des alten Sir Robert wiederzuspiegeln schien, war zu tröstlich, um nicht als Ermuthigung zu dienen.

Dann legte jeder von den beiden Kämpfern seine Beichte ab. Reginald nahm die unseres Richard entgegen — fast unter Thränen, denn es war die erste, die der priesterliche junge Ritter hörte, und er ertheilte die Absolution mit halb erstickter Stimme. Als sie den Beichtstuhl verließen, ergriff er Richards Hand und sagte: „Nimm Deine Zukunft unter uns; der heilige Johann wird Dir Heimat, Vater und Brüder ersetzen.“

Ein Stral freudiger Hoffnung durchzuckte das Herz des Jünglings und ließ ihn getrosten Muthes theilnehmen an der feierlichen Messe, welche dem Kampfe vorausging. Nach Beendigung derselben legte jeder der Kämpen vor dem Prinzen in die Hände seines Zeugen einen Eid ab für die Gerechtigkeit seiner Sache. Hamlyn de Valence beschwor, daß nach seinem besten Wissen und Glauben Richard von Montfort ein Verräther sei, im Bund mit seinen Brüdern stehe und arglistigen Antheil habe an der Ermordung des Prinzen Heinrich von Allemannien; er wolle diese Behauptung mit seinem Leibe beweisen. Andererseits beschwor Richard, er sei ein pflichtmäßiger, treuer Vasalle des Königs, unterhalte mit seinen Brüdern keinerlei Verkehr und trage keine Schuld an dem Tode des Prinzen. — Dann bestiegen sie ihre Pferde; die Trompeten schmetterten, die Sekundanten führten die Kämpfer auf ihre Plätze, und der Prinz rief mit klarer Stimme: „So möge denn Gott zeigen, auf welcher Seite das Recht ist.“ Ein Blick mitleidiger Theilnahme würde Richards Arm neue Kraft eingehaucht haben.

Die beiden Jünglinge sprengten gegen einander an; die Lanzen splitterten und die Pferde bäumten sich unter dem Stoß. Dann ritten sie wieder zurück und ließen sich frische Lanzen reichen. Abermals ein Anprall; Richard fühlte, daß die Spitze von Hamlyn's Speer an seiner Brustplatte abglitt und sich in sein Fleisch einbohrte; doch im gleichen Augenblick

drang er, vielleicht vom Schmerz der Wunde gespornt, mit voller Plantagenetwucht auf Hamlyn ein, so daß die feindliche Lanze an seiner Seite abknickte und der Gegner rückwärts sank gegen die Kruppe seines Pferdes und endlich mit dröhnender Rüstung zu Boden stürzte. Der kleine Johann schlug die Hände zusammen und jubelte laut auf vor Freude; doch niemand stimmte ein.

Im nächsten Augenblicke war Richard vom Pferde gesprungen und stand über dem Gefallenen. „Gib Dich, Hamlyn de Valence. Bekenne, daß Du mich mit einer unbegründeten Anschuldigung verläumdet hast.“ — Hamlyn blieb keine Wahl. „Laß mich aufstehen“, entgegnete er finster; „ich will das Zugeständniß machen, wenn ich mein Visir geöffnet habe.“

Richard trat bei Seite und Hamlyn sprach in trotzigem förmlichen Tone: „Ich erkenne hiermit an, daß in diesem Gottesgerichtskampf Richard von Montfort sich gereinigt hat von aller Theilnahme an der schändlichen Ermordung des edlen und gnädigen Lords Heinrich, dessen Seele der Himmel in Gnaden aufnehmen möge. Ebenso ist die Beschuldigung, als stehe er im Bund mit seinen Brüdern, widerlegt worden.“

Richard stand als Sieger da; aber wo blieben die Glückwünsche? Das herzliche, aber schwache Hurrah des kleinen Johann verlor sich in dem allgemeinen Schweigen. — Jetzt erhob sich die stattliche Gestalt des Prinzen, und er sprach: „Das Urtheil des Himmels muß von uns als endgiltig betrachtet werden. Richard von Monfort ist freigesprochen von aller Strafe wegen Verraths in Sachen der Ermordung unseres vielgeliebten Cousins, und es bleibt ihm unbenommen, hinzugehen, wohin er will.“

Eine Eiskälte lagerte auf Eduards Antlitz, als er diese Erklärung abgab. Daß in Richards Seele je ein Mordgedanke gegen den Prinzen Heinrich aufgetaucht, hatte er nie geglaubt; allein daß der junge Mann an seinen Brüdern gehangen und

einen gefährlichen Verkehr mit ihnen unterhalten habe — dieser Argwohn bestand fort und wurde ihm nicht verziehen. Schon die Wortstellung enthielt eine Entlassung, und Richard fühlte sich wie vernichtet. Er stand da und warf dem Prinzen einen schmerzlichen Blick nach, als dieser den Platz verließ, ohne sich nach ihm umzusehen. Im nächsten Augenblicke legte Reginald die freundliche Hand auf seine Schulter und sagte: „Du hast brav gefochten, Bruder — einen tüchtigen Stoß geführt. Komm mit mir; Du bist verwundet.“

„Wollte Gott, es wäre auf den Tod!“ murmelte Richard träumerisch, als Reginald den Arm um ihn schlang und ihn hinweg führte. Doch noch ehe sie das Zelt erreicht hatten, kam pustend und schnaubend Johann von Dunster ihnen nachgeeilt. „Ich wußt' es — ich wußt' es wohl“, rief er: „es konnte nicht fehlen, daß Du diesen übermüthigen Hamlyn warfst. Hurrah! Jetzt können sie mich nicht mehr von Dir zurückhalten. Gott selbst hat Zeugniß abgelegt für Dich.“ — Richard lächelte und legte seine mit Eisen umhüllte Hand liebkosend auf die Schulter des Knaben. „Ich fürchtete“, fuhr Johann fort, „Du möchtest glauben, ich sei auch wie die anderen. Ha, die Nichtswürdigen! Nicht ein einziger hatte einen Zuruf, obschon Du Sieger warst. Sie kümmern sich kein Haar um das Gericht des Himmels! Und diese Menschen wollen Krieger des Kreuzes heißen. Wäre der Prinz ein ächtgeborener Engländer, so würde er sich vor sich selbst schämen. Doch kehre Dich nicht daran, Richard. Warum sprichst Du nicht mit mir? Zürnst Du mir, daß ich etwas von dem Brief gesagt habe? Ach ich hätte nie gedacht —“ —„Stille, junger Bursche“, sagte Sir Reginald; „siehst Du nicht, daß er weder Stimme noch Athem hat, um zu sprechen? Wenn Du ihm einen Dienst leisten willst, so eile nach unseren Zelten — dort drunten gegen Morgen, wo Du das Kreuz mit den acht Spitzen siehst —“ — „Ich weiß es, Sir“, versetzte Johann mit großer Höflichkeit,

als er sich mit seinem eigenen englischen Accent anreden hörte. — „Und bring den Bruder Bartholomä mit; er ist ein besserer Krankenpfleger als ich. Sag ihm, daß wir Verbandzeug und Salben brauchen.“

Richard war, als er das Zelt erreichte, kaum noch bei Bewußtsein, eine Wirkung des strengen Fastens und der Schlaflosigkeit sowohl, als des Blutverlustes. Sein Freund nahm ihm mit theilnehmender Sorgfalt die Rüstung ab und belebte ihn wieder mit Wein und Brod, wobei er die gemurmelte Einwendung gegen den Fastendiätbruch mit der Dispensation zurückwies, die den Kranken zustehe. Die Wunde war voraussichtlich nicht gefährlich oder die spätere Wehrfähigkeit des Patienten beeinträchtigend; auch gelang es der Pflege des Hospitaliters und seines Krankenwärters bald, Richard so weit zu beruhigen, daß er in Schlaf versank; doch hatte derselbe seit dem Kampf mit Ausnahme einiger matter Dankesbezeigungen kaum ein Wort gesprochen.

Sein Schlaf war anfangs tief; doch allmälig führte ihn die Ideenanknüpfung an das Ereigniß des Tages zurück auf das Schlachtfeld von Evesham. Das wilde Kampfgetümmel erneuerte sich; er hörte die Stimme seines Vaters, aber stets in jener den Träumen von Abgeschiedenen eigenthümlichen beunruhigenden Weise, immer in weiter Entfernung und außer dem Bereich, immer bereit, die hochnöthige Hilfe zu bringen, aber nie sie ausführend. Das Gewitter, das über den streitenden Heeren ausgebrochen, tobte wieder um ihn her, dann kam abermals die ruhige, stille Nacht, als er hoffnungslos auf dem Schlachtfeld gelegen; sogar die Liebkosungen und das dumpfe Knurren Leonillo's wiederholten sich; aber wie der Hund sich bewegte, war es Richard, als erhebe sich die Gestalt seines Vaters in voller Rüstung von dem nächtigen Wahlplatz und sage zu ihm mit tiefer, hohler Stimme: „Wacker gefochten, mein Sohn; ich will Dir den Ritterschlag geben.“ Dann

meinte Richard vor seinem Vater zu knieen und dieselbe Stimme sprechen zu hören: „Mein Sohn, sei treu und loyal. Im Namen Gottes und des heiligen Jakob schlage ich Dich zum Ritter des Todes!“ Wie er dann aufschaute, erkannte er unter dem Helm nicht das Gesicht Simons von Monfort, sondern das des Prinzen. Mit erschrecktem Zusammenfahren erwachte er — und siehe, da stand Eduard selbst, an die Zeltstange gelehnt und auf ihn niederschauend.

Er sprang auf, kaum sich bewußt, ob er schlafe, oder wache; doch Eduard sprach in jenem Ton, der bisweilen so unsäglich weich klang: „Sei ruhig, Richard, ich fürchte, es ist Dir großes Unrecht gethan worden, und ich komme, um es wieder gut zu machen, so weit ich kann. Leg Dich wieder nieder.“ — Und der Prinz setzte sich auf die eichene Truhe, während Richard nach einigen Worten auf seinem Ruhebette Platz nahm.

„Ist dies der Brief, über den so viel Lärm gemacht worden ist?“ sagte Eduard, ihm die mit Sepia beschriebene Pergamentrolle hinhaltend. — „Ja“, antwortete Richard erstaunt und entsetzt. — „Der einzige, den Du geschrieben hast?“ — „Der einzige“, versetzte Richard. — „Und er betrifft Deinen Bruder Heinrich?“ fügte Eduard bei. — Richard wurde blasser als je und vermochte einen Ausruf peinlicher Unruhe nicht zu unterdrücken. „Gnädigster Herr, verlangt von mir keinen Eidbruch.“

„Höre mich an,“ fuhr Eduard fort. „Meine theure Gemalin ließ mir um Deinetwillen keine Ruhe. Sie war der Ansicht, ich habe Dir grundlos mein Vertrauen entzogen wegen einer Sache, in welcher Dein Herz kein Vorwurf treffe; nachdem wir Dich in unsere Umgebung gezogen und Dich Deinen natürlichen Freunden entfremdet hätten, seien wir Dir mehr Berücksichtigung schuldig gewesen, als ich gewohnt bin, unerprobten jungen Leuten zu Theil werden zu lassen. Andere, unter ihnen auch ich, gaben der Anschauung Raum, die Freund=

schaft und Besorgtheit Reginald Ferrers zeige, wie hartnäckig Du an alten Verbindungen hängest, und hielten den Brief an den Großprior Darcy nur für eine Ausflucht. Als jedoch Hamlyn fiel und ich noch immer auf der Annahme beharrte, Du habest Dich nur von der vorsätzlichen Theilnahme an dem schnöden Mord gereinigt, deren ich Dich zum voraus nie für fähig gehalten, sprach sie ernster. Sie beschied eigenmächtig Reginald Ferrers nach unserem Zelt und forderte mich auf, mit ihm zu sprechen, denn sie fühlte sich überzeugt, Du habest, wenn auch durch Bande des Bluts an unsere Feinde gekettet, einen zu ehrenhaften, ritterlichen Sinn, um in vermessenem Geist das Gericht Gottes herauszufordern. Nun erzählte uns der Hospitaliter von Deinem Interesse an dem blinden Bettler, dessen Kind Du gerettest, und von der Botschaft des Großpriors. Zu Deiner vollen Rechtfertigung gab er mir den Brief, den er, weil er in San Giovanni keinen nach der Heimat bestimmten Boten gefunden, zu sich gesteckt und in das Lager mitgebracht hatte. Was verlangst Du nun weiter von mir, Richard, als daß ich mein Unrecht gegen Dich eingestehe und Dich bitte, mir die Hand zur Versöhnung zu reichen?"

Richard verbarg sein Antlitz und schluchzte, vollständig überwältigt von der wundervollen Einfachheit, mit welcher ein Mann wie Eduard sich selbst demüthigte. Er führte die Hand des Prinzen an seine Lippen und rief: „Oh, wie — wie konnte ich je mißvergnügt oder wankend werden — wankend nicht in der That — nein, nein —, sondern im Vertrauen und in der Geduld! Wollte Gott, ich könnte sterben für Euch, gnädigster Herr!" — „Noch nicht", entgegnete Eduard lächelnd; „wir haben vorher noch viel mit einander zu thun. Und jetzt sag mir, Richard — ist dieser Bettler wirklich Dein Bruder Heinrich?" — Richard ließ das Haupt sinken. — „Wie, Du willst ihn nicht verrathen?" — „Er hat meinen Schwur, gnädigster Herr."

„Laß Dich dies nicht anfechten, Richard; ich weiß ohnehin nahezu alles. Sah ich doch selbst meinen lieben alten Kameraden in der Kirche von Evesham ausgestellt, und das Herz wollte mir brechen bei dem Anblick der vielen Wunden und des Arms, von welchem die wilden Mortimers die Hand abgetrennt hatten. Als ich mich damals niederbeugte und einen letzten Kuß auf seine Stirne drückte, däuchte es mich einen Augenblick, wie wenn meine Lippen nicht die Haut eines Todten berührt hätten. Doch ich schaute zurück auf die tödtlichen Kopf- und Brustwunden und dachte, es wäre ein grausamer Versuch, den noch nicht ganz erstickten Lebensfunken wieder anfachen zu wollen, nur damit der Unglückliche, der doch nicht zu retten war, noch den Untergang seines Hauses sehe. O Richard, in beiden Heeren ist gewiß der Tag von Evesham niemand schwerer geworden, als mir, der ich, wie der heilige König David, am Thore sitzen sollte, um die Herzen der Menschen zu erfreuen, während sein Herz voll Trauer war um seinen Sohn. Am frühen Morgen aber kam der Abt Wilhelm von Whitchurch zu mir, um mir in großer Heimlichkeit zu melden, die Leiche Heinrichs von Montfort sei bei nächtlicher Weile aus der Kirche gestohlen worden; ich möge es die Mönche nicht entgelten lassen, daß sie nicht bessere Wache gehalten, denn sie seien erschöpft gewesen von den Schrecken des Tages und von der Verpflegung unserer Verwundeten. Daraus entnahm ich, daß ein anderer besorgter gewesen war, als ich, und ich hoffte, der arme Heinrich werde wenigstens in Frieden sterben, denn es erschien mir als eine reine Unmöglichkeit, daß er fortleben könne. Wie ich jedoch Dein Schreiben sah und Ferrers Bericht hörte, waren mir alle Zweifel benommen, um so mehr, da ich mich des Gesichts der Kleinen erinnerte, deren Züge mich schon damals in Westminster als bekannt ansprachen.“ — „Ja, gnädigster Herr, in der Gestalt jenes abenteuerlichen, starrköpfigen blinden Bettlers fand ich den armen

Heinrich, und er legte einen schweren Fluch auf mich, wenn ich ihn an Euch verriethe. Er selbst redet sich ein, so ein weit freierer und glücklicherer Mann zu sein, als wenn er begnadigt und in seine Güter eingesetzt würde, namentlich da er in seiner dermaligen Lage der ihm angeborenen Spottsucht ungehindert nachkommen kann." — „Ha, ich begreife, daß ihm dies der größte Trost ist", erwiederte Eduard fast lachend. „So lang er seiner ironischen Ader den Lauf lassen konnte, kümmerte er sich wenig um das, was um ihn vorging; und er hat ohne Zweifel unter diesem geringen Volke eine Lebensgefährtin gefunden, die er offen zu zeigen sich scheut."

„Nicht doch, gnädigster Herr, in seiner Geschichte spielt eine treue Liebe mit, so abenteuerlich, daß ich bisweilen kaum glaube, es habe mir nicht ein Minstrel davon vorgesungen." Und Richard erzählte, wie treulich Isabella Mortimer bei ihrem Verlobten ausgeharrt. Der Prinz hörte mit tiefer Bewegung zu und erinnerte sich jetzt der eigenthümlich betonten Antwort, die ihm der Baron Mortimer auf die Frage gegeben in welchem Kloster er die Braut Heinrichs von Montfort untergebracht habe. „Sie ist todt, gnädigster Herr, todt für uns", hatte er gesagt, und der Prinz fügte bei: „So ist also jene schwarzäugige Kleine die Erbin von Leicester und aller Ehren der Montfort." — „Darin liegt einer der Gründe", sagte Richard, warum Heinrich sein Schicksal nicht offenbar werden lassen will. Ich hielt ihn für hart und ungerecht, als er seiner Furcht Ausdruck gab, Simon könnte etwas von dem Vorhandensein dieses Töchterleins erfahren." — „Wir werden Mittel finden, sie gegen ihren Onkel sicher zu stellen", entgegnete Eduard. „Fürchte indeß nichts, Richard, ich werde Heinrichs Geheimniß bewahren — habe ich's ja früher auch gethan", fügte er mit einem Lächeln bei. „Aber wenn wir wieder zu Hause sind — mögen uns die Heiligen eine glückliche Heimkehr gewähren! — mußt Du Dir Mühe geben, ihn

zu überzeugen, daß er für sein Kind nirgends einen besseren Schutz finden kann, als bei meiner Gemalin, wofern er sie nicht gleichfalls für den Bettelsack heranziehen will. Wie ich sehe, sprichst Du den gleichen Wunsch in Deinem Briefe aus, und ich lobe Deinen Plan."

„Wie hätte mir ein anderer Gedanke kommen können?" sagte Richard. „Und ich muß es jetzt mehr als je wünschen. Es verlangt mich, der huldvollen Prinzessin noch heute abend meinen Dank darzubringen." — „Aber Deine Wunde?" versetzte der Prinz. — „Meine Wunde ist nichts; ich fühle sie kaum mehr." — „Meinetwegen", entgegnete Eduard; „wenn Dein Arzt nichts dagegen hat, so magst Du diesen Abend nach unserem Pavillon kommen und damit zugleich den Leuten zeigen, daß Du nicht in Ungnade stehst. Ruhe nur aus bis um Nachtessenszeit." -- Während dieser Worte hatte er sich erhoben, um sich zu entfernen; doch eine bittere Geberde von Seiten Richards hielt ihn zurück. — „Habt die Gnade, mir noch einige Worte weiter zu gönnen. Ich habe der Wahrheit gemäß beschworen, daß ich bis zu der Zeit, als ich wegen des Briefs verklagt wurde, nichts gehört von meinen Brüdern; doch seht selbst, was ich gestern morgen an jener Zeltstange angeheftet fand."

Er übergab Eduard die Rolle, die dieser lächelnd überflog. „So wäre demnach auch mir ein Dolch vorbehalten? Ich muß sagen, meine Vetter sind mächtig rachedürstend. Hast Du einen Argwohn, wie dieser Streifen hieher kam?" — „Ja, gnädigster Herr; und ebendeshalb möchte ich Euch warnen vor zwei Bogenschützen, von denen der eine in Simons Trupp stand und mit dem hochseligen Prinzen nach Viterbo ging. Ich habe mich gegen sie zu keinem Schweigen verpflichtet." — „Du sprachst mit ihnen?" — „Mit einem davon, welcher den Auftrag hatte, mich durch die Vorposten nach einem Platz entrinnen zu lassen, wo Vorbereitungen getroffen waren, mich

zu Guido zu bringen.“ — „Und Du zogst es vor, die Balgerei auszubaden?“ versetzte der Prinz lächelnd. — „Ich habe mich wohl nach meinen Brüdern gesehnt, als in Afrika Guido mir so nahe war“, antwortete Richard; „aber jetzt wollte ich lieber sterben, als mein Schicksal an das ihrige ketten.“ — „Das ist weise von Dir“, sagte Eduard; „nicht blos recht, sondern weise. Ich habe Gloucester an meinen Onkel von Sizilien geschickt, und nach dem, was ich ihn bedeutet, wird er es kaum wagen, sie frei ausgehen zu lassen. Also um Nachtessenszeit sehen wir uns wieder — unter Deinem eigenen Namen, Richard, als mein Verwandter und Schildträger. Du wirst als Montfort in den Pavillon kommen mit Deinem Wappen. Ich will Dir einen Traueranzug schicken, denn Du bist mit dem armen Heinrich so gut verwandt, wie mit mir. Edmund, ich und Du, wir werden morgen in dem Requiem die Leidtragenden sein. Dies ist der beste Weg, dem Lager kund zu thun, daß ich keinen Tadel an Dir gefunden.“

Der Prinz befand sich schon unter dem Zelteingang, als Richard ihm nachrief: „Aber die Bogenschützen, gnädigster Herr — wäre es nicht gut, Ihnen den Abschied zu geben?“ — „Bst!“ sagte Eduard, „Du brauchst mir ihre Namen nicht zu nennen. Sobald wir andern Wind erhalten, werden sie außer dem Bereich Guido's sein, und wenn ich gegen jedermann mich in Acht nehmen müßte, der Deinen Vater mehr liebte, als den meinigen, was hätte ich dann von meinem Leben? Die armen Schelme werden sich wacker genug halten, wenn sie den Sarazenen gegenüber stehen.“

Und Edward ging hinweg, durch das Lager schreitend, in welchem er als ein strenger, harter, grausamer Tyrann angesehen war. Wäre er ein lebenslustiger, offenherziger, unbekümmerter Mann gewesen, so hätte er die beiden schuldigen Bogenschützen und noch ein duzend unschuldige Menschen dazu mögen hängen lassen, ohne in den Ruf der Härte und Un=

barmherzigkeit zu kommen, den man ihm beilegte, selbst wenn er die schwersten Vergehungen begnadigte, einfach wegen seines ernsten Wesens und weil er in Sachen der Mannszucht unerbittlich die größte Pünktlichkeit verlangte. Doch die Uebel eines üppigen, leichtfertigen Hofs hatten sich so verhängnißvoll erwiesen und so viele Nothstände veranlaßt, daß es kein Wunder war, wenn er mit eisernem Scepter herrschte; und in dem Schmerz, in der Betrübniß, seine vertrautesten Freunde und die edelsten Unterthanen des Reichs zu einer Empörung gedrängt zu sehen, in welcher er sich auf die Seite seines Vaters schlagen und dann, ohne hindernd einschreiten zu können, Zeuge der gemeinen Rachsucht seiner eigenen Parteigänger sein mußte, hatte sein Wesen jene schweigsame Zurückhaltung und Kälte angenommen, welche ihn bei der Menge gefürchtet und verhaßt machte, während nur wenige, diese aber dafür mit um so begeisterterer Liebe an ihm hingen. Ja es kostete ihn selbst den letzteren gegenüber eine große Ueberwindung, sich gehen zu lassen, wie er in jener Stunde der Herzenswärme gegen Richard gethan; der Jüngling fühlte sich daher in entsprechendem Maß ergriffen und von dankbarer Liebe beseelt.

Seit seinen Knabentagen in Odiham war er kaum je einen Abend so glücklich gewesen. Wohl fühlte er sich bisweilen schwach und schwindelig; aber der Schmerz seiner Wunde hatte am wenigsten Schuld daran. Die Prinzessin, welcher an jenem Abend gestattet war, den Eingebungen ihres eignen Herzens zu folgen, und die sich gegen ihn mit mütterlicher oder schwesterlicher Güte benahm, konnte es nicht über sich gewinnen, in der gewohnten Weise ihn neben ihrem Sessel stehen zu lassen, sondern er mußte sich's auf den Polstern zu ihren Füßen bequem machen und, als niemand zuhörte, ihr von der treuen Isabella und der hübschen Bessy erzählen, in welcher sie bereits eine Gefährtin ihrer in der Heimat zurückgelassenen kleinen Eleanor sah.

Es dürfte fraglich sein, ob es Richard nicht peinlicher war, zuzusehen, wie der kleine Johann de Mohun sich bei der Aufwartung abmühte, als wenn er sie selbst besorgt hatte. Mancher unzufriedene Blick wurde nach dem begünstigten Knaben entsendet, abgesehen von den sowohl buchstäblich als figürlich sauren Mienen der Dame Idonea.

Eduard befand sich natürlich nicht in der Lage, seine wahren Gründe für die Freisprechung Richards zu veröffentlichen, und hatte sich nur so weit herabgelassen, dem Prinzen Edmund mitzutheilen, daß er alles wisse und vollkommen zufriedengestellt sei. Nun aber erschien dem Prinzen Edmund sowohl wie der ganzen alten Hofpartei die Werthschätzung des Grafen von Leicester als eine unverständige Schwäche, die sie allerdings nicht offen zu bekämpfen wagten, indeß immerhin als eine Art Abfall von der eigenen Sache übel vermerkten. Die Außenwelt hielt Eduard für einen Tyrannen; allein es gab auch einen näher stehenden Kreis, dem er bis zur Schwäche gutherzig und edelmüthig erschien, und dieser war der Ansicht, es sei Richard gelungen, seinem Herrn ein Blendwerk vorzumachen.

Edmund von Lancaster drückte daher seinen Wunsch aus, Hamlyn de Valence zu seinem eigenen Knappen anzunehmen, um denselben aus jedem Verkehr mit Richard zu bringen, und der Prinz sowohl als dessen Schildträger und das ganze übrige Gefolge ließen es den jungen Montfort unverholen merken, daß er nur um seines Gebieters willen geduldet werde. — Indeß hätte Richard in der Freude seines Herzens schlimmeres ertragen können, als dies; denn der Prinz ließ nicht ab in seiner Güte gegen ihn und benutzte die Wunde seines jungen Cousins als einen Vorwand, ihm mehr Zartheit und Rücksicht zu bezeugen, als er sonst für passend gehalten haben würde. Außerdem stand Richard, der jetzt als Knappe anerkannt war, in dieser Stellung seinem Herrn näher, als in der eines Pagen, und der Tag, welcher so traurig begonnen, war allem Anschein nach das Morgenroth einer schönern Zukunft.

Sir Reginald Ferrers war gleichfalls nach dem Pavillon des Prinzen eingeladen worden, allein die Regeln seines Ordens gestatteten ihm nicht, in der Fastenzeit einer weltlichen Tafel anzuwohnen, und er wollte weder den Aufenthalt im Lager, noch den Ernst der Trauer, welcher in dem Haushalt des Prinzen waltete, als einen Dispensationsvorwand benützen. Als jedoch Richard, traulich auf die Schulter des kleinen Johann sich stützend, nach seinem Zelt zurückkehrte, fand er daselbst seinen Freund, der auf ihn wartete, um nach seiner Wunde zu sehen. Sir Reginald erklärte dieselbe als ein ausgezeichnetes Objekt, an dem er sich praktisch üben könne, und drückte nebenbei seinen Wunsch aus, zu erfahren, ob sich alles aufgeklärt habe und ob nun die Dinge in einem guten Stand seien. „Zwar darf ich daran nicht zweifeln", fügte er bei, „nachdem jene schöne und liebenswürdige Prinzessin Eure Angelegenheit in ihre Hände genommen hat. Sagt mir, Richard, habt Ihr weltliches Volk viele solche Damen, wie sie, unter Euch?" — „Wie sie — nein", versetzte Richard lächelnd.

„Ich habe, seit ich vor zehn Jahren unter die Hospitaliter ging, mit keinem weiblichen Wesen mehr gesprochen, als etwa mit der hübschen Bessy, und ich gestehe, die Stimme Eurer gnädigen Frau wirkte auf mich, als ob mich die heilige Margaretha selbst anrede. Und wie weise, mit welchem klaren Geist sie sprach! Ich hielt die Weiber immer für nur auf Putz erpichte, eigenwillige Geschöpfe, denen gegenüber man nichts besseres thun könne, als sich gegen sie absperren. Nun Eure Angelegenheiten eine solche Wendung genommen haben, wird es Euch freilich nicht mehr einfallen, in unsere Verbrüderung einzutreten, die einem den Anblick eines solchen Wesens als Sünde anrechnet." Und Sir Reginald bekreuzte sich, eingedenk seiner Pflicht der Selbstkasteiung.

„Frauenliebe ist mir wahrscheinlich nicht beschieden", sagte Richard lachend, dadurch anzeigend, daß er ihre Macht noch

nicht gefühlt hatte. „Nein, mit Freuden würde ich eurem Ritterbund beitreten, von welchem ich nur liebes genossen habe; aber Sir Reginald, meine erste Pflicht unter dem Himmel gilt der Aufgabe, den Namen meines Vaters zu Ehren zu bringen durch treuen Dienst gegen den Prinzen, während meine Brüder ihn durch Akte der Rache zu sühnen bemüht sind. Ich will zeigen, was ein ächter Montfort sein kann unter einem Gebieter, wie ihn mein Vater nie hatte. Und leider muß ich fürchten, Sir Reginald, daß weitere Entwürfe tödtlicher Feindschaft im Werk sind. Der Prinz kennt die Furcht zu wenig, um sich selbst zu behüten, und wer wäre so verpflichtet, über ihn zu wachen, als ich?“

Elftes Kapitel.

Vom Carmel.

Ein Jahr war entschwunden, seit die Kreuzfahrer in Palästina gelandet hatten. Nazareth befand sich in ihren Händen, und das christliche Heer lagerte auf der Ebene vor Acre, da der Prinz grundsätzlich seine Leute lieber im Freien campiren ließ, als sie den Versuchungen der Stadt aussetzte, welche sich leider in einem Zustand befand, daß man in ihr nimmermehr den letzten festen Platz der lateinischen Christenheit im heiligen Land gesucht haben würde.

Ein heißer Junitag, Pfingstdienstag, goß über die Berge der Levante den köstlichen Zauber eines Frühsommers — „der mit Blumen die Erde kleidet, die Luft erfüllt mit dem fröhlichen Gesang der Vögel und im Abendland die Stimme der

Turteltaube weckt, während dort der Feigenbaum seine grünen Früchte treibt und die Rebenblüte ihren lieblichen Geruch verbreitet" — als Richard von Montfort an der waldigen Seite des Carmels niederstieg.

Es waren in jüngster Zeit aus England beunruhigende Nachrichten über den Gesundheitszustand des jungen Prinzen Johann eingelaufen, und die Prinzessin Eleanor sehnte sich, Opfergaben und Gebete in dem Kloster darzubringen, das eine fromme Priesterschaft zum Andenken an den großen Propheten, der das todte Kind wieder ins Leben gerufen, errichtet hatte. Sie selbst war um jene Zeit nicht fähig, die Bergfahrt zu machen, und auch Prinz Eduard, der als Laienbruder zum Orden der Carmeliter gehörte, gleichfalls in Folge der fiebererzeugenden Sommerhitze zu unwohl, als daß er sich hätte dem Sonnenbrand aussetzen können; das königliche Paar hatte deshalb Richard mit dieser Aufgabe betraut. Er war vor Sonnenaufgang in der Morgenkühle den Berg hinangestiegen und hatte der Feier des Meßopfers angewohnt; die guten Väter wollten ihn zurückhalten, bis sich die größte Hitze des Tages gelegt hätte; er aber wies, um die vom Prinzen ihm anberaumte Zeit nicht zu überschreiten, jeden Zuspruch zurück und eilte wieder dem Lager zu, sobald sein Auftrag vollbracht war.

Sein Weg führte ihn durch eine Landschaft von unaussprechlicher Schönheit, durch felsige Thaleinschnitte, angefüllt mit niederem Gehölz, zwischen dem Schasmin, Lilien und andere Blumen des Südens ihre Pracht entfalteten, während spielende Rehe und Kaninchen Leonillo veranlaßten, die Ohren zu spitzen und sehnsüchtig zu seinem Gebieter aufzuschauen, ob derselbe ihm nicht erlaube, Jagd darauf zu machen. An anderen Stellen strebten die Eichen des Carmels, reichlich von dunkelgrünem Immergrün umwoben, in undurchdringlichem Dickicht in die Höhe, und von einer sich öffnenden Vista aus erblickte

man gegen Nordosten den Libanon mit seinen waldigen Abhängen — jenseits in weicher kahler Schärfe den weißen Kegel des regenbereitenden Hermon. Weit gegen Westen hin lag die herrliche, glitzernde Fläche des mittelländischen Meeres, näher und fast zu den Füßen des Reiters die sich krümmende Bai und der mit weißen Segeln angefüllte Hafen von Ptolemais, die weiße Stadt Acre mit ihren Befestigungen und Thürmen, während seitwärts davon auf einer Ebene, so grün wie der heimatliche Wald von Odiham, die weißen Zelte der christlichen Armee sich ausbreiteten und in der klaren Atmosphäre so deutlich sichtbar wurden, daß man an den Schildwachen das Glänzen der Waffen und an den Bannern fast die Wappenabzeichen unterscheiden konnte.

Richard stieg ab, um für die Prinzessin einige Rosen und Schasminblüten zu brechen, wie auch etliche von den fossilen Seeigeln zu sammeln, in denen der Aberglaube jener Zeit die Oliven erkannte, welche der Prophet Elias, um einen kargen Bauern zu strafen, der ihm eine Mahlzeit verweigert, in Stein verwandelt haben sollte. Er dachte, daß solche Schätze eine willkommene Zugabe für die Vorräthe sein dürften, welche er für den guten alten Großprior anhäufte. Sein Pferd blieb inzwischen unter der Obhut Hob Longbow's, der, mit Ausnahme eines sizilianischen Knaben, sein einziger Begleiter war. Longbow hatte sich nämlich mit einer Hartnäckigkeit, die sich nicht abschütteln ließ, ihm angeheftet und in Wahrheit bisher die Vorhersagung des Prinzen gerechtfertigt, daß er alle Anforderungen an Tapferkeit und Treue erfüllte, so bald er sich außer dem Einfluß der geächteten Montforts befand. Auch war nichts weiter vorgefallen, was Richard hätte Grund geben können, ihn oder Nick Dustifoot dem Prinzen als die Personen zu bezeichnen, die mit Guido in Italien eine Verbindung unterhalten hatten.

Auf einmal sprang Leonillo vor, und Richard wurde der

Gestalt eines Mannes in leichter Rüstung ansichtig, der sich theilweise unter dem Schirm des Buschholzes barg und angelegentlich nach dem christlichen Lager niederschaute. Der Hund hüpfte mit Kundgebungen der Freude an dem Fremden in die Höhe, und wie sich dieser umwandte, stand er Angesicht in Angesicht Richard gegenüber. — „Wer da!“ rief der Mann, mit der Hand rasch nach seinem Schwertgriff fahrend. — „Simon!“ klang es fast im gleichen Augenblick von Richards Lippen. „Kennst Du mich nicht?“ — „Du bist's, Knabe?“ und die Hand ließ das Schwert los. „Welch ein guter Geist hat Dich hierher geschickt? Du bist ja ein so mächtiger Kerl geworden, daß ich Dich für Longshanks selbst gehalten und fast niedergehauen hätte, wäre mir nicht die Stimme bekannt gewesen. Du hast ganz seine Haltung.“

„Simon!“ wiederholte Richard im größten Erstaunen. „Was willst Du hier? Wie kamst Du hierher? Woher —“ — „Du wirst es bald sehen“, sagte Simon. „Wir haben dort“ (er deutete in die Richtung des Libanon) „eine schöne freie Heimat und eine lustige Gesellschaft.“ — „Du und Guido?“ — „Nein, nein, Guido ist ein Hasenfuß geworden. Er konnte unsere Wanderungen durch Gebirg und Sümpfe nicht aushalten, schmachtete nach seinem Weib, wurde krank und mußte sich soweit vom Teufel reiten lassen, daß er hinging, um dem Papst den Pantoffel zu küssen. Jetzt singt er bei Tag und bei Nacht Bußpsalmen.“ — „Und von Dir hörte ich, Du seiest in Siena gestorben.“ — „Man hört manches, was erlogen ist,“ entgegnete Simon. „Daß ich noch rüstig bei Leben bin, darüber wirst Du Dir ein Urtheil bilden können, wenn Du Dein Pferd umwendest und mit mir nach unserer Bergfestung Ain Gebel in Galiläa reitest. Es ist der Sage nach dieselbe, welche König David oder König Herodes — welcher von beiden es gewesen sein mag — nur dadurch einnehmen konnte, daß er seine Soldaten in Körben darnach

niederließ. Ich möchte indeß die Körbe sehen, die wir nicht in die Schlucht hinunter sausen lassen könnten. Ein vortrefflicher Platz, den sie uns zurückgelassen haben — Gewölbe so kühl wie die Weinkeller in einem Kloster, Quellen, die aus dem Felsgestein hervorbrechen, und marmorne Säulen." — „Aber für wen behauptest Du ihn, Bruder — für den König von Cypern oder —?" — „Für mich selbst, Junge — oder für den König Simon, wenn Dir dies besser gefällt. Niemand kann da mir oder meiner lustigen Bande beikommen. 's ist eine wackere Gesellschaft: Pilgrime, welche die Narrenschuhe ausgetreten haben, entlaufene Gefangene, Drusen und auch kühne Araber. Man findet bei uns das auserlesenste, was die ketzerischen armenischen Handelskaravanen oder die Sarazenendörfer liefern können — Getreide und Wein, schöne Weiber, Damascenerklingen und arabische Rosse. Es fehlt mir dort nichts als Du und das Ziel meiner Rache; aber ich hoffe, bald ist mir beides zugefallen."

„Ich gewiß nicht!" sagte Richard, entsetzt zurückweichend. „Ich, der ich zur Fahne des Kreuzes geschworen —" — „Bst, Junge! Was sind wir anderes, als ebenfalls Kreuzfahrer? Es geschieht alles zum Schaden der Muselmänner. Dein Schutzheiliger hat es gut mit Dir gemeint, daß er Dich heute mir zusandte." — „Wie so?" entgegnete Richard. „Wenn meinem Herrn Gefahr droht, muß ich eilen, um an seiner Seite zu sein." — „Du hast viel damit gewonnen, daß Du Dich seinem Schweif anhängtest", sagte Simon mit einem verächtlichen Blick auf Richards Fersen; „nicht einmal ein Paar vergoldete Sporen! Wedelst ihm nach wie ein Hund und erhältst nicht einmal die Knochen."

„Ich habe alles, was ich wünsche, da ich mich seines brüderlichen Wohlwollens erfreue und mir Gelegenheit gegeben ist, meinen Namen zu Ehren zu bringen", entgegnete Richard. „Ja, es würde mich sogar mit Leid erfüllen, wenn irgend eine

anderartige Auszeichnung mich meines gegenwärtigen Dienstes um seine Person enthöbe. Ach, Simon, wenn Du nur wüßtest, wie er unseren Vater geliebt hat." — „Schweig, elender Wicht!" donnerte Simon; „ich kenne seine Thaten, und dies genügt mir. Doch trotz Deiner niedrigen Gesinnung muß ich Mitleid mit Dir haben, denn Du hast Dich eben durch seine Heuchelei bethören lassen, und ich möchte Dir ersparen, was Deiner im Lager harrt."

„Ums Himmels willen, Simon, weißst Du etwas von einem Angriff, welchen der Feind gegen ihn beabsichtigt? Die Prinzessin muß sogleich nach der Stadt gebracht werden! Bist Du ein Mann, ein Christ, so sprich deutlich!" — „Thörichter Knabe, die Ungläubigen verhalten sich ruhig genug, und dem Lager droht keine Gefahr. Aber wenn Du durchaus hin willst, so wirst Du es wohl zu heiß finden." — „Ich fürchte keine Beschuldigung", sagte Richard; „der Prinz kennt mich und vertraut mir."

„Ich sehe schon, Dein tölpelhafter Starrsinn nimmt keine Räson an", erwiederte Simon; „allein wenn der schiefbuckliche Edmund und der rothe Gilbert Dich erst in der Mache haben und es nicht zu spät ist, so erinnere Dich des Wegs nach Galiläa — weiter sage ich nichts." — „Und ich sage Dir", rief Richard, trotzig vor seinen Bruder hintretend, „daß ich lieber unschuldig in die Hände des Generalprofos kommen, als meine Seele mit Deinen blutdürstigen Rathschlägen beflecken will. O Simon! ich weiß nicht, was Du im Schilde führst; aber glaubst Du unseren Vater, diesen frühvollendeten Heiligen, zu ehren durch ein wildes verbrecherisches Leben, vor dem er immer einen so großen Abscheu gehabt hat?"

„Spare diese Blicke für den, der ihn erschlug und mich zu dem machte, was ich bin", entgegnete Simon, sich von ihm abkehrend und aufmerksam nach dem Lager hinunter sehend. Plötzlich zuckte ein Stral wilder Freude über sein Gesicht; er

wandte sich wieder gegen Richard um und sagte: „Ja, geh nur heim, Du zahmes, wedelndes Hündlein, und sieh zu, ob da drunten ein Montfort noch in Gunsten steht. Hol Dir die Ueberzeugung, ob der stolze Eduard auch jetzt noch bereit ist, den auf dem Bauch kriechenden Wurm mit seiner hohen Protektion zu begnadigen, und lerne, daß die Ehre eines ermordeten Vaters sich in besseren Händen befindet, als in den Deinigen. Wenn Du dann weißst, wie Du daran bist, so suche den Weg nach Ain Gebel oder laß ihn Dir von Nick Dustifoot weisen.“

Richard stieß einen bestürzten Ruf aus und schaute nach dem Lager hinunter, konnte aber dort nichts außergewöhnliches unterscheiden. Das königliche Banner hing in schweren Falten über den Zelten des Prinzen, und alles schien in derselben Nachmittagsruhe oder vielmehr Erschöpfung begraben zu liegen, welche die syrische Sonne auch über den kernfesten, rührigen Engländer ausgießt. „Was soll dies heißen?“ begann er; doch Simon befand sich nicht länger an seiner Seite. Er rief, aber nur das Echo gab ihm Antwort. Unter solchen Umständen konnte er nichts anderes thun, als sich auf sein Pferd werfen und in möglichster Eile den Berg hinabjagen. Eine unbestimmte Ahnung, daß schlimmes vor sich gehe, drängte ihn vorwärts; er brannte vor Begier, seinen Herrn zu warnen, oder dessen Gefahr zu theilen.

Die Stellung Simons hatte für ihn nichts unklares. Viele von den fast unzugänglichen Felsen, in welchen die Söhne Anaks ihre cyklopischen Festungswerke errichtet hatten — Bauten, welche schon zur Zeit des Herodes im Rufe fast fabelhafter Schönheit und Stärke gestanden — wurden auch von den Kreuzfahrern benutzt und dienten als einzelne Forts, von denen aus man den Feind belästigen konnte. Doch wurde in ihnen oft ein schauderhaft gesetzloses Leben geführt, namentlich von den in der Levante gebornen Söhnen der Europäer, und

bei der allgemeinen Desorganisation des Königreichs Jerusalem, die in Folge der zwischen Cypern und den Hohenstaufen strittigen Rechte um sich griff, hatten sich jene Stätten großentheils aller Controle entzogen. Die Besatzungen legten sich vielleicht noch den christlichen Namen bei, jedoch hauptsächlich nur als einen Schirm, unter welchem sie die ganze Umgegend mit Raub und Mord bedrängten; häufiger aber bestanden sie aus Renegaten von allen Nationalitäten, welche die schnödesten Leidenschaften zusammengeführt hatten. An ihrer Spitze befand sich gewöhnlich ein verwegener Abenteurer, welcher es bald mit dieser, bald mit jener Macht zu halten vorgab, je nachdem seine Bande von einer Seite mit Gefahr bedroht war, oder sich eine Aussicht auf plündern darbot. Ebenso blutgierig als wohllüstig, waren diese Gesellen in gleicher Weise der Schrecken des christlichen Pilgers, des syrischen Landmanns, des armenischen Kaufmanns und des sarazenischen Hadschi, die mit ihrer fahrenden Habe und mit ihren Lösegeldern die Kammern der Räuber bereichern und alles das liefern mußten, was die üppigen Gelüste des Morgen- und Abendlandes nur wünschen konnten. In der späteren Zeit der Kreuzzüge gab es allerdings nur noch wenige solche Raubnester; aber einige bestanden gleichwohl noch, und Richard hatte ein paar ihrer Führer nebst ihrem Gefolge bei der Belagerung von Nazareth gesehen, wo sie Frevelthaten verübten, ob denen sich das ganze englische Heer entsetzte. Wenn Simon mit einer solchen Rotte in Verbindung stand, so konnte es ihm kaum an Mitteln zu Versuchen fehlen, die Rachgier, die ihn augenscheinlich noch immer beseelte, zu bethätigen, und Richard, dem seine Einbildungskraft jede erdenkliche Gefahr vormalte, spornte sein Thier zu einem halsgefährlichen Rennen den steilen Bergabhang hinab, so daß er den Weg, zu welchem ein besonnener Reiter seine zwei Stunden gebraucht haben würde, in dem vierten Theil dieser Zeit zurücklegte. Er erreichte das verschanzte

Lager. Der Eingang, den der Prinz sonst nie ohne einen starken Wachposten gelassen, war diesmal völlig ohne Schutz. Die vordersten Zelte standen leer; dagegen hörte man nach der Mitte des Lagers hin ein Gemurmel zahlreicher Stimmen. Im nächsten Augenblick stieß er auf Hamlyn de Valence, der mit zwei Bewaffneten einher gesprengt kam.

„Hamlyn — einen Augenblick!“ keuchte Richard. „Ist dem Prinzen etwas zugestoßen?“ — „Ah, Ihr wißt also darum?“ sagte Hamlyn, sein Pferd anhaltend und ihm voll ins Gesicht sehend. — „Um's Himmels willen, antwortet mir — ist der Prinz wohl?“ — „So wohl, als Euer Haus es wünschen mag — vielleicht etwas besser“, sagte Hamlyn; „doch haltet mich nicht auf. Ich muß auf Tod und Leben reiten.“

Mit diesen Worten jagte Hamlyn weiter, und Richard lenkte mit verdoppelter Unruhe sein Thier nach dem freien Raum im Centrum des Lagers hin, wo er auf ein wildbewegtes Gedränge traf, das in den verschiedenen Zungen der Mannschaft, englisch, französisch und lingua franca, wirr durcheinander sprach. „Er lebt — die gute Prinzessin — die ungläubigen Hunde — Gift —“ lauteten die Worte, die er auffing. Er schwang sich von seinem Pferd herunter und wollte eben den zunächst stehenden befragen, als Johann von Dunster, der von den Zelten herkam, auf ihn zustürzte und in entsetzter, schluchzender Aufregung ihn mit seinen Armen umfing.

„Was ist los? Sprich, Johann! Der Prinz?“ — „Oh, wenn Du nur hier gewesen wärest! Das Bluten will nicht aufhören. O Richard, er sieht schlimmer aus als mein Vater, wie man diesen aus der Schlacht nach Haus brachte.“ — „Laß mich hören! Wo — wie ist er verwundet worden?“ — „Am Arm und an der Stirne“, antwortete der Knabe. — „Am Arm?“ entgegnete Richard mit einem Gefühl von Er-

leichterung. — „Ja, aber sie sagen, der Dolch sei vergiftet gewesen. Halt, Richard, ich muß Dir alles sagen. Dame Idonea wies mich aus dem Zelt und läßt niemand hinein. Die Sache ging so: der Prinz lag in dem äußeren Zelt auf seinem Tagbett, und niemand war bei ihm, als ich. Ich glaube, jedermann schlief; wenigstens ich war eingeschlummert, als Nick Dustifoot mich weckte und mir sagte, ich solle dem Prinzen melden, daß ein Bote des Emirs von Joppe da sei und um Audienz bitten lasse. Der Prinz richtete sich auf und sagte, der Mann möge hereinkommen. Es war einer von jenen maurisch aussehenden Ungläubigen mit dem großen Turban und dem Kamelhaarmantel, ein Mensch mit umherspürenden, blitzenden Augen; er ließ sich auf die Kniee nieder, berührte den Boden mit seiner Stirne, sprach den Gruß Salem aleikum und übergab dem Prinzen einen Brief. Der Prinz murmelte etwas von Kopfweh, das ihn kaum die Buchstaben unterscheiden lasse, und hatte eben die Hand gegen die Stirne geführt, um seine Augen zu beschatten, als der tückische Hund rasch einen Dolch zog und über ihn herfiel. Der Prinz fing mit dem Arm den Stoß auf, erhob im gleichen Augenblick den Fuß" — Johann machte diese Bewegung nach — „und der Kerl lag auf seinem Rücken. Dann — dann warf ich mich über ihn hin."

„Das thatest Du, mein wackerer kleiner Mann? Bravo!" rief Richard. — „Und der Prinz riß dem Elenden den Dolch aus der Hand — mit solcher Gewalt, daß er beim zurückfahren sich an der Stirne beschädigte — und bohrte ihm die Klinge ins Herz. Du siehst, wie das Blut über mich hinsprudelte. Dann richtete der Prinz mich auf, nannte mich einen braven Burschen, und fragte mich, ob ich gewiß wisse, daß ich keinen Schaden genommen. Als schon alles vorüber war, kamen die Bogenschützen hereingestürzt, und nun griff der lange Robin einen Feldstuhl auf und führte damit einen Streich

nach dem Kopf des Mauren. Ich glaube, der Prinz gerieth in Zorn über den Tölpel, der noch an einem Todten seinen Muth zeigen wollte, und erklärte, daß ich allein für ihn eine Hilfe gewesen sei." — „Was weiter?" fragte Richard ängstlich, und seine Unruhe steigerte sich, als er bemerkte, daß die Bekümmerniß des Knaben die Freude über das ihm gespendete Lob weit überbot.

„Er hatte eben noch gesagt, daß seine Wunde von keinem Belang sei", fuhr Johann traurig fort, „als ihn ein Schwindel anwandelte. Jetzt kam auch die Prinzessin, welche den Schrei gehört, mit der Dame Idonea hereingestürzt. Diese hob den Dolch sogleich auf, betrachtete ihn genau, roch daran und sagte, er sei vergiftet. Kaum hatte die Prinzessin dies vernommen, als sie, ohne ein Wort zu sprechen, ihre Lippen an den verwundeten Arm setzte, um das Gift herauszusaugen. Der Prinz wollte es nicht dulden; sie aber behauptete, daß dies allein sein Leben retten könne, und sah ihn dabei so beweglich — oh, so flehend an —"

„Gottes Segen über die herrliche Frau, die treue Gattin!" riefen die Krieger, welche in großer Anzahl sich herzugedrängt hatten, um den Bericht des kleinen Augenzeugen mit anzuhören.

„Und er ist gerettet?" sagte Richard, tief aufathmend.

„Leider nein", antwortete Johann, dessen Augen sich mit Thränen füllten. „Es kam nun auch der Großmeister der Templer herein, und dieser erklärte, daß es mit dem Aussaugen des Giftes nicht gethan sei; nichts könne ihn retten, als das Ausschneiden des Fleisches um die ganze Wunde her — denke Dir, lebendiges Fleisch wegschneiden, als sei der Arm des Prinzen das Bruststück einer gebratenen Trappe! Dame Idonea sagte, in derselben Weise habe der König Löwenherz seinen Tod gefunden. Die Prinzessin zerfließt in Thränen, und die Blutung will nicht aufhören. Hamlyn de Valence ist

deshalb fort nach Acre, um einen Wundarzt zu holen, und drinnen geht alles drunter und drüber. Zuletzt versetzte mir Dame Idonea einen Schlag ins Gesicht und fragte mich, warum ich gaffend herstehe." Der Knabe brach jetzt in ein lautes Schluchzen und Weinen aus. In demselben Augenblick erhob sich ein Geschrei unter den Bogenschützen. — „Fluch über die moslemitischen Hunde! Nicht ein einziger soll entkommen! Tod jedem Gefangenen, der in unseren Händen ist!"

„Nein! nein!" rief Richard entsetzt; „die armen Gefangenen sind völlig unschuldig! Mit weit mehr Recht würde man mich leiden lassen", murmelte er wehmüthig vor sich hin. — „Es ist einer wie der andere", sagte der nächste; „man kann keinem zuviel thun." — „Bedenkt doch", antgegnete Richard; „wenn der Prinz schon nicht dulden wollte, daß man den todten Leib des Mörders schände, wie wird er es aufnehmen, wenn man sich an den Lebenden vergreift, die keine Schuld tragen an der Unthat? Könnten Engländer Schlächter werden und es den Paynims gleichthun wollen?" — „Nein, nein, keiner soll am Leben bleiben, um über unseres Eduards Fall zu jubeln!" schrie der Haufen, und eine einzelne Stimme fügte bei: „Der junge Knappe scheint zu wissen, wo die Schuldigen und wo die Unschuldigen zu suchen sind. — Ein Montfort! Ha! Hinweg mit allen Feinden unseres Eduard!" — „Ihr werdet gut thun, wenn Ihr Euch bei Seite macht", sagte Hob Longbow. „Ihr Blut ist in Wallung. Verkümmert man ihnen ihre Lust, so wird es zunächst über Euch hergehen."

Richard erblickte jetzt eine Person, von deren Einmengung er sich größeren Erfolg versprach, nämlich den Grafen von Gloucester, der, obschon noch ein junger Mann, der angesehenste englische Edelmann im Lager war und die sarazenischen Gefangenen unter seiner speciellen Obhut hatte. Er eilte auf ihn zu und erkundigte sich bei ihm nach dem Prinzen. —

„Es steht schlecht, fürchte ich“, entgegnete der Graf in bitterem Tone, „und Du wirst gut thun, Dich in Acht zu nehmen, Richard von Montfort, denn in ihm hast Du Deinen besten Freund gehabt. Eine traurige Aussicht für uns alle; denn was soll aus England werden, wenn uns nur der alte Schwachkopf, sein Vater, und seine armen unmündigen Kinder bleiben? Wollte Gott, Dein Vater mit seinem Geiste wäre noch unter uns! Es liegt ein Fluch auf diesem Narrenstreich von einem Kreuzzug, der uns nun schon den sechsten Prinzen kostet, und wir dürfen von Glück sagen, wenn wir nicht auch noch die Prinzessin verlieren. Doch was bedeutet dieser Aufruhr?“

„Die Soldaten sind wüthend, mein Lord“, sagte Richard; „sie wollen das Verbrechen an den Gefangenen heimsuchen.“ — „Ich will froh sein, wenn ich sie vom Hals habe“, erwiederte Graf Gilbert. „Die Elenden verzehren mehr, als zweihundert Yeomen, und meine Hallunken sind es längst überdrüssig, sie zu bewachen. Wenn diese Geschichte uns alle die Ungläubigen in Palästina auf den Hals bringt, so werden wir genug zu thun haben und können nicht auch noch nach dieser Bande von Heiden sehen!“ — „Aber was wird der Prinz dazu sagen?“ — Ich fürchte, der Prinz wird in dieser Sache wenig mehr zu sagen haben. Ich bin zwar nicht der Mann, der eine solche Metzelei anordnen möchte; aber wenn die ehrlichen Burschen einmal Blut für Blut haben wollen, so fällt es mir nicht ein, mich zwischen sie und die heidnischen Wölfe zu werfen.“

Von dem rothen de Clare war sonach nichts zu erwarten. Mit klopfendem und zagendem Herzen drängte sich Richard gegen das Zelt hin — welch ein Anblick mochte ihm bevorstehen an der Stätte, wo der Mann lag, den er auf Erden am meisten liebte und ehrte! Das Zelt war gedrängt voll; aber bei seiner Größe konnte er über den Köpfen der ihm zunächst stehenden sehen, daß Eduard auf dem Rand seines

Ruhebettes saß, während seine Gattin und die Dame Idonea sich bemühten, den aus der Wunde quellenden Blutstrom zu stillen. Er hatte den Ellenbogen seines anderen Arms auf das Knie und den Kopf auf die Hand gestützt; als jedoch mit dem Auseinandergehen des Vorhangs Licht eindrang, schaute er auf, und Richard sah, wie leichenblaß sein Antlitz geworden war; aus der Schramme an seiner Stirne rieselte Blut nieder. Er grüßte Richard mit dem Blick des Erkennens, an den der junge Knappe jetzt gewöhnt war; es lag nicht gerade ein Lächeln aber doch ein zufriedener Willkomm darin, und obgleich er nur in leisem mattem Tone mit seinem neben ihm stehenden Bruder sprach, konnte Richard doch die Worte verstehen, die ihn mit glücklicher Aufregung erfüllten.

„Laß ihn nur herankommen, Edmund; er hat eine geschickte Hand und kann Dir vielleicht helfen, meine süße Eleanor. Du reibst Dich auf.“ Als Richard näher trat, fügte er bei: „Du hast Dich getummelt; ich hätte Dich nicht so zeitig erwartet.“ — „Ach, gnädigster Herr, ich eilte, um Euch zu warnen“, sagte Richard. „Weh mir, daß ich zu spät gekommen bin.“ — „Dein kleiner Zögling Johann that alles, was in menschlicher Kraft lag“, entgegnete Eduard mit einem matten Lächeln. „Doch wie — hast Du einen Auftrag an mich? Sei kurz, denn es wird mir schwindlich vor den Augen.“

„Gnädigster Herr“, sagte Richard, „die Bogenschützen und die übrigen Kriegsleute sind in wüthendem Zorn entbrannt gegen die Sarazenen und wollen Rache üben an den Gefangenen, die jedenfalls unschuldig sind.“ — „Die Schurken!“ rief Eduard aufbrausend. „Warum sieht nicht Gloucester danach?“ — „Der Graf erklärte, er habe die Schlächterei nicht befohlen, werde sie aber auch nicht hindern.“

„Ihr Engel und all ihr Heiligen!“ brach der Prinz los, „richtete sich zum Erstaunen aller Anwesenden plötzlich von

seinem Sitz auf und schritt nach dem Eingang des Zeltes hin, von wo aus er die Soldatenhaufen überschauen konnte, die in wildem Getümmel nach der Abtheilung des Lagers strömten, in welcher die Gefangenen sich befanden. Der Prinz erhob seine mächtige Stimme wie am Schlachttag und herrschte ihnen zu, innezuhalten, umzukehren und ihn anzuhören. Als sie zurückschauten, erblickten sie unter dem Zelteingang die hohe Gestalt, in ein langes, weites Gewand gehüllt, das, wie auch die Haare, reichlich von Blut befleckt war; das blasse, hagere Gesicht jedoch machte in seiner marmornen Würde und Strenge einen noch ergreifenderen und majestätischeren Eindruck, als sonst, während er mit lauter Stimme sprach: „Wollt ihr haben, ihr Leute, daß ich zur Grube fahre blutbefleckt und unter dem Fluch unschuldig gemordeter Gefangenen? Und was wird dann das Loos unserer Landsleute sein, die sich jetzt auf der Pilgerfahrt nach Jerusalem befinden, wenn ihr so umgeht mit den armen Menschen, die das Glück des Krieges in unsere Hände gegeben hat? Unverständige, blutdürstige Hunde, die ihr seid, hört was ich sage. Für jedes hingeschlachtete Sarazenenleben hat mir einer von euch mit seinem eigenen Blute zu haften, und sollte ich sterben, so schleudere ich meinen Fluch gegen euch alle, wenn nicht jeder von den Gefangenen freigelassen wird in der Stunde, in der ich meinen letzten Athem aushauche. Hört ihr mich, ihr aller Mannheit baren Wichte?“

Schonungslos und unversöhnlich wie immer, selbst in seinen gnädigsten und edelmüthigsten Handlungen, wandte sich Eduard um und taumelte wieder nach dem Innern des Zeltes zurück, denn der Schwindel kam aufs neue über ihn und machte die Unterstützung Richards und seines Bruders nöthig, die ihn auf das Ruhebette niederlegten.

Der Großmeister des Tempels wiederholte seine Versicherung, daß dies ein Zeichen des Giftes sei, und Eleanor fand

keine Beachtung mit ihrer Erklärung, daß ihr Gatte seit dem Pfingstsonntag, an welchem er von der großen Kirche zu St. Johann von Acre in der vollen Sonnenhitze nach Haus geritten, schon öfter ähnliche Anwandlungen erlitten, folglich die Wunde schwerlich eine Schuld daran trage. Auch Dame Idonea murmelte einen mittelalterlichen Ausdruck, der mit „Possen" gleichbedeutend sein mochte, aber immerhin so deutlich, als es ihre Achtung vor dem Tempel zuließ.

In diesem Augenblick erschien der Arzt, welchen Hamlyn aus der Stadt herbeibeschieden, und bekräftigte die Ansicht des Templers. Weder der spindeldürre griechische Doctor, noch der stattliche Ritter sahen in der leisen, aber kummervollen Vorstellung der Prinzessin, daß sie mit ihren eigenen Lippen das Gift ausgesaugt, etwas anderes als eine weibliche Thorheit, und Idonea's wirkliche Erfahrung von Rittern, welche dieser Methode ihr Leben verdankten, während andere in diesem Klima den Folgen eines so rohen chirurgischen Eingriffs erlegen seien, wurde als Altweibergeschwätz behandelt. Dagegen legte sie natürlich mit schriller, zorniger Stimme Verwahrung ein, und dies nebst den Erwiederungen ihrer Gegner in der lingua franca, untermengt mit arabisch, lateinisch und griechisch, veranlaßte in dem Zelt einen solchen Lärm, daß ihn der Prinz nicht länger ertragen konnte.

„Friede", gebot er mit einer Strenge, die sehr gegen seine gewöhnliche Geduld abstach; „ich will lieber eure Messer aushalten, als eure Zungen. Ohne weiteres Gezänk — setzt mir, mein gelehrter Arzt, deutlich die Gefahr auseinander, der ich mich in einem wie in dem anderen Fall aussetze, ob ich mich nun Eurem Stahl unterwerfe, oder ihn zurückweise."

Der Grieche drückte mit so wenig Winkelzügen, als ihm bei seiner Natur möglich war, seine Ansicht dahin aus, daß eine Ablehnung sicheren Tod nach sich ziehen werde; Dame Idonea aber that wiederholt heftige Einsprache, so daß der

Prinz mit aufgehobenem Finger sie zur Ruhe verweisen mußte. — „Jetzt mögt Ihr sprechen, freundliche Dame“, sagte er endlich; „laßt mich das schlimmste hören, was Ihr mir aus Euren Erfahrungen berichten könnt.“

Dame Idonea schonte ihn nicht, sondern sprach von dem Schicksal des löwenherzigen Richard, von den Gefahren des Fiebers, vor allem aber von „jenem seltsamen Zauber, der die Zähne gegen einander klemme und dem Kranken nicht gestatte, irgend welche Nahrung zu schlingen“. Die arme Eleanor sah ihn die ganze Zeit über flehentlich an; doch unter den Anwesenden hatte nie jemand etwas von der Circulation des Blutes gehört, und sie konnten ihr daher nicht sagen, daß ihr einfaches Abhilfmittel in der That wirksam gewesen, während im gegentheiligen Falle alles Ausschneiden jetzt zu spät kommen mußte. Sonach schien es am klügsten, der Anschauung des Arztes stattzugeben, und der Prinz enschied sich für dieselbe. „Mi Doña“, sagte er (es war dies seine liebkosendste Ansprache), „es muß sein. Ich habe eine hohe Meinung von dem, was Du für mich gethan, aber wie die Sachen stehen, hängt zu viel von meinem Leben ab, als daß ich es verantworten könnte, aus Furcht vor ein wenig Schmerz einer nutzlosen Gefahr mich auszusetzen. Daß ich jetzt noch lebe und sprechen kann, habe ich nächst Gott Dir zu danken; und als wir in diesen heiligen Krieg zogen, meine süße Eleanor, hast Du mir nicht versprochen, mir in nichts hinderlich zu sein, was ein wahrer Krieger des Kreuzes über sich ergehen lassen muß? Du weißt, wir sind in keinem Lande, wo man vor dem Kreuz zurückschrecken darf.“

Leider lag für Eleanor der Hauptschmerz in dem Umstand, daß sie nicht an den Nutzen des ihrem Gatten zugedachten Schmerzes glauben konnte. Sie erhob zwar nie einen Widerstand gegen seinen Willen; allein ihre physische Kraft erlag, und ihr Kummer war um so beweglicher, da sie ihm

nur in stummem Weinen Ausdruck geben konnte. Eduard bat seinen Bruder, sie fortzunehmen, und dieser machte in seiner gewohnten Weise der eigenen Verwirrung und Betrübniß gerade an der unterwürfigsten Person, welche ihm in den Weg kam, Luft. Er setzte von ihrer Seite größeren Widerstand voraus, als sie zu leisten beabsichtigte, schleppte sie rauh aus dem Zelte und erklärte der stummen Dulderin, es sei besser, daß sie schreie und weine, als daß ganz England wehklage.

Und so hat Eleanors opfermuthige That, durch welche sie in Wirklichkeit ihren Gatten rettete, blos als eine trügerische Sage fortgelebt, zur Noth noch geglaubt von den Verehrern der Romantik, während die Ehre von Eduards Wiedergenesung dem von dem Tempelritter empfohlenen Arzt zugeschrieben wurde. Der Prinz stieß keinen Laut aus, solang er sich unter den Händen des Griechen befand; aber als man seiner Gattin gestattete, zu ihm zurückzukehren, fand sie ihn, wie er in einer Todesschwäche dalag; er hatte die silberne Reliquie, die sie in seinen Händen gelassen, ganz platt und mürbe gedrückt.

Richard, welcher im Lauf der Operation eifrigen Beistand geleistet, war, während die Prinzessin neben ihrem Gatten kniete, noch mehrere Stunden bemüht, ihn aus dem Zustand der Erschöpfung aufzurichten, in welchem er kaum eines anderen Gegenstandes, als ihrer Nähe sich bewußt wurde. Spät am Abend kam jemand nach dem Eingang des Zeltes und rief den jungen Knappen hinaus; dieser glaubte, eine Botschaft entgegennehmen zu müssen, entdeckte aber statt dessen zu seiner größten Ueberraschung, daß er sich in den Händen des Generalprofos befand.

„Was legt man mir zur Last?“ fragte er, sobald er weit genug aus dem Bereich des Zeltes war, um keine Störung zu veranlassen. — „Ihr seid verhaftet auf Befehl des

Kriegsraths. Man beschuldigt Euch, von dem Angriff auf das Leben des Prinzen gewußt zu haben." — „Wer zeiht mich dessen?" fragte Richard. — „Der Lord Hamlyn de Valence."

Richard erwiederte darauf keine Silbe. In der That schien ihm die Lage des Prinzen so hoffnungslos zu sein, daß in jenem Augenblick nur der Schmerz, ihn nicht pflegen oder sein letztes Wort, seinen letzten Blick auffangen zu können, in ihm das Uebergewicht behauptete. Er hatte nicht den Muth, sich selbst zu rechtfertigen, selbst wenn er nicht die Ueberzeugung in sich getragen hätte, ein solcher Versuch sei vergeblich den Männern gegenüber, die von Anfang an nur Vorurtheile gegen ihn gehegt. Auch ergab sich ihm dazu keine Gelegenheit, denn der Generalprofos führte ihn geradewegs nach dem Zelt, in welchem er die Nacht über verwahrt bleiben sollte; dort harrte seiner ein Bund Stroh und eine Wache von einem halben Duzend Bogenschützen, welche das Zelt umstellt hielten. In seiner Einsamkeit wußte er nichts anderes zu thun, als aus brünstigem Herzen um das Leben des Prinzen zu beten. Seine Gedanken hafteten allein an der Herrlichkeit des Mannes, der so dahin gestreckt worden, und an den Jammer, den er in dem holden Antlitz der Prinzessin abgedrückt gesehen.

„Sir", ließ sich ein dumpfes Gemurmel neben ihm vernehmen, „jetzt ist's Zeit. Ich habe den Rock und das Barett eines Bogenschützen mitgebracht, und Ihr könnt in solcher Verkleidung leicht durch das Kriegsvolk kommen." Diese Worte gingen von einer unter der Zeltleinwand hereingekrochenen, auf Händen und Füßen daliegenden Gestalt aus, deren dunkle Umrisse sich am Boden kaum unterscheiden ließen.

„Wer bist Du?" fragte Richard hastig.

„Ihr solltet mich kennen, Sir; ich hab Euch manchen guten Dienst geleistet und Eurem Hause treulich gedient."

„Sprich nicht von Treue, du Verräther!" rief Richard,

Dustifoots Stimme erkennend. „Weißst Du, daß Du es nur der Huld des Prinzen zu verdanken hast, wenn es Dir nicht schon vor einem Jahr unmöglich gemacht wurde, an Schurkenstreichen, wie dieser jüngste, theilzunehmen?“

„Ei, Lord Richard“, entgegnete der Mann, „Ihr solltet einen ehrlichen Kerl, der Euch zu retten wünscht, nicht so behandeln.“

„Ich will keine Rettung von Dir“, sagte Richard; „Dein angeblich treuer Dienst hat meine Brüder zu Mördern gemacht, hat das Land in unsägliches Weh und ins Verderben gestürzt.“

„Gott steh mir bei“, murmelte der Mann; „wer hätte gedacht, daß ein Träger dieses Namens den Tod seines Vaters sich so wenig zu Herzen nähme! Doch ich habe es bei meinem Eid versprochen, Sir Simons Geheiß zu erfüllen, und außerdem geht mich die Sache nichts an. Er trug mir auf, wenn jemand Hand an Euch zu legen versuchen wolle, Euch nach dem Bach Kisun hinunter zu führen, wo er mit einer Schaar Lanzen zu Eurem Empfang bereit stehen wird.“

„So geh hin und sage ihm“, entgegnete Richard, „wenn er mich von jenem Felsspalt auf dem Karmel aus als Verräther am Galgen aufgehängt sehe, so möge er daraus entnehmen, daß ich mich freiwillig als Opfer dargebracht habe zur Genugthuung für die Sünde unserer Familie. Und wenn er glaubt, das graue Haar eines alten Mannes, mit Leid zur Grube gebracht, das gebrochene Herz eines Weibes, hilflose Waisen und ein Land ohne Oberhaupt seien eine geeignete Sühne für meinen Vater, so möge er sich freuen bei dem Gedanken, in welchem Lichte der gerechte Graf alle die Verwüstung betrachtet haben würde, die über England kommen wird ohne diesen Einen — den einzigen seiner Zöglinge, der seine Lehren zu schätzen und zu ehren verstand.“

„Bst!“ unterbrach ihn hastig Dustifoot, aber es war zu

spät. Die Wache hatte das Gemurmel von Stimmen gehört, und so hurtig sich der Eindringling davon machen wollte, wurde er doch im Schein der Fackeln entdeckt und an den Beinen wieder zurückgezogen. Man hielt ihm das Licht gegen das Gesicht, und einige der Stimmen erklärten ihn für den Schelm, der zuerst den Antrag gestellt, den Meuchler in das königliche Zelt einzulassen. Aus dem Stimmentumult konnte jetzt Richard entnehmen, daß man bei Untersuchung der Leiche ermittelt habe, der Meuchelmörder sei weder ein Beduine, noch ein Sendling des Alten vom Berge gewesen, sondern ein Europäer, wahrscheinlich ein Provençale. Dieser Umstand, in Verbindung mit der Deutung, welche Hamlyn den Worten Richards gegeben, und der Art, wie die Grafen von Lancaster und Gloucester sich über den Vorgang ausgelassen, hatte den Verdacht auf ihn selbst gelenkt und schien ein unanfechtbares Zeugniß für seine Betheiligung an dem Complott zu liefern.

Vergeblich flehte ihn der erbärmliche Dustifoot um Verwendung an; er wurde an Händen und Füßen gebunden, und die Wache nahm wieder ihren Posten vor dem Zelt, einen einzigen Bogenschützen ausgenommen, der es für nöthig hielt, mit seiner Fackel im Innern zu bleiben und die Gefangenen im Auge zu behalten.

Die Nacht entschwand trübselig, und am anderen Morgen wurde Dustifoot nach einem Platz gebracht, der seinem Grad angemessener war. Von dem Prinzen vernahm Richard nur, daß er sich noch immer in großer Gefahr befand. Der Kriegsrath machte keine Miene, seinen Gefangenen zu verhören, und in Richard tauchte allmälig die Vermuthung auf, daß in dieser Zeit der Ungewißheit sich niemand getraue, zu handeln, aus Furcht, den löwenartigen Zorn Eduards auf sich zu laden, im Fall derselbe wieder genese, während er zugleich sich sagen mußte, daß der Tod des Prinzen für sein eigenes Leben nur

eine geringe Aussicht biete. Indeß hatte der Tod für den verlassenen Jüngling weit weniger Schrecken, als für jeden anderen, der in angenehmeren Verhältnissen gestanden. Allerdings wäre ihm derselbe im Kampf für das Kreuz oder für seinen Fürsten ein nicht unwillkommenes Ereigniß gewesen, aber sterben zu sollen, befleckt mit dem Brandmal schnöden Undanks und des Verraths an seinem Herrn — schon vor diesem Gedanken schauderte sein Innerstes zurück. In einer Ecke des Zeltes niedergekauert, nach der ewigen Unruhe der Nacht halb eingeschlummert, aber doch zu elend sich fühlend, um in seinem Schlummer Vergessenheit zu finden, verbrachte Richard den Tag in stumpfer Verzweiflung; er lauschte auf die Töne von außen mit einer Gespanntheit, an der jedes seiner Glieder theilzunehmen schien, und wenn ihm zeitweilig die Sinne völlig schwanden, so tauchten Träume vor ihm auf, welche noch unerträglicher waren, als die Wirklichkeit, der sie ihren Ursprung verdankten.

Endlich legte sich die Schwüle des Tages. Das Geläut der Kirchthürme und Klöster von Acre verkündigte im Einklang mit der Glocke über der nahen Zeltkapelle das Angelus, und die Andacht, zu der es aufforderte, war kaum beendigt, als Richard den Ruf der Kreuzfahrerwache vernahm: „Gedenkt des heiligen Grabes!“

Ja, die englische Armee war vielleicht nicht im Stand, das heilige Grab wieder zu erobern; aber eingedenk desselben konnte Richard immerhin sein und in diese Erinnerung alle die Kämpfe des Willens, all den rebellischen Schmerz über Mißverständniß, Mißhandlung und Tadel, kurz alle Leiden der Gegenwart als Opfergabe niederlegen; vermochte doch selbst der schimpflichste Tod nicht, ihm den Gedanken an dieses heilige Grab und an die Freude jenseits zu rauben. Er war der Sohn eines Mannes, der nach schweren Prüfungen das Schwert gezogen gegen seinen König, der Bruder von vorsätzlichen

Mördern; konnte er sich wohl unter solchen Umständen ein besseres Loos wünschen, als einen unschuldigen Tod, welcher nach den Anschauungen jener Zeit theilweise als Sühne dienen mochte für die Schuld seiner Familie? Wenn der Prinz dahin war, warum hätte er wünschen sollen, fortzuleben?

„Seht ihr nicht? Es ist des Prinzen eigenes Siegel. Er hat befohlen, daß ich ihn zu ihm bringe. Tölpel, hast Du denn weder Augen noch Ohren? Wie, Du kennst mich nicht? Ich bin der junge Lord von Dunster, der Page des Prinzen, und ich bin hier auf seinen Befehl." Und unter dem verlegenen Gemurmel der Wache brach der kleine Johann von Dunster in das Zelt herein. „Auf! auf!" rief er; „Du sollst sogleich zum Prinzen kommen."

„Wie geht es ihm?" lautete Richards einzige Erwiederung. — „Er befindet sich sehr unwohl", antwortete der Knabe; „aber er verlangt nach Dir, ruft nach Dir; und da ihm niemand sagen wollte, wo Du seiest, unterrichtete ich ihn endlich von dem ganzen Sachverhalt. Dann gab er mir seinen Ring mit dem Befehl, Dich zu ihm zu bringen. Komm jetzt, denn der Graf von Lancaster und Hamlyn sind fort, um die Prinzessin nach Acre zu geleiten; auch hat der Lord von Gloucester seinen rothen Kopf aufs Schlafkissen gelegt, und es ist jetzt niemand um den Prinzen, als der alte Raymond und einige von den Leibdienern."

„Die Prinzessin fort?" — „Ja, und Dame Idonea mit ihr; wir werden also nichts mehr vom König Löwenherz hören. Hamlyn schwört darauf, sie sei bei seinem Kreuzzug gewesen. Meinst Du, dies sei wahr, Richard? Niemand weiß, wie alt sie ist."

Richard war es zu sehr darum zu thun, selbst zu fragen, als daß er im Stande gewesen wäre, auf diese Frage zu antworten; so schonte er denn auch unterwegs seinen jungen Be-

gleiter nicht; denn die Wache hatte ihm keinen weiteren Einhalt gethan, wohl aber ihn gebeten, er möge sie wegen Nichtbeachtung ihrer Vorschrift bei den Prinzen vertreten. — Eduard hatte die letzte Nacht und den ganzen darauf folgenden Tag unter Fieber und heftigen Schmerzen verbracht, ohne auf irgend jemand Rücksicht zu nehmen, als auf seine treue Gattin, die ihn unablässig pflegte. Erst in der Kühle des Abends lebte er wieder etwas auf; doch nun war die Prinzessin so erschöpft und unwohl, daß sie sich außer Stand fühlte, Einsprache zu thun, als er sie unverzüglich nach der Stadt zu bringen befahl, damit sie dort die Hilfe erhalte, welche ihr Zustand forderte. Nach ihrer Entfernung raffte sich der Prinz, der ihr vielleicht nur den Anblick seiner letzten Leiden hatte ersparen wollen, auf, um sein Testament zu machen und für seinen Vater und seine jungen Kinder Beschützer zu erwählen. Kaum war jedoch dieses Geschäft abgethan, als seine Fragen nach Richard von Montfort dringlicher wurden, bis endlich der entrüstete kleine Page die entsprechende Antwort gab. In hohem Zorn über diese Handlung des Kriegsraths hatte er, wie Johann sagte, „wieder ganz den alten Eduard gezeigt“ und ihn abgesandt, um den jungen Knappen aufzusuchen.

Das Zelt war verdunkelt, und Richard vermochte an der mächtigen Gestalt, die ausgestreckt dalag, nur die Umrisse zu unterscheiden; aber die Stimme, die er nie wieder zu hören gefürchtet, sprach, wenn auch langsamer und in matten Lauten, und eine Hand streckte sich ihm entgegen. „Willkommen, Cousin“, sagte er. „Armer Junge, sie wollen Dir an den Leib, noch eh mir der Athem entwichen ist; doch was dies betrifft, mögen sie noch eine Weile warten — ja, und länger als eine Weile, wenn anders mein Wort und mein Wille nach meinem Hinscheiden noch etwas gilt. Was hat ihnen Anlaß gegeben gegen Dich, Richard?“

„Ach, mein Lord, Ihr seid zu unwohl, als daß ich Euch

mit meinen Angelegenheiten behelligen dürfte", entgegnete der Angeredete.

„Nicht doch; ich muß darüber wachen, daß Dir kein Unrecht geschieht, Richard, denn es gibt noch Dienste, die Du mir leisten sollst. Höre mich an. Ich habe Dir die Ländereien Deiner Mutter in Odiham vermacht, die mein Vater mir verlieh; Du kannst also für Heinrich thun, was immer er von Dir annehmen will", fügte er mit einem matten Lächeln bei, während er zugleich Richards Hand in einer Weise hielt, welche andeutete, daß er nicht unterbrochen zu werden wünsche, wenn ihm auch die Worte nur langsam über die Lippen kämen. „Ich denke, Heinrich wird seinem alten Kameraden ein freundliches Andenken und ein Gebet für die hingeschiedene Seele nicht mißgönnen. Du aber, Richard, bleibe meinen armen Knaben nahe; sei bemüht, sie in strenger Selbstzucht zu erziehen, und mache sie mit den Grundsätzen vertraut, die Dein Vater mir als Erbe hinterlassen hat — ich denke, Du kennst sie, oder kannst sie Dir besser vergegenwärtigen, als irgend ein anderer aus meiner Umgebung. Du mußt bei ihnen bleiben, wenn — wenn der Himmel und die gebenedeiten Heiligen meinem theuren Weib in ihrer Drangsal die einzige Stütze sind. Sie wird Dich lieben und Dir vertrauen."

Eduards Stimme brach unter dem Einfluß des Kummers und des körperlichen Schmerzes in einem halberstickten Schluchzen; der Gedanke an seine Gattin fiel ihm zu schwer, und er vermochte in seinem geschwächten Zustand nicht die gewohnte Selbstbeherrschung zu behaupten. Dann war er eine Weile ruhig, und als er wieder zu sprechen begann, beklagte er sich unmuthig über eine lästige Schnake, die ihm das Haupt umschwirrte.

Richard begriff sogleich, daß die dünnen Ziegenhaarvorhänge, welche sogar die Kreuzfahrer als Schutz gegen diese

Feinde zu benützen ihren orientalischen Nachbarn abgelernt hatten, durch die Bemühungen um den Prinzen, dem man bald Wasser reichen, bald die Wunde mit kalten Bähungen behandeln mußte, in stete Unordnung geriethen und daher diese geflügelten Teufel nicht mehr abwehrten, die durch ihr widerliches Gesumm den Kranken zu keiner Ruhe kommen ließen. Der Prinz hatte seit seiner Verwundung nicht geschlafen und das anhaltende Wachen in Verbindung mit dem Schmerz ihn in einen Zustand höchster Reizbarkeit versetzt, die nur auf Augenblicke nachließ, wenn der kalte Schwamm den glühenden Arm berührte. Den Hospitalitern verdankte man zwar eine Sendung Eis von dem Berge Hermon; aber niemand wußte es anzuwenden, und sogar die Dame Idonea hatte es verschmäht.

Richard kam jetzt der mehrwöchige Aufenthalt in dem Krankenhaus der Ritter von St. Johann, denen er bald nach seiner Ankunft auf dem Boden des heiligen Landes in die Hände gefallen, sehr zu statten; denn er hatte bei jener Gelegenheit nicht nur die Benützung des Eises, sondern auch die Art, wie man mit den Musquitovorhängen umgehen mußte, kennen gelernt. Als daher mit Tagesanbruch Edmund von Lancaster leisen Trittes in das Zelt kam, konnte er kaum seinen Augen trauen; denn der Knappe, welchen er in sicherer Haft wähnte, befand sich an der Seite seines Bruders, dessen Arm er mit den Eisumschlägen behandelte; und es war unmöglich, ein Wort der Frage oder der Vorstellung laut werden zu lassen, da der Prinz im tiefsten, ruhigsten Schlummer lag.

Er erwachte nicht, bis im Lager jene Morgenthätigkeit sich entfaltete, auf die man im Sommer eines südlichen Klimas angewiesen ist, noch eh die Sonne ihre volle Kraft erreicht hat. Als er endlich seine Augen öffnete, erklärte er sich für sehr erfrischt; auch fand zu gleicher Zeit der Arzt, daß die Wunde

ein viel besseres Aussehen gewonnen. Der Patient ließ diese freudige Post sogleich der Prinzessin nach Acre melden und blickte dann freundlich zu Richard auf, zu dem er sagte: „Wenn mein Weib mir einmal das Leben gerettet, Junge, so habe ich Dir es zum zweitenmal zu danken.“

„Bruder“, fiel hier der Graf von Lancaster ein, „ich möchte Dir nicht gerne einen Gram bereiten, aber um Deiner eigenen Sicherheit willen solltest Du wissen, daß auf diesem jungen Menschen ein schwerer Verdacht ruht.“

„Es ist mir nichts neues, daß Ihr ihn von Anfang an stets mit Argwohn betrachtet habt“, entgegnete der Prinz kalt; „aber ich hätte nicht erwartet, daß Ihr die erste Stunde meiner Krankheit dazu benützen würdet, Euren Haß an ihm auszulassen.“

„Wenn Du die Gründe kenntest, so würdest Du es uns nicht übel deuten, Bruder“, erwiederte Edmund verwirrt; „doch Du befindest Dich nicht in einem Zustand, sie zu hören.“

„Warum nicht?“ sagte Eduard. „Ihm habe ich's zu danken, daß mein Kopf wieder klar und ruhig ist, und noch vor Ablauf des Tages will ich mir selbst ein Urtheil in seiner Sache bilden. Bringe Gloucester, bringe die übrigen Mitglieder des Raths herbei; ich will hören, welches Zeugniß Ihr gegen ihn vorzubringen habt. Wie, meinst Du, ich könne zur Ruhe kommen, oder es werde besser mit mir werden, so lang ich im unklaren bin, ob ich einen Verräther um mich habe oder nicht?“

Es unterlag keinem Zweifel, Eduard hatte nach der Ruhe der Nacht seine alte Entschiedenheit und Klarheit wieder gewonnen. Niemand wagte es, ihm Einsprache zu thun, und Edmund entfernte sich, um seinen Befehl zur Ausführung zu bringen. Kaum sah sich der Prinz mit Richard allein, als er ihn bei der Hand faßte und das durchbohrende blaue Auge

in einer Weise auf ihn heftete, die ihm in das Innerste zu dringen schienen. „Knabe“, begann er, „hättest Du in dieser Klemme Deinem Verwandten Eduard eine Mittheilung zu machen, die Du im Kriegsrath gegen den Prinzen zu äußern Anstand nehmen würdest?“

„Sir“, antwortete Richard mit erstickter Stimme, „ich war eben auf dem Weg, Euch zu warnen, als ich hörte, daß der Schlag gefallen sei. Gnädigster Herr“, fügte er bei, während er bei dem Lager des Prinzen niederkniete, „Simon lebt; ich bin ihm auf dem Carmel-Gebirg begegnet.“

„Ich dachte mir's“, murmelte der Prinz. „Und dies ist sein Werk?“

Richard erzählte hastig die näheren Umstände des Zusammentreffens, eine Aufgabe, welche er um so unbedenklicher erfüllen konnte, da er seinen Bruder außer allem Bereich der Verfolgung wußte. Kaum war er damit zu Ende, als der Prinz Edmund zurückkehrte, mit ihm die übrigen Mitglieder des Kriegsraths. Edmund wurde von seinem Knappen Hamlyn begleitet; auch einige Bogenschützen kamen mit, die jedoch außerhalb des Zeltes blieben. Richard hatte nun zwar seine Geschichte vorgebracht, wußte aber nicht, in wie weit der Prinz darauf fußen würde, denn von dem Gebrauch, welchen Eduard von seiner vertraulichen Mittheilung machte, hing es ab, ob nicht gleichwohl das Brandmal der Schande auf ihn und sein unglückliches Haus fiel. Er hatte die Schuld seines Bruders dem Prinzen bekannt; ach, mußte die Kunde davon auch noch durch das ganze Lager ausposaunt werden?

Die Begrüßungen und Fragen der neuen Ankömmlinge wurden hastig abgefertigt von dem Prinzen, der, ein eigentliches lit de justice haltend, halb aufgerichtet und von Kissen unterstützt dasaß. Wohl waren seine Wangen leichenhaft bleich, aber seine Augen blitzten, und seine Lippen bekundeten die gewohnte Entschlossenheit.

„Laßt mich hören, meine Lords", sagte er, „warum Ihr es, sobald Ihr meines hilflosen Zustandes gewahr wurdet, für angemessen hieltet, meinen Leibknappen und Verwandten in Haft zu setzen."

„Gnädigster Herr", antwortete der Generalprofos, „die Hallunken in meinem Dienst haben einen Mitschuldigen entwischen lassen, den man vielleicht hätte dazu bringen können, mehr Auskunft zu geben."

„Einen Mitschuldigen? Wessen Mitschuldigen?" fragte der Prinz.

„Des — des Meuchelmörders, gnädigster Herr, dem Eure eigene starke Hand die verdiente Züchtigung zu theil werden ließ. Jener Dustifoot, der als Posten vor Eurem Zelt stand und den Verbrecher bei Euch einführte, wurde von den Schurken nachts erwischt, wie er eben eine geheime Besprechung mit diesem Herrn halten wollte. Man hat den Menschen in Haft gebracht; aber er ist leider aus derselben entronnen."

„So laß der Wache die gebührende Strafe zu theil werden", sagte Eduard kurz; „doch was hat dies mit der Gefangennahme des Lords von Montfort zu schaffen?"

„Mein Lord, es ist Euch doch bekannt", nahm der Graf von Gloucester das Wort, „daß der meuchlerische Hund kein Moslem war?"

„Was weiter?" entgegnete Eduard mit Schärfe.

„Es unterliegt kaum einem Zweifel", fuhr der rothhaarige Graf fort, „daß ein Versuch auf Euer Leben, gnädigster Herr, nur von einer einzigen Richtung ausgehen konnte."

„Oh", erwiederte Eduard trocken, „ein guter Grund für Eure Geneigtheit, die sarazenischen Gefangenen schlachten zu lassen."

„Ich habe damals nicht gewußt, daß der Elende nicht ihrem Glauben angehörte", sagte Gloucester. „Jetzt aber lebe ich der Ueberzeugung, daß dieselbe Rachsucht, welche den Tod

des Prinzen Heinrich von Allemannien verschuldet, nahe daran war, auch die Hoffnung Englands auszulöschen; und wenn Ihr Euch nicht warnen lassen wollt, gnädigster Herr, so kann noch schlimmeres bevorstehen."

Gloucester sprach mit viel Gefühl; doch Eduard ließ sich davon nicht rühren, sondern sagte blos: „Alles dies mag recht gut sein, aber meine Frage ist noch nicht beantwortet. Warum hat man meinen Knappen zur Haft gebracht?"

„Sprich, Hamlyn", nahm nun Edmund von Lancaster das Wort. „Sage dem Prinzen, was Du mir gesagt hast."

Hamlyn trat vor und entschuldigte sich, daß er einen Verwandten anklagen müsse; als er jedoch das ungeduldige Stirnrunzeln des Prinzen bemerkte, ging er zur Sache über und gab an, Richard von Montfort habe, als er demselben auf seinem Weg nach Acre begegnet, ihn hastig gefragt, ob dem Prinzen nichts zugestoßen sei, und auf die Erwiederung, er werde wohl am besten wissen, was vorgefallen, ein sehr bestürztes und verwirrtes Gesicht gemacht.

„Nun?" entgegnete der Prinz.

Gloucester winkte einem Yeoman herein, welcher, ganz außer Fassung gebracht durch den scharfen Blick des Prinzen, hervorstotterte, er wolle dem jungen Herrn nichts übles nachreden; es sei ihm jedoch vorgekommen, als habe sich's derselbe mächtig zu Herzen genommen, daß den gefangenen Heidenhunden nichts geschehe; ja er habe aus dessen eigenem Munde die Worte gehört, daß man mit mehr Recht ihn selbst verantwortlich machen würde.

„Und ist dies alles, was Euch veranlaßte, Hand an ihn zu legen?" sagte der Prinz, seinen Blick von dem einen zum anderen gleiten lassend.

„Nein, Bruder", antwortete Edmund. „Es mag von Dir unbeachtet geblieben sein; aber in der ersten Stunde haben ich und andere ihn sagen hören, wie er geeilt, um Dich zu

warnen, aber zu spät gekommen sei. Daraus folgerten wir, es sei zweckmäßig, ihn in Verwahrung zu nehmen, damit er nicht, wie bei einem früheren unglücklichen Anlaß, sich mit den Verräthern benehme und so unsere Absicht, der Wahrheit auf den Grund zu kommen, vereitelt werde. Erinnere Dich doch des Kerls, der in seinem Zelt gefunden wurde."

„So!" erwiederte Eduard. „Man behandelt einen ehrenhaften jungen Mann als einen Verräther, weil einem anderen jungen Lecker sein Gesicht nicht gefällt, und weil er einigen Kriegsknechten allzu eifrig bekümmert erschienen ist um die Rettung von unglücklichen Gefangenen, von denen auch sie wissen mußten, daß sie unschuldig waren! Wird je eine Zeit kommen, wann die Engländer begreifen lernen, was zu einem Zeugenbeweis gehört?"

„Aber sein Name, seine Abkunft, Bruder", begann Edmund.

„Ebenso hat der Wolf das Lamm, das er fraß, beschuldigt, seine Sippschaft habe das Wasser getrübt."

„Ihr wollt also keine Untersuchung über ihn verhängen?" fragte Gloucester.

„Weshalb — auf den Verdacht der Felonie hin?" sagte Eduard. „Verdient ein Mann, der nach Eurem eigenen Geständniß ohne Rücksicht auf die ihm drohende Gefahr hilflose Nebenmenschen zu retten sucht — ja, der herbeigeeilt kam, um mich zu warnen — eine solche Behandlung? Ich kenne ihn als einen treuen Freund und Lehensmann und weiß, daß er mir alles sagt und sagen wird, was meine Sicherheit betrifft und sich mit seiner Ehre verträgt." Das vertrauensvolle Lächeln, das er nach Richard hin entsandte, war wie ein Sonnenblick durch eine dunkle Wolke.

„Mein gnädigster Prinz", warf Gloucester ein, „wir können nicht glauben, daß Ihr im Interesse Eurer Sicherheit handelt."

„Meinst Du, Gloucester?“ erwiederte Eduard. „Gut; bis dieser Arm meinen Kopf selbst wieder schützen kann, verdopple meinetwegen die Wachen und laß alle Gesandten durchsuchen, unter welchem Vorwand sie auch nahen mögen; aber ich rathe Dir, brandmarke in Deinem ganzen Leben nie wieder einen Mann mit Gefängniß, eh Du einen bündigen Beweis gegen ihn hast. Ich danke Euch für Eure Sorgfalt um mich, meine Lords, doch das lange Sprechen wird zu anstrengend für mich. Der Rath ist entlassen.“

Richard, der sich wunderbar erleichtert fühlte, konnte es kaum erwarten, bis er in der Lage war, seinen freudigen Dank auszusprechen gegen den Prinzen, der ihn nicht nur vertheidigt, sondern auch von der Untersuchung entbunden und der Nothwendigkeit enthoben hatte, seinen Bruder zu verrathen und so der Familie ein weiteres Brandmal aufzudrücken. Doch Eduard war gleich allen zurückhaltenden Personen kein Freund von Dankesergießungen, obschon er vielleicht eine Unterlassung derselben übel vermerkt haben würde, und fiel ihm rasch ins Wort.

„Sei still, Junge“, sagte er; „Simon ist so gut mein Vetter als Dein Bruder, und was hätte ich davon, wenn ich einen frischen Flecken auf den Namen schleudern wollte, der ohne meines Vaters selbstsüchtige Rathgeber unter den höchsten stünde in der Heimat? Außerdem“, fügte er bei, als schäme er sich halb seiner Großmuth und wolle sie bemänteln, „wäre Englands Ehre benachtheiligt, wenn es ruchbar würde, er habe diesen Streich gegen Englands Erben geführt, und ich glaube, der derbe Gilbert de Clare und alle die andern ließen sich in ihrem grimmigen Eifer nicht zurückhalten, Simon in seiner galiläischen Festung zu bestürmen ohne die Körbe des Königs Herodes. Dies würde ihnen alle die Drusen, Maroniten und Sarazenen sammt der Halbzucht, diesen schlimmsten von allen, in irgend einer unwegsamen Schlucht auf den Hals hetzen,

und das Ende davon wäre, daß die Truppen, die ich so mühsam gesund und in guter Zucht erhalten, kläglich zugrunde gingen in jenen schauerlichen Pässen, nicht im Kampf um das heilige Grab, sondern um meiner Privatfehde willen. Nein, nein, Richard, wir wollen schweigen und Simon, eh ich mich hinter die Mauern von Acre zurückziehen kann, keine weitere Gelegenheit bieten. Haben wir erst unsere Segel ausgespannt, so möge Gott geben, daß das heilige Land einen besseren Menschen aus ihm mache."

Zwölftes Kapitel.

Der Garten des Hospitals.

Eduard unterschied sich von Löwenherz darin, daß er einer der mäßigsten Männer im ganzen Heere war und sich selbst wenigstens ebenso streng in Zucht hielt, wie seine Leute. Wahrscheinlich hatte er es diesem Umstand zu danken, daß die Prophezeihungen der Dame Idonea sich nicht erfüllten; denn seine Genesung machte gute Fortschritte, und nach Ablauf von zwei Wochen war er im Stande, auf einem ruhigen Pferd in der ersten Morgenkühle nach der Stadt Acre zu reiten, wo einige Tage zuvor die Prinzessin ein Töchterlein geboren hatte. Das Kind erhielt an dem Tag, an welchem sein Vater eintraf, in der heiligen Taufe den Namen Johanna und wurde später der verhätschelte Liebling Eduards, dessen Ernst im Kreis seiner Familie der größten Zärtlichkeit platzmachen mußte. Schließlich wurde sie die Gattin desselben rothhaarigen Grafen Gilbert von Gloucester, der bei jener Gelegenheit mit der

Wachskerze in der Hand neben dem Taufstein stand und mit voller Junggesellenverachtung auf das Stückchen in Windeln gehüllten königlichen Bluts niederschaute, ohne sich träumen zu lassen, daß er in diesem kindlichen Wesen seine künftige Gräfin vor sich hatte.

Prinz Eduard hatte die Einladung des Sir Hugo de Revel, Großmeisters des Johanniterordens, angenommen, seiner Genesung in der Komenthurei der Brüderschaft zu pflegen, und Richard gereichte es zu großer Beruhigung, ihn dort zu wissen, da keine Wache im offenen Lager so viele Sicherheit bot, wie dieses doppelte Fort, das zuvörderst durch die Mauern der Stadt und dann durch die des Hospitals selbst mit seiner militärischen und mönchischen Disciplin geschützt wurde.

Das Hospital war eine wunderbar gut eingerichtete Oertlichkeit — Krankenhaus, Kloster, Kastell, alles in einem, dabei in einem Stil gehalten, in welchem sich eine gewisse morgenländische Anmuth und Schönheit kund that. Die dicken, massiven Mauern, die starken Thürme, das mit einem Fallgatter versehene Thor zeigten die Majestät der damaligen Befestigungsarchitektur. Der hochanstrebende Hauptbau enthielt eine Anzahl kleiner, kahler, streng aussehender Zellen, die eben groß genug waren für einen Ritter, seine Pritsche und seine Rüstung. Unten befand sich eine hohe gewölbte Halle, die Wände behangen mit im Kampf zerbeulten Rüstungen, mit Schilden und Helmen, die manchen blutigen Strauß mitgemacht; eroberte grüne Fahnen mit dem Halbmond wehten als Trophäen über krummen Scimetaren, Damascenerklingen mit in Gold eingelegten Koransprüchen und geflochtenen, reich mit Gold und Edelsteinen verzierten Kürassen; die buntfarbigen Wappen der edelsten Familien von Frankreich, Spanien, England, Deutschland und Italien waren auf die Scheiben der Fenster gemalt, während sich in der steinernen Kathedra für

den Vorleser die eigentliche Bestimmung dieses Raumes als Klosterrefektorium erkennen ließ.

Bei allem Ernst der Haltung zeigte die massive Kapelle doch das ausgesuchte Kolorit, wie es das an orientalische Farbenpracht gewöhnte Auge wünschen mußte; die Wände des Gitterchors waren mit Porphyr, Jaspis und dem schönfarbigen Marmor, wie ihn das benachbarte Gebirge lieferte, eingelegt; die Altäre prangten im Schmuck vergoldeter Ornamente, während die Gewölbe und Dächer ein Netzwerk von unübertrefflicher Klarheit und Farbenreinheit zur Anschauung brachten — dabei alles so harmonisch, wie man es nur bei dem Kolorit des Orients findet, ein Anblick, welcher das Gefühl von Ruhe und Kühle einflößte.

Der Innenraum dieser gewaltigen Mauern, deren Fenster mit den reichgeschnitzten Rundbogen tief in die solide Masse eingelassen waren, wurde nur durch farbige Lichtstralen erhellt, welche zwischen den Marmorsäulen einfielen. Letztere, wenn sie aus früheren Zeiten stammten, zeigten die runde, kräftige, romanische Construction, während die späteren zierliche Gruppen blutrother, um einen dünneren weißen sich herlegender Marmorschäfte bildeten, alle aber unter dem Gewölb des Steinbachs und auf dem Mosaikboden durch goldene Bänder mit einander verbunden waren. Ueberall herrschte eine erquickende Frische wie unter dem Schatten eines großen Felsens in dürrer Steppe. An einem Seitenhügel befand sich ein Fenster, welches mit dem oberen Raum der Krankenabtheilung in Verbindung stand, so daß die Kranken dort von ihren Betten aus an dem Gottesdienst theilnehmen konnten.

Der äußere Hof mit dem gegen die Straße hinausgehenden Thore war der Turnierplatz, auf welchem, wie in jedem anderen Schlosse, kriegerische Uebungen abgehalten wurden; kam man aber von der großen Halle aus in den inneren Hof, welcher die Kapelle begrenzte, so traf man auf Kreuzgänge,

dergleichen man umsonst im Abendlande suchen würde. Die massenhaften Säulen, die an das dicke Gemäuer sich anlegenden tief niedergehenden Bogen boten einen sicheren Schutz gegen die Sonne, und ihre Kühle wurde noch erhöht durch das mit reicher Mosaik eingelegte Marmorpflaster.

Die Kreuzgänge, die an der ganzen Innenseite der äußeren Mauer herumliefen, umschlossen einen wunderschönen, von Bäumen beschatteten und blühendem Gesträuch durchdufteten Garten, in welchem hohe weiße Lilien, Pappelrosen, purpurne Schwertlilien, Sterne von Bethlehem und viele andere morgenländische Blumen in einer Fülle prunkten, daß man mit ihren Samen und Knollen reichlich die Ziergärten der abendländischen Klöster versehen konnte. Sanftsprudelnde Fontänen verbreiteten das Gefühl köstlicher Frische; Tauben flogen hin und her oder ließen ihr Gurren von den Zweigen aus vernehmen, während da und dort der Baumschlag auseinander wich und den Azur des mittelländischen Meeres ansichtig werden ließ — ein Blau, das nach der Anschauung des kleinen Johann von Dunster viel zu tief war. Warum konnte hier das Meer nicht dieselbe anständige nüchterne Färbung zeigen, wie sein bristoler Kanal?

Richard fühlte sich hier sehr glücklich. Der Aufenthalt in diesem Ordenshaus hatte für ihn etwas von dem Zauber, welchen man in unseren modernen Tagen dem auf einer Universität beilegt. Die Brüder waren zwar der religiösen Observanz nach Mönche, aber zugleich hochgeborene Edle, die manches wilde Abenteuer erlebt, manche blutige Schlacht mitgeschlagen und außerdem Pilgrime aller Art, die das heilige Land besuchten, in ihren Mauern beherbergt hatten; es befand sich daher keiner unter ihnen, der nicht etwas interessantes zu erzählen wußte oder den Gästen mit der liebevollsten Gastfreundschaft entgegengekommen wäre. Richard war der allgemeine Liebling, nicht blos als ein Freund von Reginald Ferrers,

sondern auch wegen seiner Bekanntschaft mit dem Großprior Sir Robert Darcy, dessen Andenken in Palästina noch immer hoch in Ehren stand. In Acre erzählte man sich von ihm manche Heldenthat — wie er einmal bei dem Rückzug von Damietta die Thore eines Hauses als einzelner Mann gegen einen ganzen Trupp Mameluken vertheidigt hatte, bis jeder Christ zu einer Hinterthüre hinaus entwichen war, worauf er ihnen langsam folgte, ohne daß ein Moslem ihn anzugreifen wagte; wie er verwundete Ritter auf dem Rücken davon getragen oder an schwülen Marschtagen die Rüstung des nächsten besten auf sich genommen und dabei stets erklärt hatte, daß ein solches Thun gerade am meisten nach seinem Geschmack sei. Mehr als einmal fiel die Andeutung, daß man Richard von Montfort mit Freuden als Bruder in den Orden aufnehmen würde, und er machte sich oft Gedanken über dieses Anerbieten; allein er wollte sich nicht nur nicht von dem Prinzen trennen, sondern war sich auch der Nothwendigkeit bewußt, wieder nach England zurückzukehren und sich selbst ein Urtheil über den Zustand seines Bruders Heinrich zu bilden, eh er das Mitglied eines Ordens wurde, in welchem er sich seiner Selbstbestimmung begeben mußte.

Sein Entschluß stand fest, nicht von dem Prinzen zu weichen, bis er überzeugt sein konnte, daß er außer allem Bereich der Anschläge seines Bruders war. Ueberhaupt fiel ihm der Gedanke an eine Trennung schwer, denn Eduard, welcher seit dem Tag von Trapani seine Kälte gegen ihn hatte fallen lassen, behandelte ihn mit warmer, vertrauensvoller Zuneigung. Es fehlte indeß noch viel bis zur vollen Wiederherstellung des Prinzen; er mußte den Arm in der Schlinge tragen, wurde darin oft von Schmerzen heimgesucht, und wenn er sich nur im mindesten der Sonne aussetzte, litt er an heftigem Kopfweh, welches einige auf Rechnung des Gifts schrieben, das in die Stirnwunde eingedrungen, während die

vernünftigeren Hospitaliter es als einen Anflug von Sonnenstich deuteten. Ihre Eigenschaft als Krankenpfleger machte sie zu besonders rücksichtsvollen Wirthen, und sie belästigten ihren Gast um seines Ranges willen nie mit den steifen Förmlichkeiten, welche die Hofsitte vorschrieb, sondern ließen ihn seiner Neigung folgen, die ihn veranlaßte, einen großen Theil seiner Zeit in einem der morgenländischen Sitte nachgebildeten Garten-Pavillon zuzubringen. Von diesem aus führte eine weiße Marmortreppe zu einer Fontäne mit köstlichem, funkelndem Wasser und in den Schirm einer mit ihren horizontalen Zweigen die Sonnenstralen abwehrenden Zeder vom Libanon, welche die Sage mit einem Besuch der Kaiserin Helene in Verbindung brachte. Hier konnte der Prinz auf Matten, die man über die Stufen ausgebreitet, stundenlang ruhen, bisweilen auch mit dem Großmeister sich unterhalten oder mit den Besuchen vom Lager aus rathschlagen; weit öfter aber gab er sich schweigend einer träumerischen Ruhe hin, oder sprach mit Richard über Dinge, die ihm tief im Herzen lagen, und die vielleicht nur eine solche besänftigende Art von Tagtraum ihm zu entlocken vermochte. Gerne verweilte er dann bei den zwei Musterhelden seiner Kindheit, die trotz ihrer Verschiedenheit einen so wesentlichen Einfluß auf seinen Charakter geübt hatten — bei Ludwig von Frankreich und Simon von Leicester. Beide waren darin einig gewesen, daß Gerechtigkeit, Gnade, Glaubenstreue und aufrichtige Sorge für das Volkswohl die ersten Pflichten eines Herrschers seien — eine Wahrheit, die nur hin und wieder in den unumschränkten Herren auftauchte, da sie es lieber mit der Anschauung hielten, die Völker seien um ihrer willen, nicht sie um der Völker willen da. Wenn nun, wie damals in England, die gute Gesinnung des Königs mißbraucht wurde durch Schwärme von im Ausland geborenen Verwandten, die nicht einmal die Ansprüche an's Volk hatten, wie er, so war es kein Wunder, wenn das

Joch zu drückend geworden, als daß man es hätte ertragen können. An das Ende mochte Eduard gar nicht denken, an die gebrochenen Freundschaften, an den Haß unter den Verwandten, an die Fehler, die auf beiden Seiten die Zwistigkeiten verbittert hatten, bis er sich endlich gezwungen sah, um der Befreiung seines Vaters willen das Schwert in den Händen der königlichen Partei zu werden und damit Folgen herbeizuführen, deren Zügelung nicht mehr in seiner Gewalt lag. Sein gegenwärtiges Streben zielte dahin ab, England zu dem Land der Gesetzlichkeit, des Friedens und der Ordnung zu machen, wie Simon von Montfort es beabsichtigte; wenn in der Heimat alles gereinigt sei, meinte er, dürfte es ihm noch beschieden bleiben, zurückzukehren und für die christliche Welt die heilige Stadt Jerusalem wieder zu erringen. Inzwischen ließ er als Mahnzeichen an dieses sein ernstes Sehnen mit großem Aufwand von Mühe und Kosten einen der gewaltigen Steine des Tempels an die Küste schaffen und an Bord eines Schiffes bringen, um ihn mit in die Heimat zu nehmen. Nachgerade hatte Richard seinen Prinzen, wenn es möglich war, mit noch opfermuthigerer Anhänglichkeit kennen und lieben gelernt, und in demselben Maß bekümmerte ihn der beharrliche Haß seiner Brüder, welche, ohne je die hohen Entwürfe ihres Vaters begriffen zu haben, blindlings Rache zu üben trachteten für den Untergang ihres Hauses, den sie selbst heraufbeschworen, und zwar an dem Manne, der das Schicksal des Familienhauptes weit ernstlicher bedauerte, als sie es je gethan hatten.

Einige Tage waren in dieser Weise entschwunden, als Richard im Krankenhaus von seinem Freund Sir Reginald angegangen wurde, ein paar Worte des Trostes zu sprechen mit einem sterbenden englischen Pilger, der ihm eine theuer erkaufte Palme und Muschel zur Besorgung nach der Heimat an seine betagte Mutter anvertraut habe.

In dem hohen Krankensaal standen zwei Reihen Betten. Als Richard zwischen denselben hinging, duckte sich, wie ihm schien mit großer Hast, einer der Patienten unter seine Decke, so daß nichts sichtbar blieb, als ein großes schwarzes Pflaster, welches die eine Seite seines Gesichtes fast ganz verhüllte.

„Das ist ein sonderbarer Mensch“, sagte Reginald, als sie an demselben vorbeikamen. „Das Pflaster deckt eine alte Wunde, die ihn nicht hergebracht hat, und die Krankenwärter können über die Beschaffenheit seines Zustandes nicht klug werden. Seine Zunge sieht purpurroth aus; dabei überläuft von Zeit zu Zeit alle seine Glieder ein so seltsames Schaudern und Verdrehen, daß sie weder zu rathen noch zu helfen wissen. Einige sind der Meinung, er müsse auf seiner Wanderung durch die Besitzungen der Ungläubigen verhext worden sein.“

„Er kam also aus dem Osten?“ fragte Richard.

„Allem Anschein nach. Wir haben unter unseren Kranken mehr heimziehende als aus der Heimat kommende Pilger.“

„Welcher Nation gehört er an?“

„Die wenigen Worte, die er gesprochen, erinnerten an die lingua franca; aber wenn man ihm naht, kommen die Zuckungen über ihn, und es ist nicht leicht gewesen, ihn zu fragen. Auch ist es überhaupt nicht Brauch bei uns, einen Pilger mit Fragen zu belästigen.“

„Wie ist er in das Haus gekommen?“

„Bruder Antonio fand ihn gestern abend athemlos vor dem Thore des Hospitals niedergesunken; der Mann hatte eben um der Liebe des heiligen Johannes willen Aufnahme erbitten wollen. Er trägt alle Abzeichen eines Pilgers an sich, und es schien anfangs nicht so schlimm mit ihm zu stehen, denn er ging gutsmuths ins Bad und zu Bett, so daß man ihm wohl helfen zu können glaubte; allein ich kann mich des Argwohns nicht erwehren, daß seine Krankheit ein Werk des Erzfeindes ist; denn sein Zustand verschlimmert sich jedesmal,

so oft einer unserer Brüder in vollem Ornat ihm nahe kömmt. Ihr habt Euch selbst überzeugt, wie er zusammenkauerte und sich verbarg, als er mich durch die Halle kommen sah. Ich muß mit dem Präceptor über ihn reden und sehen, ob dies nicht ein Fall ist, der sich für den Exorcismus eignet."

In alledem lag etwas, was Richard eine unbestimmte Unruhe einflößte. Nach dem kürzlichen Angriff auf den Prinzen erschien ihm alles verdächtig, was er nicht völlig verstand, und obschon er in dem geschützten Bann des Hospitals sich aller Angst entschlagen zu können geglaubt hatte, kehrte sie jetzt mit verdoppelter Macht zurück. Er dachte an Nick Dustifoot; aber dieser saubere Geselle war ein bräunlicher Bursche nach Haut und Haaren; der seltsame Patient dagegen hatte, wie man ihm versichert, schwarzes Haar und eine tiefbraune Haut; er wußte sonach nicht, was er davon denken sollte. Der Exorcismus mochte wohl ein wirksames Mittel sein, über die Person des Besessenen Aufschluß zu geben, denn man verband damit bisweilen Maßregeln, die kräftig genug waren, um jede Verstellung zu Schanden zu machen; allein die Ceremonie war zu ernst und verwickelt, um sogleich vorgenommen werden zu können, und als man im Refektorium zum Nachtessen zusammenkam, theilte Reginald unserem Richard mit, daß der Großmeister vorerst am nächsten Tag eine persönliche Inspektion beabsichtige, eh er den Entschluß fasse, zu seinen geistlichen Waffen zu greifen.

„Oh, dann darf ich doch auch dabei sein?" rief Johann von Dunster, umhertanzend. „Ich bitte, guter Vater, erlaubt es mir. Ich freue mich auf den merkwürdigen Schwefelgestank und auf den Anblick des Erzfeindes, wenn er mit seinen ungeheuren Krallen und dem gespaltenen Schwanz ausfährt — nur soll er's nicht in der Gestalt eines schwarzen Raben thun; solche habe ich schon genug auf den Bäumen um Dunster gesehen."

„Stille, Johann; dies ist nicht der Platz für müßiges Gerede“, verwies ihm Richard ernst. „Tritt bei Seite; da kömmt der Prinz.“

Der Prinz hatte einen ermüdenden Tag den Bedingungen eines Waffenstillstandes von zehn Jahren, zehn Monaten, zehn Tagen, zehn Stunden und zehn Minuten mit dem Emir von Joppe gewidmet; nachdem er spärlich Speise zu sich genommen, ergriff er Richards Arm und bat den Großmeister um Erlaubniß, unter der Ceder frische Luft aufsuchen zu dürfen. Dort angelangt konnte er sich nicht entschließen, wieder nach seinem dumpfen Gemach zurückzukehren, sondern erklärte, daß er willens sei, in dem Pavillon zu schlafen. Er entließ seine Begleiter mit dem Bedeuten, daß er niemand brauche, als Richard, welcher während der Krankheit des Fürsten stets zu dessen Füßen auf einem Polster seine Nächte zugebracht hatte.

Wo war Richard?

Er erschien bald, auf dem einen Arm einen Mantel, über der anderen Schulter das ungeheure zweihändige Schwert des Prinzen mitbringend, während er sein eigenes Seitengewehr im Gürtel stecken hatte. Leonillo folgte ihm.

„Was soll dies? Gibt es ein Turnier?“ sagte Eduard. „Oder meinst Du, jene Fontäne werde gespenstische Sarazenen aussprudeln, wie die Nixenbrunnen in Kastilien, von denen meine Doña mir erzählte? — dort steigen Schattengestalten auf und bitten händeringend um die heilige Taufe.“

„Ihr sagtet, gnädigster Herr, Eure Hand könne wieder Euer Haupt schützen“, versetzte Richard. „Ihr befindet Euch hier an einem sehr einsamen Platz.“

„Was stünde zu besorgen mitten unter den Wachen der guten Väter? Komm her, alter Freund“, fügte er bei, indem er das Schwert mit seiner Rechten faßte; „es freut mich, dich wieder einmal in der Hand zu haben; hoffentlich werde ich dich bald mit beiden schwingen können. Leg es hierher, Ri-

chard — recht so — ich danke Dir. Was würde wohl mein Vater gedacht haben, wenn ihn eines von seinen vielen Kreuzzuggelübden hieher geführt hätte? Ob er wohl wieder heimgekehrt wäre? Wie behaglich würde er sich in dieser träumerischen Ruhe gefühlt haben; sie könnte sogar aus einem rauhen Kriegsmann wie ich fast einen Troubadour machen. Sieh dort am Himmel die Thürme und Zinnen, die Lichter an den Fenstern, oben die goldenen Aempelchen der Sterne und den funkelnden Mondschein auf dem sprudelnden Wasser, stets abfließend und doch immer an derselben Stelle. Wäre der gute alte Mann hier, wie friedevoll könnte er singen und beten und träumen, frei von Schulden, Parlament und Baronen. Ach, hätten seine Verwandte ihn sein Gelübde erfüllen lassen, es wäre ein Glück gewesen für uns alle."

So phantasirte der Prinz und gab sich mit einem müden Lächeln der Ruhe hin.

Doch Richard fühlte sich von jener unbestimmten Besorgniß in einer Weise bedrängt, daß er nicht zur Ruhe zu kommen vermochte. Er konnte sich den unbekannten Pilger nicht aus dem Sinn schlagen und war entschlossen, in seiner Wachsamkeit nicht abzulassen, bis eine gründliche Untersuchung ihn überzeugt hätte, daß seine Befürchtungen eitel gewesen. Während der Krankheit des Prinzen hatte er sich ans Wachen und an Unterbrechungen seiner Ruhe gewöhnt; da er indeß den Schläfer nicht stören wollte, so wagte er es nicht, auf- und abzugehen oder überhaupt sich eine Bewegung zu erlauben. Er strengte seine Augen im Zwielicht an und betete mit Eifer seinen Rosenkranz; aber Schlaftrunkenheit drückte wie ein Zauber auf seine Lide, und selbst während er aufrecht dasaß, umspukten ihn seltsame Traumgesichte, darunter eines, das ihm schon früher vorgekommen, doch mit einer Abwechslung. Wieder wähnte er nach dem Schlachtfeld von Evesham versetzt zu sein; aber diesmal trat der fremde Pilger in schwarzem

Gewand vor ihn hin; dieser nahm plötzlich die schattenhafte Gestalt seines Vaters an, welcher abermals mit dem Schwert seine Schulter berührte, mit den Worten: „Ich schlage Dich zum Ritter des Todes!“

Horch! Ein Knurren von Leonillo; ein Fußtritt, eine dunkle Gestalt — der Pilger selbst! Richard schrie laut hinaus, griff nach seinem Schwert und stürzte vorwärts.

„Montforts Rache!“ Der Ruf klang noch in seinem Ohr, als ein scharfer Stahl sich in seine Seite bohrte; das heiße Blut quoll hervor, und er stürzte zu Boden; doch noch im Fallen hörte er die Worte des Prinzen: „Ha, waltet hier Verrath?“ und wurde sich bewußt, daß die mächtige Gestalt desselben sich erhob. Im nämlichen Augenblick war der Mörder in der Gewalt jener starken Rechten und wurde nach dem vollen Licht der Lampe hingeschleppt, welche von dem Dach des Pavillons niederhing.

„Du?“ keuchte der Fremde. „Wer — was —?“

„Richard!“ rief der Prinz, seine Hand loslassend. „Simon von Montfort, Du hast Deinen Bruder erschlagen!“

Diese Ankündigung übte eine erschütternde Wirkung auf Simon, der jetzt in der That waffenlos dastand, da sein Dolch in Richards Wunde stecken geblieben war. Er half schweigend dem Prinzen, Richard nach dem Lager zu schaffen, und das dumpfe Stöhnen desselben überzeugte sie, daß er noch lebte. Sie schauten ängstlich nach der Wunde. Der Dolch war zwischen den Rippen so tief eingedrungen, daß man nur noch den Griff sehen konnte.

„Vergiftet?“ fragte Eduard, zu Simon aufblickend.

„Nein; das hat schon einmal fehlgeschlagen. Es ist vielleicht nicht auf den Tod“, sagte Simon, der mit gefurchter Stirne und gekreuzten Armen dastand.

„Nein, nein, es ist ein Todesstoß“, keuchte Richard unter

krampfhaft schluchzenden Athemzügen. „Am besten so, wenn — Oh, könnte ich nur sprechen.“

Der Prinz richtete ihn auf, das Haupt des Verwundeten mit seiner eigenen breiten Brust und Schulter unterstützend, und winkte Simon, einen Becher Wasser, der in der Nähe stand, an Richards Lippen zu halten. Richard fühlte einige Erleichterung und athmete in dieser Haltung etwas freier.

„Man kann vielleicht sein Leben erhalten. Ruf eiligst Hilfe herbei“, sagte der Prinz, welcher ganz vergessen zu haben schien, daß er der That nach allein seinem grimmigsten Todfeind gegenüberstand.

„Warte! Oh warte!“ rief Richard, seine Hand ausstreckend; „es nützt doch nichts, aber ich könnte mit Freuden sterben, wenn ich die Ueberzeugung hinüber nehmen dürfte, daß keine solche Scenen mehr vorkommen. Simon, er hat unseren Vater geliebt — hat Dir wieder und wieder Schonung angedeihen lassen.“

„Simon“, sagte der Prinz, „um dieses wackeren Jungen und um Deines Vaters willen erhebe ich keine Hand gegen Dich. Deinem Hause ist bitteres Unrecht wiederfahren — durch wen und unter welcher Veranlassung wollen wir hier nicht untersuchen. Zweimal hast Du Deine Wuth an Schuldlosen ausgelassen. Es ist genug Blut geflossen; laß uns fortan Frieden halten.“

Finster und mit verschlungenen Armen blieb Simon stehen. Richard ächzte und versuchte zu sprechen.

„Sei ruhig, Knabe“, sagte Eduard in mildem Tone; „und Du, Simon, höre mich an. Ich liebte Deinen Vater und kannte den aufrichtigen, edlen Sinn, der ihn gegen uns ins Feld führte. Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich gern mein Leben gegeben hätte, wenn ich auf jenem unseligen Schlachtfeld im Stande gewesen wäre, ihn zu retten. Doch er ist im ehrlichen Kampf gefallen, in Helm und Panzer als

ein tapferer Ritter. Der Friede sei mit ihm! Sicherlich können in diesem Land, auf dessen Boden uns Verzeihung und Erlösung zu theil wurde, sein Sohn und sein Neffe aufhören, um seinetwillen einander nach dem Leben zu trachten. Mach Deinem Bruder die Freude, ihn fühlen zu lassen, daß seine wackere That nicht fruchtlos gewesen ist. Du sollst frei ausgehen, sollst thun dürfen, was Du willst; kein Wort von meiner Seite soll verrathen, daß diese Blutschuld auf Deinen Schultern lastet."

„Gib Deine Anschläge auf", flehte Richard. „Laßt ihn den Frieden beschwören, gnädigster Herr."

„Nein", entgegnete der Prinz; „hier auf fremdem Boden gilt der Kampf nur den Vettern, den Söhnen Heinrichs und Eleanors; und wenn Simon durchaus seine Rachgier in meinem Blute kühlen will, so glückt es ihm vielleicht ein andermal besser. Sobald ich meine Rüstung wieder tragen kann, erbiete ich mich gegen ihn zu einem ehrlichen Kampf in den Schranken, Mann gegen Mann — das ist ehrenvoller für ihn, als wenn er mit schleichendem Meuchelmord seine Seele zu beflecken strebt. Aber viel lieber wäre es mir, es bestünde Frieden zwischen uns, und dafür möchte ich Dir den Beweis liefern." Während er Richard noch immer mit seiner Brust unterstützt hielt, bot er Simon seine Rechte hin und fügte bei: „Laß nicht Deines Bruders Blut vergebens geflossen sein."

Richard machte eine Geberde schmerzlicher Bitte.

„Unser Vater — unser Vater!" sagte er. „Er vergab — er haßte Blutvergießen. O Simon, wenn Du nur wüßtest —"

„Ich sehe", erwiederte Simon ungeduldig, „daß Himmel und Erde sich gegen meine Pläne kehren. Fürchte nichts für sein Leben, Richard — von mir aus soll es sicher sein. Hier meine Hand darauf."

Er sprach dies im Tone grimmigen Unmuths, und

Richard fühlte sich kaum getröstet; aber dem Prinzen war darum zu thun, daß ihm hastig Beistand geleistet werde; er ergriff daher Simons widerstrebend zuckende Hand mit den Worten: „Wir verlieren Zeit. Mach Dich nah genug an das Spital, daß man Dich hören kann, und ruf um Hilfe. Dann sorge für Deine Sicherheit. Ich werde über Deine Betheiligung an dieser Sache reinen Mund halten.“

Simon zögerte noch einen Augenblick. „Knabe“, sagte er, „Deine Aehnlichkeit mit ihm ist Dein Unglück gewesen. Lebe, lebe, wenn Du kannst. Ach, ich hatte gehofft, diesmal sicherer zu Werk zu gehen. Du verzeihst mir dieses unselige Mißverständniß?“

„Nicht nur verzeihen, ich danke Dir sogar, wenn es zu seiner Sicherheit beigetragen hat“, flüsterte Richard; und als Simon sich zu ihm niederbeugte, machte er das Zeichen des Kreuzes auf dessen Stirn, ihm einen Blick glücklicher Freude zuwerfend.

Simon eilte von hinnen. Als der Prinz mit Richard allein war, that er der Wärme seiner Gefühle keinen Zwang mehr an, sondern ließ seinen Thränen freien Lauf.

„Knabe, Knabe“, sagte er, „wie wenig ließ ich mir träumen, daß Dir beschieden sei, zu tragen, was mir zugedacht war.“ Dann erkundigte er sich mit einer Zärtlichkeit, die sonst seiner Natur fremd war, ob Richard viel Schmerz fühle, versuchte ihm eine bessere Lage zu geben und beklagte, daß er es nicht wagen dürfe, die Waffe zu entfernen, eh die Aerzte da wären.

„Es ist meine sehnlichste Hoffnung gewesen, daß es so kommen möchte“, sagte Richard, „und nun ist sie erfüllt. Da ich mich Eures Wohlwollens erfreue, habe ich nichts — gar nichts mehr zu wünschen. Sir Reginald wird wohl bald hier sein — ihm muß ich meinen Auftrag an Heinrich empfehlen — und meinen armen Leonillo.“

„Was Du an Heinrich zu besorgen hast, will ich ihm selbst ausrichten, ohne daß er denken darf, Du habest sein Geheimniß verrathen“, entgegnete der Prinz. „Ich werde über ihn wachen, so weit er es mir möglich macht, und für sein Kind alles thun, was ich kann. Ich gebe indeß die Hoffnung nicht auf, daß Du mit heimkehren wirst. Horch, es wird lebendig im Haus, sie werden bald hier sein. Du mußt leben, Richard, mein Freund — ach, ich habe so wenige Freunde. Ich gedachte Dich zum Ritter zu schlagen, so bald Du Ruhm errungen. Wollte Gott, ich hätte Dir mehr Liebe erwiesen, so lang es Zeit war.“

„Mir ist alles geworden, was ich hoffte, und wonach ich mich sehnte“, murmelte Richard. „Wenn Ihr Heinrich seht, gnädigster Herr, so bringt ihm meine Grüße — und dem armen Adam — ja, und meiner Mutter. Oh, daß ich ihnen allen Eure Güte — und meine Freude kundthun dürfte über diese glückliche Führung.“

Inzwischen war das ganze Hospital auf die Beine gerathen; Ritter und Laienbrüder kamen in größter Bestürzung herbeigeströmt, weil sie fürchteten, ihren königlichen Gast selbst im Kreuzgang ermordet zu finden.

Die Verwirrung war unbeschreiblich; man stellte hastig eine Spähe an nach dem Mörder, und andere umringten den Prinzen, der seinen Posten an der Seite des von seinem Arm gestützten Verwundeten nicht aufgeben wollte. Eine kurze Untersuchung überzeugte die erfahrenen Krankenpfleger, daß die Wunde tödtlich war und ein Ausziehen des Dolches das ohnehin nahe Ende nur beschleunigen würde. Richard wurde auch in der That das Sprechen so schwer, daß nur des Prinzen Ohr seine Bitte verstehen konnte, Reginald Ferrers möge an ihm den Dienst des Priesters verrichten. Reginald befand sich schon in der Nähe und wurde nur durch den Ring der Ritter höheren Grades, der den Prinzen umgab, zurückgehalten.

Richard blickte zu ihm auf mit einem Antlitz, das, trotz des darauf ausgedrückten Todesschmerzes, zum Glückwunsch einzuladen schien. Das Vermögen, eine Beichte abzulegen, war dahin, und als Reginald sich erbot, ihn mit seinen eigenen Armen zu unterstützen, zeigte weder er noch der Prinz eine Neigung, davon Gebrauch zu machen. Sie blieben daher in der bisherigen Haltung, während der junge ritterliche Priester die Worte der Absolution sprach. Man brachte dann durch die feierliche Dunkelheit des Gartens unter dem Geleite brennender Wachskerzen von der Kapelle her die geweihte Hostie; der gedämpfte Chorgesang der Brüder erfüllte feierlich die Nachtluft. Der arme kleine Johann von Dunster, der mit seinen Armen Leonillo umfangen hielt, damit das Thier nicht seinen Herrn störe, kniete da und schluchzte als wolle ihm das Herz brechen; doch versuchte er die Laute zu ersticken, während die Stimme des Priesters ernst und voll in der stillen Nacht sich vernehmen ließ, und stimmte ein in die Responsorien der Brüder. Inzwischen sprudelte die Fontäne fort, und auf den Bäumen begannen die erwachenden Vögel sich zu regen.

Noch einmal öffnete Richard seine Augen, schaute zu dem Prinzen auf und lächelte. Dieses Lächeln blieb, während Eduard mit Inbrunst seine Stirne küßte und ihn auf die Polster niederlegte. Dann erhob sich der Prinz und beugte sein Haupt gegen den Großmeister, versuchte aber nicht zu sprechen, sondern begab sich ernst und festen Schrittes durch den Kreuzgang nach seinem Gemach. Man sah ihn erst wieder, als die Sonne hoch am Himmel stand. Sein Antlitz war wieder so gefaßt, wie immer; es galt jetzt, das Haupt seines Pagen zur letzten Ruhe zu bringen, dann aber die Prinzessin zu besuchen und in ihren Aengsten zu beruhigen.

Man stellte überall Nachforschungen an nach dem Mörder, ohne jedoch eine Spur von ihm zu finden. Nur der fremde Pilger war in der Verwirrung verschwunden, und der Prinz

wiedersprach dem Großmeister nicht, als dieser seiner Entrüstung Ausdruck gab, daß ein moslemitischer Hund eine solche Verkleidung angenommen habe.

Dreizehntes Kapitel.

Bettler und König.

An einem Morgen in der letzten Augustwoche des Jahres 1274 fand die glänzendste Krönung statt, die England je geschaut, sowohl was das Aussehen und die persönlichen Eigenschaften des Herrscherpaares, als die Pracht der Verzierungen und den Reichthum der Festspenden an die Volksmassen betraf.

Vierzehn Tage lauter Vergnügen für reich und arm hat indeß etwas erschöpfendes selbst für die Gäste, und die Vorstädte von London zeigten eine ungewöhnlich schläfrige, nach Ruhe sich sehnende Haltung in den heißen Stralen der Augustsonne. Bethnal Green erschien sehr still, ausgetrocknet und müde, indem es nicht einmal durch das herkömmliche Gegacker der Gänse belebt wurde, denn die armen Geschöpfe waren, mit Ausnahme des patriarchischen Gänserichs und einer oder zweier von seinen Frauen, insgesammt den Festlichkeiten nachgezogen, freilich nicht um wieder heim zu kommen!

Einer von denen, die bei dem Prunkzug nicht gefehlt und wohlbehalten den Rückweg gefunden hatten, war der blinde Heinz vom Bethnal Green. Manches Stück Geld war in seine Tasche — in die Tasche des anerkannten Bettlerkönigs gefallen, mancher saftige Bissen ihm und seinem Kind von seinen ihn bewundernden Kollegen zugesteckt worden; mit manchem beißenden Spott hatte er die anmaßenden Termi=

nirer, die nicht zu seiner Bruderschaft gehörten, aus dem Feld geschlagen und mit halb bitteren, halb humoristischen Bemerkungen die entzückten Schilderungen von der Pracht des Königs, der Königin und ihres Hofstaats mit angehört. Und die hübsche Bessy war ihm fest zur Seite geblieben, klug ihn leitend durch die dichtesten Haufen und dabei die seltsame Gewandtheit eines Kindes entwickelnd, welches an's Gedränge gewöhnt ist. Ermüdet von den langfortgesetzten Festlichkeiten saß nun der Bettler vor seiner Hütte und wärmte sich mehr als halb schlafend in der Sonne, während Bessy, den Schoß mit Haideblumen und langem Zittergras gefüllt, damit beschäftigt war, Ketten, Armbänder und Kronen in Nachahmung derjenigen zu flechten, von denen kürzlich noch ihre Augen geblendet worden waren.

Die kleine Barfüßlerin hatte eben einen Kranz von purpurnen Eriken, da und dort mit einer weißen oder gelben Blume untermengt, auf ihre dunkelbraunen Locken gedrückt, als sie plötzlich auffuhr, ihre Hand auf das Knie ihres Vaters legte und rief: „Vater, hört! Ich sehe zwei von den guten rothen Mönchen kommen.“

„Ei, Kind, warum mich deshalb wecken? Sie gehen wahrscheinlich ihren Geschäften nach. Aber ich höre keinen Pferdehuf.“

„Sie reiten nicht“, sagte Bessy, „kommen aber in unsere Richtung. Auch einen Hund haben sie bei sich — oh, und was für ein schönes prächtiges Thier, Vater. Ah“, rief sie freudig, „es ist der gute Vater Großprior.“ Sie wollte demselben entgegeneilen; der Blinde jedoch, welcher jetzt die Fußtritte unterscheiden konnte, hielt sie zurück und sagte mit verhaltenem Athem: „Und der andere, Kind, wer ist es?“

„Kein Ritter aus unserem Spital — ein Fremder, Vater — ein großer, großer Mann. Der Mantel reicht ihm kaum bis an die Kniee, und sein Gewand läßt die Knöchel

frei. O Vater, sie kommen — laßt mich dem lieben guten Vater Robert entgegengehen. Doch was habt Ihr — will der Anfall kommen? Vater Robert wird ihn stillen."

„Hör auf mit Deinem Geplapper", sagte der Bettler, sie festhaltend und mit größter Aufmerksamkeit lauschend. — Inzwischen waren die beiden Ritter ganz nahe herangekommen; der größere hielt den an der Leine zerrenden Hund.

„Wie geht es Dir, Freund?" nahm der gute Großprior das Wort; „und Dir, meine Kleine? Hat es keinen Unfall im Gedränge gegeben?"

„Nein", antwortete Heinz, „obschon der König und sein Gefolge beim absteigen unter die Menschenmassen fünfhundert Rosse losließen, die das hilflose Volk niedertraten und von Spitzbuben aufgefangen wurden. Dies nennt man dann eine großartige Freigebigkeit. Eine saubere und gar bequeme Freigebigkeit! Man braucht sich dann mit der Auswahl der Empfänger nicht zu bemühen."

„Es ist dadurch kein Schaden angerichtet worden", rief der fremde Ritter kurz abgebrochen, aber in scharfem Tone, und in dem Gesicht des Blinden, der, wie wenigstens die kleine Bessy wohl bemerkte, sein scharfes Ohr die ganze Zeit nach der Richtung des Sprechers hin gewendet hatte, zuckte es auf wie in plötzlichem Verständniß.

Sir Robert Darcy, welcher daraus zu erkennen glaubte, Heinz sei nur eben erst der Anwesenheit des Fremden bewußt geworden, fuhr fort: „Ich habe einen Ritter aus dem Orient bei mir, der gekommen ist, um Dir Nachrichten zu bringen, mein Sohn."

Er würde noch mehr gesprochen haben; doch der Bettler, der sich jetzt erhob, fiel ihm ins Wort und sagte: „Eure Verstellungskunst ist nicht weit her, Cousin, denn Ihr könnt nicht einmal einen Blinden täuschen."

„Dies lag auch nicht in meiner Absicht, mein guter

Cousin", lautete die Erwiederung; „nur zweifelte ich, ob Ihr's die Welt gerne wissen lassen möchtet, wenn ich Euch in meiner wahren Eigenschaft besuchte. Wollt Ihr mir nicht die Hand reichen, Heinrich?"

„Zuerst sagt mir", versetzte Heinrich, mit dem verstümmelten Arm den Stock umklammernd, den er wie im Trotz vor sich aufgepflanzt, und noch immer mit seiner Hand die Tochter festhaltend, „was führt Euch hierher, um den Frieden des Mannes, den Ihr zum elenden Krüppel gemacht, zu stören?"

„Ich komme", entgegnete Eduard geduldig, „mein letztes Versprechen gegen den zu erfüllen, der uns beide liebte und sein Leben für mich hingab."

„Euch liebte, ja — und zwar so sehr, daß es ihm nicht darauf ankam, seinen Bruder an Euch zu verrathen", erwiederte Heinrich mit Bitterkeit.

„Nein, Heinrich von Montfort, zehntausendmal nein!" rief Eduard. „Ich bin bereit, gegen jedermann mit dem Schwert in der Hand die Ehrenhaftigkeit und Loyalität meines Richard gegen mich und Euch zu beweisen. In dem unglücklichen Handel des armen Heinrichs von Allemannien brachte ihn seine Treue gegen Dich in Schmach und Todesgefahr, indem er lieber alles über sich ergehen lassen, als Euch sein Wort brechen wollte."

„Wie kömmt es dann", sagte Heinrich in demselben spottenden Tone, „daß mein werthloses Dasein dem allergnädigsten Herrn bekannt wurde?"

„Ich war unterrichtet von Eurem Verschwinden aus der Abtei von Evesham", versetzte Eduard, „und konnte daher einen von Richard geschriebenen Brief verstehen, welcher ein falsches Licht auf ihn geworfen hatte. Das Schreiben gerieth in meine Hände, als wir eine Untersuchung anstellten über —"

„Ueber die Unthat Simons und Guido's", sagte der Bettler. „Armer Heinrich! Das war ein schändliches Unter=

fangen, und Vater Robert hier ist mein Zeuge, daß ich Buße dafür that, als sein wohlwollendes Herz in der St. Peters-Abtei beigesetzt wurde."

„Du erkennst also noch immer die Verwandtschaft mit uns an, Heinrich", sagte Eduard ernst. „Gib mir Deine Hand, Mann, und laß mich mein liebliches kleines Bäschen umarmen, das sich in seinem einfachen Ausputz wie eine Königin ausnimmt. Ach, Heinrich, der Himmel hat es wohl mit Dir gemeint, indem er Dir Dein Kind ließ."

„Ihr habt noch Kinder genug übrig", entgegnete Heinrich, ohne jedoch die Hand zu verweigern, welche beiläufig bemerkt so fein gebaut und wohl erhalten war, wie die, von welcher sie gefaßt wurde.

Aus Anlaß der Beisetzung von Eduards kleinen Söhnen hatte der Bettler im Westminster zweimal eine Spende erhalten, abgesehen von den reichlichen Almosen, die im Winter vorher auch ihm zugeflossen waren, als man die Gebete der Bettelsackbrüderschaft für die Genesung des letzten männlichen Sprößlings in der Familie des Prinzen erkaufte.

„Drei — nur drei von sechsen", antwortete Eduard; „auch wage ich nicht, auf das Leben des gebrechlichen Kindleins zu rechnen, das England gestern als meinen Erben begrüßt hat. Ich kann mich bisweilen des Gedankens nicht entschlagen, daß der Fluch der gebrochenen Verträge auf das Haupt meiner Söhne gefallen ist."

„Der Anlaß dazu ging nicht von Euch aus", sagte Heinrich.

„Das darf ich aus Deinem Munde hören?" rief Eduard, mit der Lebhaftigkeit eines Mannes aufschauend, welcher eine Freisprechung von einer Seite her hört, deren Aufrichtigkeit über allen Zweifel erhaben ist.

„Pah", entgegnete Heinrich derb, „kein Mensch, der mit Eurem Vater oder für denselben traktirte, konnte einen

Vertrag halten. Ihr wart nur die Speerspitze des zerbrochenen Schafts, guter Cousin; wir hatten deshalb Mitleid mit Euch und entschuldigten Euch."

„Das that Dein Vater", erwiederte Eduard mit erstickter Stimme; Mitleid konnte er wohl von dem großen Simon, nicht aber von dem blinden Bettler ertragen.

„Ja, wahrlich, das that er", versetzte Heinrich, „als er an jenem letzten Morgen sein Visir schloß, nachdem er den Abschaum der wälschen Grenze überschaut hatte, den mein biederer Schwager gegen uns ins Feld zu führen beliebte. ‚Bei dem Arm des heiligen Jakob', sagte er, ‚wenn Eduard nicht scharf zum Zeug sieht, wird dieses Lumpenpack in einer Weise mit uns umspringen, bei der er schlimmer fahren dürfte, als wir.'"

„Seine Ahnung ist in Erfüllung gegangen", entgegnete Eduard. „Heinrich, komm und bleibe bei mir. Sie sind alle dahin — kaum ein Gesicht von denen, die ich in England zurückließ, hat bei meiner Rückkehr mich willkommen geheißen. Bleibe deshalb Du — sei es in was immer für einer Eigenschaft, als Graf, Rath oder Pensionär, wie Dir beliebt — um mich und laß mich die Worte Deines Vaters hören."

„Wer — ich, mein Lord?" erwiederte Heinrich. „Ich bin nicht der Mann, der den Worten meines Vaters Ausdruck geben kann; sie sind mir hoch über den Kopf gegangen und wurden nur aufgefaßt von ernsten jungen Männern, wie Ihr. Man hat mir ja nie auch nur eine kleine Abtheilung anvertrauen mögen. Nein, nein, ich kann niemand Rath ertheilen, als den Bettlern, die kein anderes Wappen kennen, als einen Regen von beschnittenen Silbermünzen oder eine Hand voll ehrlich erfochtener Pence. Der arme Richard! Er hatte unter uns allen den besten Kopf und dürfte Eurem Zweck am besten entsprochen haben. Setzt Euch und erzählt mir von dem Jungen. — Bessy, mein Kind, bring den Feldstuhl heraus für den frommen Vater."

Und Heinrich von Montfort rückte auf der rauhen Bank vor seiner Hütte mit all der Ungezwungenheit und Höflichkeit eines Grafen von Leicester, der seinen königlichen Verwandten empfängt. Jetzt kam auch der Hund, welchen Eduard die ganze Zeit über an der Leine gehalten, heran, sprang an dem Bettler in die Höhe und buhlte um dessen Liebkosungen. „Ah, Leonillo“, sagte Heinrich, das Thier erkennend, „du hast deinen Herrn verloren! Armer Schelm, du hältst doch treu aus bei dem Blut deines Meisters.“

„Richard trug mir auf, ihn Dir zu bringen“, versetzte Eduard; „aber wenn er Dir eine Last ist, soll er's bei mir gut haben, oder kann ich ihn dem treuen Gourdon schicken, bei dem er sich vielleicht wohler fühlt. Seit das arme Thier seinen Herrn verloren, hat es viel gewinselt und will von niemand Nahrung annehmen, als von mir oder dem kleinen Johann von Dunster.“

Leonillo übrigens, der einen unfehlbaren Instinkt für jeden Montfort zu haben schien, ließ sich auch recht gerne die entzückten Aufmerksamkeiten des kleinen Mädchens gefallen, obschon er die ihres Vaters vorzog, unter dessen Hand er sich mit hängenden Ohren und wedelndem Schweife niederduckte. Es mochte in der Berührung und in der Stimme des Bettlers etwas liegen, was das treue Geschöpf so glücklich machte, als es nach dem Verlust seines Herrn und Meisters noch sein konnte.

Der Großprior hatte rücksichtsvoll seinen Feldstuhl in gehöriger Entfernung aufgestellt, damit die beiden Vettern ungehindert mit einander sprechen konnten. Er rief Bessy zu sich und ließ sie das Credo und Ave Maria lateinisch und englisch hersagen, eine Aufgabe, die nach der vierzehntägigen Zerstreuung gar nicht nach ihrem Geschmack war und nur einem Manne gegenüber erfüllt wurde, der sich bei Kindern so beliebt zu machen verstand, wie Vater Robert.

Der gute Großprior wußte, daß der König viel auf dem

Herzen hatte, was für kein anderes Ohr paßte, als für das seines Verwandten, und in der That brachte auch Eduard zur Sprache, von was sonst niemand Kunde hatte, als der wahre Urheber jener Versuche auf sein Leben.

„Ein giftiger Fuchs — Simon war dies immer", murmelte der Bettler halblaut vor sich hin. „Gut, daß er nichts von meinem armen Kinde weiß! Und Du hast über seine That reinen Mund gehalten, Vetter?" fügte er in verändertem Tone bei: „Ich danke Dir im Namen der Montforts und Leicester. Das war gut und edel gehandelt."

Und Heinrich von Montfort streckte mit Würde als Haupt der Familie, deren Ehren Eduard geschont hatte, die Hand aus.

„Es geschah um Deines Vaters und um Richards willen", versetzte Eduard, die Anerkennung entgegennehmend, wie sie gemeint war.

„Auf diesen Knaben", fuhr Heinrich fort, der wieder in seinen gewöhnlichen, halb spottenden Ton zurückversank, „scheint nichts von dem Blut übergegangen zu sein, das jene Teufelin von Anjou auf uns vererbt hat."

„Deinen Antheil hast Du von einem Spott-Teufel", entgegnete der König.

„Ja, und zwar eine gute Portion", sagte der Bettler. „Mein Spaß und mein Lied haben mir weiter geholfen, als ich dies von meinem Schwert und meinen Sporen rühmen kann, und ich verdanke ihnen mehr, als meinem englischen oder französischen Grafentitel. Armer Richard", fügte er mit einem Anflug von Gefühl bei; „aber ich hab's ihm gesagt, seine Wahl sei auf die Knechtschaft gefallen, während ich mir die Freiheit erkiesen."

„Leider fürchte ich, daß es so gewesen ist", sagte Eduard; „meine Gunst hat seine Feinde nur noch mehr gegen ihn erbittert. Wäre mir eine Ahnung gekommen, daß es so enden

könnte, so würde ich ihn nie zu mir genommen haben; doch mein Herz sehnte sich nach dem wackeren Sohn meines Onkels."

„Vielleicht ist es auch so gut", versetzte Heinrich. „Hätte der Knabe völlig seinem Vater nachgeartet, wer weiß, ob die Eintracht für die Dauer bestanden haben würde; und wenn auch — ihr Ritter und Edelleute bewegt euch auf schmutzigen blutigen Pfaden, und es ist ein Wunder, wenn auch selbst der beste unter euch heimkömmt mit unbesudeltem Harnisch; so blank bringt man ihn nie zurück, als man ihn fortnahm. Und was hast Du mit dem armen Jungen angefangen — ihn wahrscheinlich in Stücke zerlegt? Es ist ja jetzt Mode, diejenigen, welche man besonders liebt, zu zerhacken, als ob sie die schlimmsten Verräther wären."

„Nein", antwortete Eduard, „er schläft in der Kirche des heiligen Johann zu Acre. Ich stand von meinem Krankenlager auf, um ihn wie einen Bruder zu Grabe zu bringen. An seiner Ruhestätte brennen Lichter und werden Messen gelesen; auch haben die Brüder den Auftrag, ihm sein Bild, in Stein gehauen, als Monument zu setzen. Ich hoffe, eines Tages es zu sehen. Mein Bruder Alexander von Schotland, Llewellyn von Wales und ich haben zusammen geschworen, alles innerhalb unserer vier Meere zur Eintracht und Ordnung zu bringen; dann aber wollen wir sehen, von welchem Segen unsere vereinten Waffen begleitet sein werden, wenn wir wieder nach Jerusalem ziehen. Du gehst dann mit uns, Heinrich, damit wir gemeinsam an Richards Grabe beten."

„Das kann ich wohl versprechen", entgegnete Heinrich lächelnd, „wenn der künftige Kreuzzug von der Herstellung des Friedens und der Ordnung zwischen den vier Meeren abhängig gemacht wird; denn dann ist jedenfalls auch mein Gewerbe ruinirt."

„O Heinrich, höre auf mit solchen Thorheiten. Wenn

Du nicht in Deinem eigenen Charakter wieder in die Welt eintreten magst, so will ich für Dich in einem meiner Parks ein Hüttchen ausfindig machen. Niemand soll erfahren, wer Du bist. Ich gewähre Dir freien Lauf und —"

„Soll ich meines Lebens überdrüssig werden? Nein, nein, Cousin. Ich bin jetzt in Deiner Gewalt, und Du kannst mich als den geächteten Lord von Montfort ins Gefängniß werfen lassen. Thu dies, wenn Du willst; aber ich wäre in der That ein Thor, wenn ich den freien Lauf, den ich jetzt habe, meine Macht und mein Ansehen aufgeben wollte, um ein armer, beargwöhnter, bemitleideter, verstümmelter Pensionär zu werden, der von Deiner Gnade abhängt. Was Park — und darin vom Morgen bis zum Abend kein Mensch, mit dem ich sprechen kann! Wenn ich will, steht es mir ja frei, in jeden Deiner Parke zu gehen, ohne daß ich darum frage."

Eduard wollte ihm noch weiter zusetzen; doch Heinrich brachte ihn auf eine wirksame Weise zum schweigen durch einen sarkastischen Wink, daß die fürstliche Gnade dem armen Richard wenig zu frommen gekommen sei. Dann bat ihn der König, wenigstens auf sein Kind Rücksicht zu nehmen, das in den Haushalt der Königin aufgenommen werden solle. Auch hierauf antwortete Heinrich mit einem unwilligen Nein; er habe zu viel von den Hofdamen gesehen, um zu ihnen besonderes Vertrauen zu fassen.

Eine hohe Zornglut schoß über Eduards Wangen, denn er liebte seine Mutter; doch der blinde Bettler war kein geeigneter Gegenstand zu einem Ausbruch für seinen Unwillen, weshalb er blos erwiederte: „Du hast mein Weib nicht gekannt."

„Ich will meinetwegen glauben, daß Dein Hof so vollkommen ist, wie Du diese Insel zu machen gedenkst; aber er ist keine Stätte für Bessy. Sie ist des blinden Bettlers Kind und soll dies bleiben. Schick mich, wie ich sagte, in einen

Kerker, und Du kannst sie in ein Kloster sperren oder zur Magd Deiner Prinzessinen machen — wie Du willst; aber so lang ich mein Leben und meine Freiheit behalte, soll mein Kind bei mir ausharren."

„Ich könnte fast den Muth gewinnen, Dich verhaften zu lassen", sagte Eduard, „wenn ich dieses schöne Kind ansehe und bedenke, zu was Du sie heranziehen willst."

„Sie ist also wirklich schön?" fragte der Bettler hastig.

„Sie ist das lieblichste Kind, das mir je vor Augen gekommen, obschon einige von den meinigen auch nicht übel sind. Sie hat ganz die Züge unseres königlichen Geschlechts, allerdings die tiefen, dunklen Augen von Deinem Vater oder meinem Richard und den bräunlichen Anflug sonniger Gesundheit auf ihrer weißen Haut. Auch ihre Haltung verräth eine königliche Würde. Heinrich, unmöglich kannst Du ein solches Kind der Verwahrlosung preisgeben."

„Nein, gewiß nicht", sagte Heinrich trocken. „Du selbst gibst mir zu, das es bisher nicht geschehen ist, und so wird man sie mir auch für die Zukunft anvertrauen können."

„Ich glaube wohl, daß es Dir schwer fallen müßte, Dich von ihr zu trennen", entgegnete Eduard; „aber Du kannst sie ja besuchen, so oft Du willst."

„Erschlage mich und mach sie zu einem Schützling der Krone", sagte Heinrich; „andernfalls aber brauche ich keines Menschen Erlaubniß, mit meiner Tochter zu verkehren. Doch Du magst sie selbst fragen. Will sie mit Dir gehen, so habe ich nichts mehr zu sagen."

König Eduard war ein großer Kinderfreund. Aeußerst nachsichtig gegen seine eigenen und gütig gegen alle, wußte er durch den milden Zug, den sein sonst ernstes, schönes Gesicht annehmen konnte, die Kleinen leicht für sich zu gewinnen, und so hoffte er auch bei der jugendlichen Lady Elisabeth Anklang zu finden. Er streckte seine Hände gegen sie aus und grüßte

sie als sein Bäschen; sie kam bereitwillig zu ihm. „Kleine Cousine“, sagte er, „willst Du nicht mit mir in meine Heimat? Ich habe dort auch zwei kleine Mädchen, von denen die ältere ungefähr in Deinem Alter steht.“

„Du bist ja ein rother Mönch!“ sagte Bessy erstaunt.

„Das ist nur die Schale, Bessy“, bemerkte ihr Vater; „er ist maskirt gekommen und hat seine Rolle vergessen.“

„Das Maskiren gefällt mir gar nicht“, versetzte Bessy und suchte loszukommen.

„Es soll nicht mehr davon die Rede sein“, sagte Eduard. „Du hast mir lange genug mit Deinen großen schwarzen Augen ins Gesicht gesehen. Kennst Du mich, Kind?“

Bessy senkte die schwarzen Augen und erröthete.

„Kennst Du mich?“ wiederholte er.

„Ich denke, Du bist noch immer maskirt“, flüsterte sie endlich. „Du gleichst — gleichst dem König, der in der Abtei gekrönt wurde.“

„Wohlgesprochen, mein Jüngferchen! Und ich will Dich mit heimnehmen. Was meinst Du, wenn ich Dir Perlen und Smaragde gebe statt dieser Haideglöckchen, um Deine Locken damit zu schmücken?“

„Vater“, sagte Bessy und suchte Eduard ihre Händchen, die er festhielt, zu entziehen, „Vater, ist dies noch immer Maske?“

„Nein, Kind, es ist in der That der Köuig“, versetzte Heinrich. „Hör' nur an, was er Dir sagt.“

Und abermals bot Eduard alles auf, was ein Kind zu verlocken geeignet war.

„Wenn der Vater mitgeht“, sagte Bessy.

„Nein, Bessy“, entgegnete Heinrich. „Ich will nichts mehr von Palästen wissen; das sind keine Plätze für blinde Bettler.“

„Oh, laß mich los — laß mich los!“ rief Bessy, die mit Gewalt sich frei zu machen suchte. Der König willfahrte ihr, und sie flog auf ihren Vater zu.

„Er würde sich nirgens zurecht finden ohne mich; ich muß bei dem Vater bleiben. O König, geh fort. Vater, leid' es nicht, daß er mich mitnimmt. Ich schreie Jock vom hölzernen Löffel, Trig Einbein und dem Hecken-Wal!"

„Bst, bst, Beß!" sagte Heinrich, welchem es nicht darum zu thun war, daß sein königlicher Vetter mit der Stärke seiner Leib- und Ehrengarde bekannt wurde. „Der König hier ist so zuverlässig und loyal wie der kühnste von unseren Bettlern; er läßt Dir freie Wahl zwischen mir und ihm."

„Ich bleibe bei Dir, Vater; er kann mich ja doch nicht brauchen. Er hat zwei Augen und zwei Hände, eine Königin und zwei kleine Mädchen; Du aber hast nur mich!" Sie klammerte sich an den Hals ihres Vaters an.

„Du brauchst nichts von mir zu fürchten, denn es fällt mir nicht ein, Dich wider Deinen Willen fortzunehmen", sagte Eduard. „Dein Vater hat einen Schatz, und es ist seine Sache, Sorge dafür zu tragen, daß er nicht zugrunde geht. Nur soviel — solltest Du, oder sollte er sich mit der Zeit herablassen, Rath zu suchen bei Deinem armen Vetter, so sendet mir dieses Wahrzeichen; ich werde dann nicht zu kommen säumen."

Es stand indeß volle neun Jahre an, bis Eduard sein Kleinod wieder zu Gesicht bekam; doch blieb er in der Zwischenzeit nicht ganz ohne Kunde von seinem Verwandten. Bei jedem wichtigen Anlaß konnte man auf den Stufen der Kirche oder vor den Thoren des Palasts, als ob sie ein Thron seien, eine durch die größte Reinlichkeit in ihrem dunklen Bauernkittel sich auszeichnende Gestalt mit sorgfältig geordnetem Haar und Bart, eine Binde um die Augen gelegt, in einer majestätischen Haltung, welcher selbst das dem Blinden eigene Vorwärtsgebeugtsein keinen Abtrag thun konnte, über alle anderen Bettler die Herrschaft führen sehen; sie bemühte sich selbst nicht viel mit bittender Ansprache, bediente aber diejenigen, welche sich darauf einließen, mit witzigen Bemerkungen, welche

unter den Umstehenden viel Lachen erregten. Leonillo pflegte behaglich zu den Füßen des Mannes zu liegen; doch stand es nur etwa so lange an, als nöthig war, um dem König zu zeigen, wie wenig sich der Bettler um Vorstellungen von so hoher Seite her kümmerte, daß die kleine Tochter aufhörte, ihn zu begleiten, und statt ihrer ein Knabe ihm als Führer diente.

Auf Anfragen bei dem Großprior erfuhr der König, daß Bessy den Tag über ein Unterkommen finde in einem Kloster der armen Klarissinen, wo sie blieb, so lang ihr Vater seinen Bettelzügen nachging, und die Ausbildung genoß, welche in jenen Zeiten die Klöster geben konnten.

„Der ehrliche Heinz glaubt, es geschehe ganz um Gottes willen und aus christlicher Liebe gegen das hübsche Dirnlein“, sagte Sir Robert, „und großentheils hat er hierin auch recht; doch däucht mich, es dürfte nicht am unrechten Platz sein, wenn man der Mutter Priorin einen Wink gäbe, daß das Kind aus einer guten Familie stammt. Sie ist eine verständige Dame und weiß die Kleine recht gut zu behandeln; auch sagt sie mir, dieser Zögling bringe ihrem armen Hause Glück; denn nie zuvor sei an Festtagen die Almosenbüchse des Klosters so schwer gewesen.“

Eduard brachte diese Kunde der Königin, welche sich aus einem Klatsch der Dame Idonea erinnerte, der wackere Sir Robert, die Blume des Hauses Darcy, sei erst in den Orden des St. Johann getreten, als die schöne Alda Braithwayte, von den Predigten der Franciskaner begeistert, allen ihren Bewerbern gegenüber das Gelübde der Jungfräulichkeit ablegte und schließlich in ein Kloster der armen Clarissinen trat. Nachdem sich der Hospitaliter lange in der Welt und auf den Schlachtfeldern umhergetrieben, hatten ihn die Befehle seiner Oberen schließlich in die unmittelbare Nachbarschaft der Priorin Alda geführt und zu dem abgemessenen

Geschäftsverkehr Anlaß gegeben, welcher die Häupter religiöser Orden gelegentlich mit einander in Berührung brachte.

Die Welt schritt fort. Eleanor von Montfort kam aus Frankreich, und der König vertrat die Stelle des Brautvaters bei ihrer Vermälung mit Llewellyn von Wales. Er wußte (obschon sie keine Ahnung davon hatte), daß der Bettler, an welchem sie in den Juwelen ihres Brautschmucks vorüber rauschte, der Erstgeborene im Hause ihres Vaters war, und daß es eigentlich diesem zugestanden hätte, die junge Dame an den Altar zu führen. Diese Ehe währte nur zwei Jahre. Eleanor starb mit Hinterlassung eines Töchterleins, und bald nachher stand Llewellyn in den Waffen gegen die Engländer. Vielleicht dachte Eduard an das ironische Versprechen seines Cousins, ihn nach Herstellung des Friedens auf der ganzen Insel ins Morgenland begleiten zu wollen, als er sich selbst genöthigt sah, die wilden Wälschen in ihre Berge zu verfolgen.

Vierzehntes Kapitel.

Die Thaukönigin.

Wir stehen im Sommer des Jahres 1283. Das Kind von Carnarvon, dem man keine andere Sprache gelehrt, als die wälsche, ist als der einheimische Prinz angenommen worden, und Eduard hat bisher alle seine Kräfte aufgeboten, seine Herrschaft über Wales zu befestigen. Auf besonderes Bitten der Königin wurde Pfingsten diesmal an St. Winifreds Brunnen gehalten. Man hatte ihr so viel von den Wundern

erzählt, welche von dieser Lieblings-Heiligen der Wälschen gewirkt würden, daß sie hoffte, wenn sie ihren in Wales geborenen kleinen Sohn früh unter den Schutz einer solchen Patronin stelle, so dürfte sie ihm dadurch ein gesünderes und längeres Leben sichern, als seinen Brüdern zu Theil geworden.

Demgemäß zogen Hof und Heer nach Holy-well. Einige fanden ein Unterkommen in dem zum Brunnen gehörigen Kloster; die meisten aber wohnten in Zelten, in Bauernhäusern oder in für diesen Zweck hergestellten Laubhütten. Edle Damen aus Eleanors Gefolge waren froh, wenn sie in den wälschen Köthen Quartier erhielten; und da man von dem Wetter begünstigt wurde, so fehlte es nach den vollzogenen frommen Uebungen des Tages nicht an Festlichkeiten, Tanz und Ritterspielen auf dem Rasen. Die Anwesenheit des Hofes und der ungewöhnlich ruhige Zustand von Wales lockten aus allen Gegenden Pilger an, und fast ein Mile um den Heilbrunnen her sah es aus wie auf einem belebten Jahrmarkt, der von Personen aus allen Ständen besucht wurde. Natürlich stellten sich auch Schwärme von Bettlern ein, und unter ihnen befand sich der unvermeidliche Blinde vom Bethnal Green, der es nie versäumte, im Sommer nach einer von London aus leicht zugänglichen Station eine Wallfahrt zu machen, obschon manche sich wunderten, ihm diesmal an einem so weit abgelegenen Heiligthum zu begegnen.

„Er muß den Hof gewittert haben“, meinten einige von den jungen Edelleuten.

„Nicht doch; dem Hof ist er nie nachgegangen. Wahrscheinlich wäre er weggeblieben, wenn er geahnet hätte, daß ein solcher Schwarm geschwätziger Elstern seinen Flug hierher nähme.“

Am meisten machte aber den jungen Herren die Erscheinung einer Schönheit zu schaffen, die einigen frühen Besuchern des Brunnens zu Gesicht gekommen war — eine Jungfrau in

schwarzem Pilgergewand und breitem Hut, der jedoch das liebliche, blühende Antlitz nicht ganz zu verbergen vermochte. Die Züge waren vollkommen, Augen und Haare vom tiefsten Schwarz und die schlanke jugendliche Gestalt voll Würde und Anmuth. Man sah sie nur morgens in aller Frühe; sie ging dann langsam einher mit ihren schönen, bloßen Füßen und schaute nie auf von ihrem Rosenkranz mit schwarzen Perlen (die großen Kügelchen waren von Bernstein), während ihre Lippen mit dem Sprechen der betreffenden Gebete sich beschäftigten. Die zarte Hand trug keinen Ring, das Ohr kein Behänge; auch die Kleidung entbehrte allen Schmucks, war jedoch so, wie sie Damen jeden Standes zu benützen pflegten, wenn sie ein Gelübde erfüllten. Indeß erhöhte eben die Einfachheit den Zauber der Trägerin, welche viel Anlaß zu neugierigem Gerede gab. In der thauigen Frische des Morgens schien sie die Stunden von vier bis sechs ihrer Andacht zu widmen, und obschon der Hof sich früh auf die Beine zu machen pflegte, gelang es doch nur den Erstlingen, der Thaukönigin, wie man sie allgemein nannte, eine Begegnung abzustehlen. Wer später erschien, bekam sie nie zu Gesicht; daher denn auch die affektirte Ungläubigkeit der älteren, wenn die jüngeren und rührigeren Ritter und Knappen für sie schwärmten. Man wollte sogar wissen, der König selbst habe mit ihr gesprochen, ein Gerücht, das die Aufregung ungemein steigerte; denn Eduards Treue gegen seine Königin war so sehr über alle Beanstandung erhaben, daß vom Beginn seiner Ehe an selbst die böswilligste Klatschsucht sich nie vermessen hatte, ihm etwas anzuheften.

Sie mußte die Prinzessin von Frankreich — von Navarra — von Arragonien in Verkleidung sein, und als am Pfingstsonntag ein Hofbankett gehalten wurde, fehlte es nicht an solchen, die erwartungsvoll ihre Blicke auf die Thüren richteten, ob nicht in diesem Lande des Königs Artus sie plötz-

lich eintrete, um, ähnlich den irrenden Damen jener sagenreichen Zeit, an Pfingsten einen Kämpen zu verlangen. Und als auf dem Rasen ein Turnier abgehalten wurde, erklärte Sir Johann de Mohun, der Lord von Dunster, unverholen, daß er niemand anders, denn der Thaukönigin zu Ehren, eine Lanze einlegen werde. Die Hofdamen nahmen hieran großen Anstoß und appellirten an den König, ob die Wahl eines fremden Mädchens, von dessen Rang man nichts wisse, zulässig sei; Eduard aber, der sonst im Punkt der Etikette so pünktliche Fürst, lachte nur darüber und erklärte, daß die Thaukönigin allen Anspruch habe auf eine solche Ehre.

Von nun an wurde zu Holy-well das Frühaufstehen Mode. Alle die Herren erhoben sich zeitig von ihren Lagerstätten, um die Thaukönigin zu sehen, und die Damen folgten diesem guten Beispiele, um achtzuhaben, daß die Herren nicht zu Schaden kämen. Die Andacht der Jungfrau blieb daher nicht länger eine einsame; allein sie ging einher mit einer Art stolzer Sorglosigkeit, ohne die dunkeln Fransen, die ihre fest auf den Rosenkranz gehefteten Augen verschleierten, zu erheben, bis sie mit ihren Gebeten zu Ende war. Dann richtete sie das Haupt auf und ging furchtlosen Blickes geradeaus mit solcher Fassung, daß niemand es wagte, sie anzureden oder anders als aus achtungsvoller Entfernung ihr zu folgen, bis der Schatten des Waldes sie aufgenommen hatte.

Nur eines Abends machten hievon einige junge Männer, die auf dem Rasen umherschlenderten, mit jubelnder Befriedigung eine Ausnahme. Unter ihnen befand sich kaum einer von den Edeln des Hofes; es waren meist junge Kaufleute aus London und Bristol, die der Wallfahrt vermöge eines magnetischen Zuges, wie ihn heutzutage fashionable Vergnügungsorte üben, sich angeschlossen hatten. Die Thaukönigin wurde sichtbar mit einem Krug in der Hand! Sogleich traten ihr vier oder fünf Galane in den Weg, boten ihren Beistand

an und bedrängten sie in einer Weise, daß es ihr schwer wurde, von der Stelle zu kommen.

„Ihr Herren, laßt mich meines Weges gehen", sagte sie mit Würde; „ich habe Eile, denn ich muß meinem Vater Wein bringen."

„Nicht doch, meine Schöne; Ihr dürft nicht durch unseren Bann ohne Zoll", sagte der stattlichsten einer.

„Pfui, wer wird so roh sein?" bemerkte ein Anderer. „Schöne Damen in Verkleidung dürfen nicht in solcher Weise behandelt werden."

Alle Arten halb höhnischer Komplimente stürmten auf sie ein; sie aber drängte aufrechten Hauptes und sicheren Schritts ruhig vorwärts, bis einer seine Hand an ihren Krug legte.

„Die Hand hinweg!" sagte sie mit keineswegs erschrockener Stimme. „Laßt los, Sir, oder ich werde um Hilfe rufen."

Als sollte ihren Worten die That folgen, wurde die zudringliche Hand von einem kräftigen Arm beiseit gestoßen, und eine Stimme rief:

„Diese Dame soll unbelästigt passiren, Sir! Ich dulde keine Unverschämtheit!"

„Ein Hof-Galan!" lief es durch die feindliche Bourgeoisie. „Zieht ein; wir fragen den Henker nach Eurem hochnasigen Wesen."

„Mein Wesen ist einfach das eines ehrlichen Engländers, und ich werde nicht zugeben, daß eine Jungfrau in so roher Weise bedrängt wird."

„Ist's dem Junker Seidenwams um Rippenstöße zu thun?" rief der Eisenfresser des Häufleins, seine Fäuste ballend.

„Ich stehe zu Dienst", antwortete das Seidenwams, „sobald diese Dame sicher ihren Heimweg angetreten hat."

„Ho ho! das ist nur eine Ausflucht!" Und der Rauf-

bold, ein trotz seiner kostbaren Kleidung roh aussehender Bursche, schwenkte seine Faust vor der Nase des jungen Mannes, wurde aber dafür mit ein Paar derben Püffen heimbezahlt, welche im Nu ihn zu Boden streckten. Die anderen wichen zurück vor dem großen, starkgliederigen Jüngling, und das Mädchen benützte diese Gelegenheit, um rasch, aber so sicheren Fußes, daß man ihr keinen Schrecken anmerkte, weiter zu gehen. Sie hörte noch die Stimme des jungen Gentleman, der seinen Gegnern erklärte, er sei bereit, es mit jedem von ihnen oder mit allen zugleich aufzunehmen, sobald er die Dame nach Haus begleitet. Vielleicht hoffte sie, ein anderer Angriff werde ihn zurückhalten; war indeß dies der Fall, so wurde sie in ihrer Erwartung getäuscht, denn einige Augenblicke später kam er ihr nach und befand sich an ihrer Seite, wie sie eben im Begriff war, in den Wald einzutreten.

„Ich danke Euch für den Dienst, den Ihr mir geleistet habt, Sir", sagte sie; „doch jetzt bin ich in Sicherheit."

„Nicht doch, meine Dame. Erweist mir die Gunst, mir zu erlauben, daß ich Euch Eure Bürde abnehme."

„Ich danke", wiederholte sie; „aber sie beschwert mich nicht."

„Wenn auch — meiner Ritterlichkeit thut es Abtrag, wenn ich zusehe, daß Ihr Euch so belastet."

„Ihr könnt ja Eurer Ritterlichkeit den Anblick ersparen", versetzte sie lächelnd und mit einem so leuchtenden Blick, wie ihn ihr gesetztes Antlitz bisher noch nie gezeigt hatte.

„Unmöglich", rief er mit Wärme. „Ihr werdet mir doch nicht den Abschied geben wollen, eh ich Euch in Sicherheit weiß? Und so lang ich um Euch bin, verpflichten mich die Gesetze der Höflichkeit, Eure Last zu tragen. Erlaubt mir also —"

Er streckte seine Hand aus nach dem ledernen Riemen, an welchem der Krug hing; in demselben Augenblick aber richteten drei oder vier Haufen Lumpen, die an dem Waldpfad

unter den Bäumen gelegen, sich auf, und namentlich einer, welchen der junge Ritter bei Tag schon als kläglichen Krüppel neben dem Brunnen sitzend gesehen, kam jetzt heran, seine Krücke in furchtbarer Weise schwingend und ein trotziges Geheul ausstoßend. Die Dame brachte ihn übrigens sogleich zum Schweigen.

„Gib Dich zufrieden, guter Trig; es geschieht mir nichts — der Gentleman will nur höflich sein. Er hat mir auf dem Rasen dort einen guten Dienst geleistet.“

Während ihre seltsame Leibwache brummend sich zurückzog, überließ sie, vielleicht um ihr Vertrauen zu zeigen, ihren Krug der Hand des Ritters.

„Ha, schöne Thaukönigin, Ihr versteht Euch darauf, Wunder zu wirken“, sagte er halb verwirrt.

„Ja, wenn der Thau auf dem Gras liegt und die Nachtigall singt“, versetzte sie heiter; „bei Tag ist der Zauber dahin.“

Sie hatten jetzt eine niedrige, aus Torfstücken zusammengefügte Hütte erreicht. Das Mädchen drehte sich unter der Thüre gegen den Ritter um, streckte ihre Hand aus und sagte: „Großen Dank für Euren freundlichen Dienst, mein höflicher Sir. Ich muß allein in meinen Zauberpalast eintreten. Lebt wohl!“

Die Jungfrau verschwand mit dem Krug. Der Ritter betrachtete geraume Zeit vergeblich die rohe Hütte, ohne weiter als einige Streifen Licht zu sehen, welche durch die Ritzen hervorblinkten. Er wollte dann bei ihren Wachen Auskunft holen; aber als er an den Bäumen, wo er sie gesehen, anlangte, waren sie verschwunden. Es war nachgerade dunkel geworden, und da er, als zu der persönlichen Aufwartung des Königs gehörig, die Hausordnung streng einhalten mußte, so eilte er wirren Kopfes hastig nach dem Hospiz zurück, das dem Herrscherpaar zur Wohnung diente. Das Nachtessen hatte

bereits begonnen, und der Glanz des Lichtes blendete seine Augen. In seinem aufgeregten Zustand bediente er den König mit Senf, statt ihm aus dem großen silbernen Schiff, das in der Mitte des Tisches stand, Honig zu reichen.

„Was soll dies, Sir Johann?“ sagte der König, der für diesen jungen Ritter stets ein freundliches Winkelchen in seinem Herzen bewahrte; „kommen Dir die müßigen Tage Deines Kreuzzugs wieder in den Kopf?“

„Ich möchte es fast glauben“, entgegnete Sir Johann in halblautem Flüstern.

„Er sieht aus wie ein Mondsüchtiger!“ rief das verhätschelte zehnjährige Dämchen, Johanna von Acre, indem sie schalkhaft die Hände zusammenschlug. „Sicherlich ist ihm die Thaukönigin in den Weg gekommen.“

„Was weißst Du von Thauköniginen, Jungfer Naseweiß?“ entgegnete König Eduard, welcher bemerkte, daß auf dem Gesicht des jungen Ritters eine hohe Glut bis über die Schläfen aufstieg.

„Oh, ich weiß, daß sie stets mit dem frühesten Tag an dem Brunnen erscheint und daß sie so lieblich ist, wie die Morgenröthe. Ja, und sie verschwindet auch, sobald die Sonne am Himmel steht; doch muß sie vorher alle unsere Ritter verzaubert haben. Hat nicht der Lord von Dunster ihr zu Ehren eine Lanze gebrochen mit jedem, der Lust dazu zeigte? Keine Wunder, daß sie ihm erschienen ist. Oh, erzählt uns, Sir Johann — gebt uns eine Schilderung von ihrem Aussehen.“

„Stille, Johanna!“ sagte Königin Eleanor, sich zu ihr niederbeugend. „In meiner Zeit hat nie eine Infanta so viel in einem Athem gesprochen.“

„Nein, gnädigste Frau Mutter, weil Ihr mit Euren schweren kastilischen Worten den Mund viel voller hättet nehmen müssen. In gutem Englisch geht dies viel leichter und

hurtiger. Reyna del Rocio — das klingt wohl majestätisch, aber lange nicht so feenhaft, wie Thaukönigin.“

Der kleinen Prinzessin wurde jetzt mit größerem Nachdruck bedeutet, daß sie zu schweigen habe.

Das Ereigniß jenes Abends hatte zu Entdeckung der Hütte geführt, welche der Thaukönigin als Wohnstatt diente. Wie gewöhnlich erschien am anderen Tag der junge Ritter zeitig am Brunnen, aber die Jungfrau ließ sich diesmal nicht sehen. Er fragte dann den Krüppel, der den Tag über wie ein leibhaftiges Häuflein Elend dalag; doch dieser wollte von dem gestrigen Vorfall ganz und gar nichts wissen. Er, der arme Elende, war ja nicht im Stand sich weiter zu schleppen, als nach dem Schuppen hinter dem Brunnen, und würde die Welt darum geben, wenn er bis nach dem Wald zu kommen vermöchte; er wisse nichts von Damen oder Pilgern; mit einem Bein wie das seinige vergehe es einem, an andere Dinge zu denken. Der Ritter von Dunster mußte selbst Augenschein von dem Schaden nehmen und sich von der Unmöglichkeit einer Leistung, wie er sie ihm zugetraut, überzeugen.

Verwirrt wandelte der Ritter in den Wald und erkannte Schritt für Schritt den Pfad, den er am Abend zuvor begangen. Die Torfhütte lag vor ihm, die Thüre stand offen, und auf der Schwelle saß das Mädchen selbst und spann; sie hatte die Kunkel neben sich, die Spindel tanzte auf dem Boden, und der Pilgerhut verbarg nicht länger ihre schöne Stirne und die reichen dunklen Haarflechten. Doch unerträglicher Anblick — in den Büschen trieben sich da und dort sieben oder acht von den Bummlern des gestrigen Abends umher, kein Auge von der Jungfrau verwendend und bemüht, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Sie suchten diesen Zweck in verschiedentlicher Weise zu erreichen — der eine durch lautes Gespräch mit einem andern, ein reichgekleideter gascognischer

Knappe aus dem Gefolge von Eduards Verbündetem, dem Grafen von Béarn, dadurch, daß er ein provençalisches Liebeslied sang, während ein Bristoler Kaufmann einen Gegenversuch mit einer langen kläglichen englischen Ballade machte. Die ganze Zeit über saß die schöne Spinnerin mit dem größten Ernst auf der Schwelle, drehte ihren Faden und ließ die Spindel kreisen; doch konnte man bemerken, daß sie ihren Platz in einer Weise gewählt, welche die Thüre in ihre Gewalt gab und es ihr möglich machte, dieselbe zu schließen, sobald sie wollte.

Bis jetzt hatte es niemand gewagt, sie anzureden. Es lag etwas in ihrem ganzen Wesen, was es fast unmöglich machte, sich ihr aufzudrängen, und eine gewisse Scheu einflößte. Der junge Ritter jedoch besaß, trotz seiner Schüchternheit einer Dame gegenüber, einen Vortheil in seiner höfischen Bildung und den anderen in der Bekanntschaft, welche er am Abend zuvor angesponnen. Er ging auf sie zu, lüpfte seine Sammtmütze und begann: „Ich grüße Euch, schöne Königin. Ihr werdet es mir nicht übel nehmen, wenn ich Eure Herausforderung dahin deutete, daß ich kommen dürfe, um mich zu überzeugen, ob Eure Macht auch wirklich mit dem Thau verschwunden sei."

Die Jungfrau erhob sich bei seiner Annäherung mit der gebührenden Höflichkeit; doch eh sie zu antworten versuchen konnte, ja, noch eh der Ritter ausgesprochen, rief der Gascogner in französischer Sprache, daß dies kein ehrliches Spiel und ihm der Vorrang abgestohlen worden sei. Auch der Kaufmann war herzugeeilt und sprach: „Nimm Dich in Acht; die Hofleute meinen es nicht gut mit Landdirnen."

„Das lügst Du in Deinen Hals hinein", brach der Ritter los. „Grober Bengel, wie kannst Du Dich unterstehen, eine Königin an Schönheit eine Landdirne zu nennen?"

„Höre mich an, Mädchen."

„Lady, hört mich.“

„Leih der ausländischen Elster kein Ohr.“

Diese und noch viele andere tumultuarische Ausrufe, Drohungen und Bitten stürmten durcheinander; ja die verschiedenen Sprecher schwenkten sogar ihre Stöcke oder legten die Hand ans Schwert, wechselseitig sich zornige Blicke zuwerfend, bis in klarem Silberton aus dem Mund der Jungfrau das Wort „Friede!“ dazwischen klang. Alle wandten sich jetzt nach der Thüre um, und dort stand sie, zu ihrer vollen Höhe aufgerichtet.

„Friede!“ sagte sie; „ich kann hier keine Händel brauchen. Mein Vater war gestern sehr leidend und fühlt sich noch immer gar nicht wohl. Bringe einer nach dem anderen sein Anliegen vor, damit die Sache abgemacht werde. Ihr zuerst, Sir“, fügte sie gegen den Gascogner in französischer Sprache bei.

„Ach, schöne Dame, welches andere Anliegen könnte ich haben, als Euch zu sagen, wie lieblich Ihr seid?“

„Ihr habt gesprochen“, entgegnete sie, ohne zu erröthen, und winkte ihn bei Seite. „Und Ihr, Sir —?“ Dies galt dem Balladensänger aus Bristol.

„Ich habe Euch gesagt, meine Dame, daß er es nicht gut meine. Die Ausländer sind nie ehrlich.“

„Auch Ihr habt Euere Sprüchlein angebracht“, erwiederte sie.

Der Bristoler wollte sich nicht so leicht abfertigen lassen; allein der Londoner Kaufmann, ein wohlgenährter kräftiger Bursche, drängte ihn zurück, und da auch andere sich gegen den Sänger erklärten, so mußte er nachgeben.

„Junges Frauenzimmer“, sagte der Londoner, „Ihr seid augenscheinlich von besserer Herkunft und Erziehung, als Ihr Euch dem Aeußeren nach geben wollt. Es geht schon lange mit mir um, daß ich mich verehelichen sollte. Ich habe Schiffe

auf dem Meere, welche mir kostbare Stoffe und Juwelen aus Venedig und Arabien zuführen, und wahrscheinlich werde ich mit nächstem zum Lord Mayor von London gewählt werden. Euer Gesicht, Euer verständiges Betragen gefällt mir; ich will Euch zu meiner Frau machen und alle meine Schlüssel in Eure Hand geben, wenn Euer Vater einwilligt."

„Ihr seid jetzt fertig, alter Bürger", sagte ein großer, derber, viel jüngerer Mann, sich herandrängend. „Hübsche Jungfer, ich werde es nicht zum Lord Mayor oder einem ähnlichen hohen Posten bringen; aber ich stehe wohl um zwanzig Jahre Deinem Alter näher und bin obendrein ein fröhlicher Bursche, der es im Stabkampf mit jedem aufnimmt zwischen den vier Meeren. Ja, und ich gelte auch für einen sauberen Menschen, obschon Jocosa von der Höhe die Falsche an mir gespielt hat und ich mich dieser Wallfahrt eigentlich nur anschloß, um sie zu vergessen und mich zu vergnügen. Willst Du, der Jocosa zum Trotz, mich nehmen, so mache ich Dich zur Wirthin im schwarzen Ochsen von Brentford, wo all das vornehme Volk aus dem Norden einkehrt, wenn es in die Stadt kömmt. Es ist das lustigste und reichste Gasthaus und wird, wenn Du ja sagst, die saubersten Wirthsleute haben im ganzen Umkreis von London."

Die Dame dankte mit einer Kopfverbeugung; vielleicht kostete es ihren rosigen Lippen Mühe, ein helles Lachen zurückzuhalten.

„Ein Wirthshaus ist nicht der rechte Platz für ein verständiges Frauenzimmer", nahm jetzt eine ehrliche Stimme das Wort. „Jungfer, ich weiß nicht, wer oder was Ihr seid; aber ich habe diese Wallfahrt einer alten Mutter zu lieb unternommen, welche mir sagte, sie dürfte meiner Seele zu frommen kommen und vielleicht mir zu einem braven Weib verhelfen. Besser eine über's Moor her, als eine vom Mist-

hausen, meinte sie, und ich weiß, sie wird Euch recht herzlich willkommen heißen. Ich bin Balderich von der Cheddarklippe, und unser Land ist schon in der Familie gewesen, eh die Normannenkönige zu uns kamen. Dreihundert Kühe, Jungfer, sieben Schock Schweine und ein schöner Strich guten Kornlands am Berge sind mein Eigenthum."

Während die Bewerber sprachen, hatte die Jungfrau nie aufgeschaut. Nachdem jedoch Balderich von Cheddar zu Ende war, stahl sich ein Blick unter ihren langen Wimpern weg, als wolle sie sehen, wer noch mehr da sei. Dann erglühten ihre Wangen. Es war nur noch der Ritter vorhanden. Von den anderen hatten sich einige, sobald sie bemerkt, daß es Ernst gelte, von hinnen geschlichen; er aber trat mit einigem Zögern vor und sagte: „Lady, ich weiß nicht, ob das Schloß auf kahlem Felsen, das ich bieten kann, ins Gewicht fällt gegen Schiffe, Gasthaus und Schweine. Von solchen Dingen besitze ich nicht viel; ich bin nur ein armer Baron, aber als solcher stehe ich ganz und gar zu Euren Diensten. Eure Augen haben mich für immer gefesselt, und ich verlange nichts als die Erlaubniß, Euch besser bekannt zu werden und Euren edlen Vater zu bitten, er möge mich nicht für ganz unwürdig halten, um Eure Hand zu werben."

Die Dame überflog ein leichtes Beben; doch behauptete sie ihren Platz auf der Schwelle. „Meine Herren", sagte sie, „ich danke euch für die Ehre, die ihr mir erwiesen; aber ich befinde mich nicht in der Lage, selbst über meine Person zu verfügen. Mein Vater ist zu unwohl, um jemand vor zu lassen; doch kann ich euch in seinem Namen erklären, daß er bereit sein wird, alles was ihr ihm zu sagen haben mögt, anzuhören am Tag nach dem Johannisfeiertag unter der Ulme auf dem Bethnal Green."

Mit diesen Worten zog sie sich in die Hütte zurück und

schloß die Thüre. Am selben Tag ließ sie sich nicht wieder blicken; am nächsten stand die Thüre offen und die Hütte war leer und verlassen.

Fünfzehntes Kapitel.

Des Bettlers Morgengabe.

Der Tag nach Johanni war gekommen, und nach dem schönen Ulmbaum, der im Mittelpunkt des Bethnal Green stand, lenkten drei Reiter ihre Pferde. Jeder derselben hatte sein Thier schwer beladen; jeder schaute ängstlich umher.

„Beim heiligen Bonifazius", sagte der eine, „der Vater des Mädchens ist nicht da; sollte der naseweise junge Balg uns zum besten gehabt haben?"

„Die Saumthiere, auf welchen er die Morgengabe beiführt, bilden vielleicht einen zu langen Zug, um zeitig genug eintreffen zu können", bemerkte der Kaufmann. „Er wird es für nöthig halten, alle seine Habe zusammenzuraffen, um dem Anerbieten des Meisters Lambert von Cripplegate auf eine entsprechende Weise entgegenzukommen. Ha, Herr Ritter, treffen wir wieder zusammen? Ihr wollt auch Euer Glück versuchen?"

„Ich muß! Es ist also nicht ganz ein Zauber gewesen", sagte der Ritter fast athemlos, indem er umherschaute. „Nein, jene Augen hatten eine Seele", sprach er halblaut vor sich hin, „und die Erinnerung an sie gehört nicht dem Feenland an."

„Ha!" rief der Schwarzochsenwirth von Brentford, „unter

dem Baum sitzt der blinde Heinz; ich will ihm sagen, er soll sich beiseits drücken! He, da ist ein Kopfstück für Dich; aber mach, daß Du den Maulthieren aus dem Wege kömmst."

„Welchen Maulthieren, Meister Samson?" lautete die ruhige Antwort des Blinden, der, den Rücken gegen den Stamm gelehnt, unter dem Baum Posten gefaßt hatte.

„Den Maulthieren, auf welchen der wackere Bürger die Morgengabe seiner Tochter beiführen läßt. Das ist ungeberdiges Vieh, Heinz, und es ist für blinde Leute nicht gerathen, in ihre Nähe zu kommen. Gebt mir Eure Hand; ich will Euch wegführen."

„Von was für einem Bürger sprecht Ihr?" fragte der Bettler.

„Von dem Vater des Pilgermädchens, die nach St. Winifreds Brunnen eine Wallfahrt gemacht hat", antwortete Samson.

„Meint Ihr die, welche man die Thaukönigin nannte?"

„Ja, ja, alter Knabe; Ihr kennt Euch aus in der Welt. Ich will sie zu meinem Weib machen; und auch Ihr sollt ein warmes Winkelchen finden im schwarzen Ochsen; Eure Schwänke werden Gäste einziehen."

„Ich hoffe, sie wird immer ein warmes Winkelchen für mich haben", sagte der Bettler; „denn wer sie heirathen will, kann mit niemand anders traktiren, als mit mir."

„Mit Dir? Alter Kerl, wer hat Dich hergeschickt, um uns zu beschimpfen?" rief der Kaufmann.

„Niemand, Meister Lambert. Ich denke, Ihr seid um meinetwillen hergekommen, wenn es Euch anders darum zu thun ist, mein Kind zu ehelichen."

„Dein Kind?" riefen alle drei ungestüm.

„Mein Kind", antwortete der Bettler. „Mein rechtmäßiges Kind."

Es trat eine tiefe Stille ein; endlich brummte Samson:

„Ich erinnere mich, daß er früher mit einer kleinen, schwarzäugigen Dirne herumzog."

„Du Lumpenhund!" rief der Kaufmann. „Ich laß Dich, alter Landstreicher, ins Fleetgefängniß stecken für diesen Betrug an königlichen Unterthanen."

„Wenn Ihr mir einen Betrug beweisen könnt, so werde ich mich bereitwillig den Folgen unterwerfen", entgegnete der Bettler.

„Eine Bettlerdirne für eine vornehme Dame auszugeben!"

„Seid so gut, bei der Wahrheit zu bleiben", unterbrach ihn der Bettler. „Hat mein Kind, oder habe ich mehr sein wollen, als was wir sind? Wir brauchen da keine unglimpfliche Reden. Ich versprach, mich hier finden zu lassen, um in Beziehung auf die Heirat ein Uebereinkommen zu treffen. Habt Ihr mir ein Anerbieten zu machen?"

„Ja, eine Zelle im Fleet, wenn Du in dieser unverschämten Weise fortfährst!" rief der Kaufmann.

„Danke schön", erwiederte der Bettler. „Und Ihr, Meister Samson?"

Sie ist ein liebes, hübsches Mädchen", versetzte Samson mit einer Jammermiene, „und sie dauert mich aus tiefster Seele; allein Ihr begreift wohl, ein Mann wie ich muß auf seine Reputation halten. Ich will ihr zwanzig Mark geben, die ihr vielleicht zu einem Mann verhelfen, Heinz; nur soll sie mir nicht mehr zu Gesicht kommen."

„Hab ich nicht noch eine andere Stimme gehört?" sagte der Bettler. „Der dritte Freier wird sich wohl in aller Stille aus dem Staub gemacht haben."

„Nein, nein, mein lieber Mann", ließ sich jetzt der Ritter in halbersticktem, gefühlvollem Tone vernehmen. „Eure Tochter ist mir zu theuer, um so von ihr zu scheiden, selbst wenn nicht meine Ehre dabei ins Spiel käme."

„Herr Ritter“, nahm der Kaufmann das Wort, „Ihr werdet übel genug ankommen bei Euren Verwandten.“

„Ich bin mein eigener Herr“, entgegnete der Ritter. „Meine Eltern sind todt, und als ein volljähriger Mann biete ich mich und alles, was ich habe, Eurer schönen Tochter an, wie ich dies schon an St. Winifreds Brunnen gethan. Ich bin gebunden durch mein Wort und durch meine Liebe.“

„Das heiß' ich ehrenhaft sprechen“, sagte Heinz; „aber was kannst Du bieten gegen ihr Beibringen? Zeige, daß Du in Geld Stück für Stück aufzubringen im Stande bist.“

Er zog einen schweren ledernen Beutel hervor. Der Ritter, der nicht unvorbereitet gekommen, löste einen ähnlichen vom Sattelbug ab und zählte ein Silberstück um das andere auf. Der Bettler hielt ihm aus seinem Beutel das Gleichgewicht.

„Halt, halt!“ rief Samson; „dieses Spiel kann ich auch mitmachen.“

„Nein, nein, Meister Samson“, sagte der Bettler; „Ihr habt Eure Ansprüche aufgegeben und die Gelegenheit verpaßt.“

Mark um Mark — Krone um Krone — alle die Renten von Dunster, alle die alten Schatzmünzen mit den wunderlichen Abbildern von sächsischen Königen lagen auf dem Grase; aber für jedes Stück hatte der Bettler einen Kameraden; die Beutel, auf denen er saß, schienen unerschöpflich zu sein. Samson biß sich in die Lippen, und der Kaufmann brummte ärgerlich vor sich hin. Dies konnte nicht mit rechten Dingen zugehen. Wahrscheinlich war der blinde Krüppel das Haupt einer Räuberbande; man mußte danach sehen.

Dünn und leer lag der letzte Beutel des Ritters da; der Bettler zog einen frischen hervor, der zum bersten voll war.

„Ich konnte das Schloß und das Land von Dunster nicht in einen Beutel stecken und mitbringen“, sagte endlich der Ritter. „Wollte Gott, ich hätte auch diese, und mein

Schwert, meine Sporen und mein ritterliches Blut obendrein, Eurer Tochter zu Füßen legen können."

„Wir wollen sie mit in die Wagschale legen und Deinem Worte trauen", entgegnete der Bettler.

„Ihr nehmt mich also an?" rief der Ritter. „Wollt Ihr mich zu Eurer Tochter bringen?"

„Das habe ich nicht gesagt", erwiederte der blinde Heinz. „Damit hat's keine solche Eile. Kommt heute über acht Tage wieder her. Ich muß zuvor erfahren haben, ob Du ein würdiger Ehgespons bist für mein Kind."

„Würdig?" Johann von Dunster biß sich in die Lippen ob einem solchen Wort aus dem Mund eines Bettlers.

„Ja, würdig", wiederholte der Blinde, der seine Gemüthsstimmung errieth. „Du bist ein Mann von Wort und gefällst mir als solcher nicht übel; aber ich muß mehr wissen von demjenigen, der meine Tochter heimführen soll."

Am nämlichen Abend trat ein Page in das Gemach des Königs und überreichte diesem einen Ring mit der Meldung, daß ein Bettler, welcher ihn zu sprechen wünsche, denselben gesendet habe.

„Bitte ihn hieher zu kommen und führe ihn sorgfältig", sagte der König. „Du, Johanna, wirst am besten thun, wenn Du zu Deiner Mutter und Deiner Schwester gehst."

„O lieber Vater, schickt mich nicht fort", rief Johanna. „Dies kann kein Staatsgeschäft sein. Ich bitte, laßt mich zuhören."

„Dies zu erlauben hängt nicht von mir, sondern von meinem Gast ab, Johanna", antwortete Eduard. „Du mußt verständig sein, oder ich werde den Vorwurf zu hören kriegen, ich wolle das Reich regieren, während ich nicht einmal in meinem Haus ein ordentliches Regiment zu führen verstehe."

„Ich glaube gar, Vater, Ihr fürchtet Euch vor diesem

Bettler! Das ist wahrhaftig so geheimnißvoll, wie die Thaukönigin", entgegnete das schalkhafte Mädchen.

Der Vorhang vor der Thüre wurde zurückgezogen und der Bettler eingeführt. Der König ging ihm entgegen und nahm ihn bei der Hand, um ihn nach einem Sitz zu führen. „Guten Morgen, Cousin", sagte er; „es freut mich, daß Du endlich gekommen bist, um mich zu besuchen."

„Ich danke, königlicher Herr", entgegnete der Bettler in höflicherem Tone als je zuvor, obschon Johanna meinte, sie habe ihren Vater früher nie so sehr auf einem Fuß von Gleichheit anreden hören. „Ist jemand bei Euch?"

„Niemand als mein eigensinniges kreuzfahrendes Töchterlein Johanna", sagte Eduard, indem er ihr winkte und ihre widerstrebenden stolzen Finger in die Hand des Bettlers legte. Dieser drückte sie nach damaliger Sitte an seine Lippen. Das Mädchen erröthete und schaute nach ihrem Vater auf, welcher ihren Blick mit einem Lächeln beantwortete und fortfuhr: „Sie soll uns verlassen, wenn Dein Anliegen nur für mein eigenes Ohr berechnet ist. In was bedarfst Du meiner Hilfe?"

„Der Hilfe eben nicht", erwiederte der Bettler, „doch da sich's auch um eine Tochter handelt, Eures Gutachtens. Ich möchte wissen, ob der Erbe des alten Reginald Mohun — ich glaube, Johann heißt er — eine würdige Partie ist für mein Mädchen."

Johanna hatte sich zwischen den Knieen ihres Vaters aufgestellt und betrachtete den seltsamen Bettler mit Blicken des größten Staunens.

„Johann von Dunster?" sagte der König, indem er den Kopf seiner Tochter streichelte. „Du kennst seine Abkunft so gut wie ich, Cousin."

„Seine Abkunft wohl", versetzte Heinrich; „aber ich kann mein Kind, das Licht meiner Augen, nicht von mir lassen,

wenn ich nicht überzeugt sein darf, daß er — ich will nicht sagen, ihr gleich am Rang ist, aber doch einen treuen und liebenden Gatten für sie abgeben wird."

„Hat er um sie geworben?" fragte der König.

„Ja, königlicher Herr. Das Mädchen ist kaum sechszehn, und ich hoffte sie länger behalten zu können; doch im letzten Winter ist die alte Winny, die Wärterin ihrer seligen Mutter, gestorben. Der Dominikaner, welcher ihr die Sterbesakramente reichte, muß der armen Närrin schwer zugesetzt und es ihr als Todsünde angerechnet haben, daß sie mein liebes Weib und mich zusammengebracht. Zwar hat der Großprior, der unter dem Mönchsgewand ein Kriegerherz trägt, alles aufgeboten, um ihr klar zu machen, wie die Liebe selbst den Tod überwinde; allein sie meinte, nicht im Frieden hinscheiden zu können, wenn meine Bessy ihr nicht gelobe, daß sie sechs Wochen an dem Brunnen ihrer Schutzpatronin, wo wir vermält wurden, für ihre und der seligen Mutter Seele bete. Dahin richteten wir also unsere gewöhnliche Sommerwallfahrt, und es wäre alles gut gegangen, wenn Ihr nicht denselben Ausflug gemacht hättet mit Eurem ganzen müßiggängerischen Hofstaat, der dort gaffen, Reime machen und Lanzen brechen wollte für das nächste beste hübsche Gesicht, das ihm in den Wurf kam. Das Mädchen hat sich zwar so klug benommen daß ihr nichts unrechtes zustieß; doch unglücklicher Weise wurde eines Abends mein altes Andenken an Evesham" — er berührte seine Seite — „sehr ungeberdig und brachte mich so herunter, daß Bessy den Knaben fortschickte, um mir einen Trunk Wein zu holen. Der Knabe, ein gaukeliger Kerl, verlor den Groat und trieb sich müßig umher; die arme Dirne aber gerieth um mich in solche Angst, daß sie selbst ging und bei dieser Gelegenheit einer Bande meisterloser Gesellen in die Hände fiel, gegen deren Aufdringlichkeit sie der junge Ritter schützte. Auf diesen Vorgang hin nahm ich sie heim und

hoffte, die Hallunken mit meinem Sack abwehren zu können; er that dann auch seine Wirkung bei allen, diesen jungen Mann ausgenommen."

„O Vater, das ist treue Liebe", flüsterte Johanna.

„Was versteht Du von treuer Liebe, Du Affe? Johann von Dunster trat also furchtlos in die Bresche, Heinrich?"

„Er ließ sich nicht abtreiben. Entweder macht er sich nicht viel aus seiner Ehre, oder ist er ehrenhafter, als es gewöhnlich unter jungen Leuten üblich. Cousin, ich muß wünschen, daß mein Kind so geliebt werde, wie sein Vater und seine Mutter sich liebten; und es kömmt mir vor, als habe sie eine Neigung gefaßt zu diesem Menschen, denn bis sie ihn gesehen, ist sie immer so munter gewesen wie eine Lerche. Es ist ein Jammer mit solchen Springinsfelden! Aber Ihr kennt ihn; hat er Euer Fürwort?"

„Johann von Dunster?" versetzte der König. „Heinrich, Du kannst natürlich nicht wissen, warum ich ihn liebte und ihn auf die Probe stellte. Er war Richards Zögling. Ich mußte ihn als Kind zu mir nehmen, denn der alte Sir Reginald war ein störrischer Kopf gewesen, und ich dachte, er dürfte sich gegen meinen Vater lenksamer erweisen, wenn ich seinen Sohn in meiner Gewalt hätte. Doch bereute ich es fast, als ich sah, daß die Knappen und Pagen so gar roh mit dem kleinen Knirps umgingen. Richard indeß nahm sich des ungeleckten armen Jungen an, pflegte ihn, als er krank war, und hat einen treuen, loyalen Menschen aus ihm gemacht. Der kleine Bursche leistete mir wackeren Beistand in meinem Kampf mit dem Verräther vor Acre, und als sich Richards Schicksal erfüllte, beklagte er den hingeschiedenen Freund in einer Weise, daß ich seitdem ihn immer geliebt habe. — Ein zuverlässigerer Krieger als er ist nicht in meinem ganzen Heer. Wahrscheinlich verbot ihm seine Bescheidenheit, Dir zu sagen, daß ich im letzten Jahr wegen seines tapferen Verhaltens im

Kampf gegen die Wälschen ihn zum Ritter schlug. Jedes Wort aus Johann de Mohuns Munde ist Wahrheit, und ich würde ihm meine eigene Tochter lieber anvertrauen als manchem anderen Mann, der seine Reden zierlicher zu setzen weiß."

„Dann soll er meine hübsche Bessy haben", sagte der Bettler mit besonderem Nachdruck auf das letztere Wort. „Doch bitte ich Euch noch um eine Gunst, Vetter — laßt ihn nie erfahren, daß ich Euren Rath eingeholt habe."

Der junge Lord von Dunster hatte sich nie durch die Gewähltheit seines Anzugs ausgezeichnet; doch als er sich wieder der Ulme näherte, hätte niemand einen Fehler finden können an den Falten seines langen scharlachenen Leibrocks, in welchen die schwarzen und goldenen Farben seiner Familie eingestickt waren, ebensowenig als an dem festanliegenden Gürtel, welcher dem Schwert als Halt diente, oder an dem schönen, glatten schwarzen Zelter.

Doch unter dem Baume befand sich nicht der blinde Bettler, sondern dessen Knabe.

„Der blinde Heinz läßt Euch zu wissen thun, daß Ihr ihn in dem Hospital treffen werdet", sagte der Knabe, machte ein paar Purzelbäume und sprang von hinnen.

Johann de Mohun schaute rings umher und begriff wohl, daß ihm keine andere Wahl blieb, als der Aufforderung zu entsprechen. Es war die ganze Allgewalt seiner Liebe erforderlich, einen so unheimlichen Schwiegervater zu ertragen, der augenscheinlich die Ehre, welche seiner Tochter erwiesen wurde, sehr schlecht zu würdigen wußte; doch der Ritter hatte sein Wort gegeben und lenkte sein Thier nach dem Hospital hin.

Der Hof des Hospitals war angefüllt mit Pferden und Dienstleuten. Eine seltsame Vorstellung bemächtigte sich Johanns, als habe er das mächtige weiße Schlachtroß des Königs, ja und auch die Zelter der älteren Prinzessinen ge=

sehen. Er fragte den Laienbruder, welcher ihm sein Thier abnehmen wollte, ob der König zugegen sei; der Bruder aber antwortete nur, indem er mit dem Daumen nach dem inneren Viereck hindeutete.

Während der Ritter sich dahin begab, fingen die Glocken feierlich an zu läuten, und als er die Terrasse erreichte, von der aus eine breite Treppe nach dem gewölbten Portal niederführte, erblickte er eine Schaar von Rittern in Scharlachmänteln, darunter den Großprior, welcher den Meßornat anhatte. Innerhalb des tiefen Portikus befand sich ein freier Raum; hier stand der Bettler in seinem zwilchenen Anzug.

„Sir Johann de Mohun von Dunster“, sagte er, „Du bist hieher gekommen, um meine Tochter zu ehlichen?“

„Ich hoffe so“, entgegnete Johann in nicht geringer Ueberraschung.

„So komm herbei, Mädchen“, sagte ihr Vater.

Die Ritter wichen auseinander, und aus dem Innern der Kirche trat zum größten Erstaunen des Bräutigams die stattliche Gestalt des Königs Eduard hervor, an der Hand eine ins reinste Weiß gekleidete schwarzhaarige Jungfrau führend, welche keinen anderen Schmuck trug, als in den wallenden dunklen Locken einen Reif von funkelnden Diamanten, in denen sich die Trägerin wie eine wahre Thaukönigin ausnahm. Hinter ihr ging in ruhiger Würde die nun fast zur Jungfrau herangeblühte schöne Prinzessin Eleanor, welche mit warnender Hand die heitere, muthwillige Johanna zurückhielt.

Kein Wunder, daß Johann von Dunster erstaunt und geblendet stehen blieb; doch währte die Zögerung nur einen Augenblick. Der Großprior selbst vollzog die Trauungsfeierlichkeit, ohne daß ein Wort der Erklärung stattgefunden hätte. Nachdem der Akt vollzogen war und der Zug sich inzwischen geordnet hatte, nahm der Bräutigam die Hand der Braut, ohne jedoch zu wissen, wohin er gehen sollte. Sie blickte jetzt

unter ihren dunklen Wimpern zu ihm auf und flüsterte: „Sie wollten es durchaus so haben.“

„Meint Ihr, daß ich es anders haben möchte?“ entgegnete er, mit Wärme ihre Hand drückend.

„Ich war der Meinung, daß Ihr auch wissen solltet, wer ich bin“, stotterte sie.

„Mein Weib, die Lady von Dunster — das ist alles, was ich zu wissen brauche“, erwiederte Sir John mit einem ehrlichen treuherzigen Blick, welcher zeigte, daß dies vollkommen zu seinem Glücke genügte.

In der großen Halle des Hospitals stand das Hochzeitmahl bereit. Braut und Bräutigam erhielten ihren Platz oben an der Tafel, und der König trat seinen Sitz neben der Braut ihrem blinden Vater ab. Der Raum unter den Kreuzgängen war mit Binsen bestreut, und hier that sich die ganze Bettlerbrüderschaft gütlich. Der Großprior und seine Ritter erwiesen sich nicht als karge Wirthe.

Als das Bankett dem Ende nahete, forderte der blinde Bettler den Knaben, welcher ihn bediente, auf, seine Harfe zu holen. Und nun sang er, wie er oft gethan, mit tiefer männlicher Stimme zu der Begleitung des Knaben. Das Lied, das er vortrug, war früher nie gehört worden und kam wahrscheinlich auch später nicht wieder ebenso über seine Lippen; die Sage hat uns einige Verse davon aufbewahrt, obschon sie, wie man aus dieser wahrhaftigen Erzählung ersieht, im Volksmunde etwas trivial geworden sind:

„Des Bettlers Tochter wohnte am frischen grünen Rain,
Sie hätt' um ihrer Schöne wohl Königin können sein;
Das war ein feines Mädchen und ward im ganzen Land
Von Hohen und Geringen die hübsche Bessy genannt.“

Selbst der König, der das Geheimniß so gut gewahrt hatte, war nicht darauf gefaßt, die Montforts-Abstammung so unverholen anerkennen zu hören, und die Braut, die nichts

von ihres Vaters Absicht geahnet, saß erröthend, mit niedergeschlagenen thränenvollen Augen da, während das Lied des Bettlers kurz, aber mit zitteriger Stimme das Wiedererwachen in der Abteikirche unter den Händen der schönen und treuen Isabella berührte. Die ganze Zeit über lag ihre Hand in der des Bräutigams, der ihr mit einem warmen Druck versicherte, daß keine Enthüllung seine Liebe und Wertschätzung zu ändern vermöge; als jedoch der Name Montfort an sein Ohr schlug, wurde der Druck unsteter, und nachdem die Geschichte zu Ende, der letzte Saitenton verklungen war, flüsterte er: „Blick auf zu mir, mein theures Leben, jetzt weiß ich, warum ich von Anfang an Deine Augen lieben mußte. Du stehst meinem Herzen näher als je um meines ersten und besten Freundes willen!“

Seine Worte wurden nur von ihr vernommen; der König dagegen sprach laut:

„Schön gesungen, mein wackerer Cousin! Ein Hoch, meine Lords und Ritter, auf Sir Heinrich von Montfort, Grafen von Leicester!“

„Nicht doch, edle Herren und Ritter!“ rief der Bettler, der einzige, der es wagen durfte, dem König zu widersprechen, „ihr wißt, daß der Graf von Leicester längst dem Reich der Todten angehört. Wollt ihr auf eine Gesundheit trinken, so laßt sie dem blinden Heinz vom Bethnall Green gelten!“

Weder die Bitten der Tochter, noch die seines Schwiegersohnes oder des Königs konnten ihn von seinem Entschluß abbringen, als der blinde Heinz, der Bettler, zu leben und zu sterben. Er habe zu lang die Freiheit gekostet, sagte er, um sich wieder an den Zwang gewöhnen zu können. In Somersetshire zu leben, wie seine Tochter wünschte, dies wäre für einen an den Humor der Hauptstadt gewöhnten Mann Verbannung und Einsamkeit gewesen, abgesehen davon, daß er unter den Bettlern weit unbestrittener, als Eduard in

England, seinen Königstitel führte. Das Aeußerste, was er sich gefallen ließ, war ein Stübchen in einem Feldhäuschen des Windsorparks für ihn unter der Obhut Adams de Gourdon, der gleichfalls der Hochzeitsfeierlichkeit anwohnte und vor Glück schwelgte in dem Anblick eines Sprößlings aus dem Hause Montfort. Im übrigen bat er, man möge alle seine Zugeständnisse vergessen, welche er, wie er sagte, nur gemacht habe, damit der weiße Löwe neben dem Kreuz von Mohun stehen könne und die Hofdamen nicht über die hübsche Bessy die Nasen rümpften. „Wäre der Freibauer von Cheddar der rechte Mann gewesen", fügte er gegen die Prinzessin Eleanor bei, „so würde niemand erfahren haben, daß sie eine Montfort ist."

„Wie, Ihr hättet sie dem Cheddar-Bauern geben können?" brach Johanna in zornigem Aufbrausen los.

„So sagt er nur, um Dich zu ärgern, Johanna", bemerkte der König. „Leb wohl, Heinrich, und vergiß nicht — Du mußt mein Kamerad sein, wenn ich wieder in den heiligen Krieg ziehe."

„Sobald Ihr Schotland eben so gezähmt habt, wie dieses Wales hier", entgegnete Heinrich.

„Es ist nicht zu fürchten, daß meines guten Bruders Alexanders Reich eine solche Zähmung nöthig hat. Möge dies der Himmel verhüten!" sagte Eduard.

Doch der Bettler schied mit einem Lachen.

Sechszehntes Kapitel.

Des Pagen Gedächtniß.

Zehn Jahre später ging König Eduard mit langsamen müden Schritten durch den Park von Windsor. Das reiche

dunkelbraune Haar und der Bart waren mit Grau untermengt; sein ernstes Gesicht zeigte einen bekümmerten, melancholischen Ausdruck und erschien strenger als je. Mit dem Tod der Königin war der letzte mildernde Einfluß entschwunden. Der einzige Sohn, der ihm geblieben, kränkte trotz seiner Jugend ihn durch den Eigensinn und die Leichtfertigkeit seines schwachen Geistes. Was er auch für das Wohl des Landes thun mochte, überall fand er Widerstand und nirgends Dank. Seine Wohlthaten wurden vergessen, seine Gerechtigkeit legte man ihm als Härte aus, und mit dem besten Willen erntete er blos Haß und Abneigung. Am schwersten lastete vielleicht auf ihm jener erste Schritt gegen den Norden, in welchem er über die Grenzen seiner Befugniß hinausgegangen. Johann Balliol war König in seinem Recht; aber Eduard hatte in seinem Eifer für Ordnung Schotland, allerdings zu dessen Bestem, Verpflichtungen auferlegt, für die ihm keine Berechtigung zur Seite stand. Die Vorstellung, daß er selbst der gekränkte Theil sei, ließ ihn den schotischen Widerstand um so bitterer empfinden und steigerte seine Schwermuth.

Während er tiefsinnig und mit verschlungenen Armen seines Weges ging, kam auf einem Seitenpfade ein Ritter auf ihn zu. Der Ankömmling wollte den König nicht in seinen Gedanken stören und blieb wartend stehen, bis Eduard aufschaute und in die ungeduldige Frage ausbrach: „Was gibt es wieder, Sir Johann? Einen neuen Angriff von diesen unerträglichen Schoten?“

„Nein, gnädigster Herr; nur der Vogt von Acre läßt um Audienz bitten.“

„Der Vogt von Acre? Was geht mich der Vogt von Acre an? Ich habe dieses ewige Drängen nach einem neuen Kreuzzug satt. Der Himmel weiß, wie gern ich in den heiligen Krieg eilen würde, wenn mich diese wilden Schoten zu Haus im Frieden ließen. Nichts mehr von solchen Behelligungen!

Kannst Du ihm nicht sagen, daß ich nicht gestört sein wolle, Johann?“

„Mein Herr und König, er sagt, er habe Euch eine Privatnachricht zu hinterbringen, eine Person betreffend, mit der Ihr in Palestina zusammen getroffen seid. Mit einem Wort, es ist Sir Reginald Ferrers, dessen Ihr Euch sicherlich erinnern werdet.“

„Der Freund Richards?“ rief Eduard mit verändertem Gesicht. „Bring ihn nach dem Parkhäuschen Deines Schwiegervaters, Johann. Ich bin auf dem Wege dahin, und wenn seine Nachrichten das Haus Montfort betreffen, so gehen sie auch den armen Heinz und Dich an.“

Das Häuschen befand sich in einem der schönsten Theile des Windsorparkes, und bald nachher sah man den König vor demselben auf einer Bank unter einer mächtigen Eiche sitzen, ihm zur Seite den blinden Bettler im Zwilchkittel, welchen die Jahre viel weniger verändert hatten, als seinen königlichen Cousin. Seit so schwere Sorgen über Eduard gekommen, hatte sich Heinrich von Montfort nicht mehr so sehr wie früher von ihm zurückgezogen, und so oft es dem König seine Muße erlaubte, sich nach einem seiner Jagdhäuser zurückzuziehen, ließ er es stets dem Bettler zu wissen thun, der dann unter der Obhut Adams de Gourdon, welcher jetzt die Stellung eines Jägermeisters bekleidete, auf einem frommen Esel herangeritten kam. Es wäre schwer zu sagen, warum Eduard in seiner Gesellschaft einen Trost fand; vielleicht lag der Grund in einem Bedürfniß, einen Freund aus früherer Zeit um sich zu haben, und in dem Umstand, daß Heinrich mit den Jahren weniger wortkarg und sarkastisch geworden war.

Vom Walde her kam nun auch Johann de Mohun, jetzt ein wackerer, mannhafter, englischer Baron, der einen von den Anstrengungen des Feldes schwer mitgenommenen Kriegsmann in beschmutztem Scharlachmantel mit sich brachte. Die Ge-

sichtsfarbe des Ankömmlings war in ein tiefes Braun übergegangen, sein Haar von Mühen und der Sonne gebleicht, sein Gang hinkend, und über seine Wange lief eine breite Narbe; kurz es würde niemand mehr in ihm den heiteren, kräftigen, anmuthigen jungen Hospitaliter erkannt haben, der er vor zwanzig Jahren gewesen. Nur wenn beim sprechen ein lächelndes Licht seine Augen umblitzte, wußte man, daß man den alten Sir Reginald Ferrers vor sich hatte.

Er wollte sein Knie beugen, aber Eduard nahm ihn bei der Hand, nickte ihm freundlich mit dem entblößten Haupte zu und sagte: „Keinen solchen Gruß! Es kömmt uns zu, Euch um Euren Segen zu bitten, frommer Vater, der Ihr zu den letzten Vertheidigern des heiligen Landes gehörtet.“

„Leider, gnädiger Herr“, versetzte Sir Reginald, indem er das Zeichen des Kreuzes über den Sprecher machte; „doch des Himmels Wille geschehe! Hätten wir uns nur würdiger erwiesen! Ich bin in keinem Anzug, der für die königliche Gegenwart sich eignet“, fügte er bei; „aber man hat mich von Cypern nach Haus geschickt, damit ich mich von meinen Wunden erhole, und ich bin der Träger einer Botschaft, die ich Euch zu überbringen wünschte, eh' ich wieder in mein Ordenshaus eintrete.“

„Einer Botschaft?“ fragte Eduard.

„Von einem sterbenden Reuigen, der vor seinem Tode noch Euch um Verzeihung bat“, versetzte Sir Reginald.

„Wenn es das Haus Montfort betrifft, so sprecht“, sagte Eduard. „Niemand steht demselben so nah, als Die, welche ich hier um mich habe.“

„Ihr habt richtig gerathen, königlicher Herr“, entgegnete Sir Reginald. „Es betrifft dieses Haus. Habe ich Eure Erlaubniß, mit meiner Erzählung etwas weit auszuholen?“

Der König ertheilte die Genehmigung, und es wurde für Sir Reginald ein Sitz herbeigebracht. Dieser erstattete nun

einen Bericht über die letzte Belagerung von Acre, jener unglücklichen Stadt, welche in Folge des verschiedenen Gerichtsstands, welchen die einzelnen Nationalitäten ansprachen, und der vielen Heiligthümer, die dem Verbrecher als Asyle dienten, eine Schande des christlichen Namens geworden war. Der Sultan Malek Seraph hatte seine Streitkräfte gegen diesen festen Punkt concentrirt; alle nicht kriegerischen Einwohner waren entfernt worden, und die Ritter der zwei Orden hatten sich mit den Truppen des Königs von Cypern zum letzten Widerstande vereinigt, als eines Tages unter den Söldlingen, welche in den Dienst der Hospitaliter traten, auch ein sonnverbrannter Kriegsmann eintraf, der augenscheinlich den morgenländischen Krieg aus langer Erfahrung kannte und sowohl englisch, als französisch und provençalisch sprach, je nach der Person, welche ihn anredete. Jeder Tag brachte frische, furchtbare Kämpfe; der neue Soldat focht tapfer, blieb aber unbeachtet, bis er einmal nachts die Aufmerksamkeit auf sich zog. „Auch unser, schönes, heiliges Haus befand sich in der schrecklichsten Verwirrung“, sagte der Hospitaliter, „und unser Garten war niedergetreten und verwüstet. Da hörte ich einmal nachts ein seltsames Schluchzen wie von einem Menschen im tiefsten Schmerz. Ich vermuthete, einer unserer Verwundeten habe sich im Delirium nach dem Garten verirrt und sei im Begriff zu sterben. Allein ich fand an dem Fuß des steinernen Kreuzes neben der Fontäne, bei welcher jener Mordanfall stattgehabt, diesen Krieger, welcher sich dermaßen auf dem Boden wälzte, daß ich kaum glauben konnte, es sei nicht Schmerz, sondern Gram, was ihm zu einem solchen Gefühlsausbruch Anlaß gegeben. Ich hob ihn auf, ermahnte ihn zur Reue und hielt ihm den Trost der Vergebung vor. Für ihn gebe es keine Verzeihung, sagte er, denn an dieser Stätte habe er seinen Bruder erschlagen! Ich sprach lang und ernst mit ihm; aber er bekannte sich wieder und wieder als einen kirchen=

schänderischen Mörder. Ja, er war sogar nach jener Euch wohlbekannten Schreckensnacht, gegeißelt von Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung, zum Islam übergetreten und hatte in den Reihen der Sarazenen gegen die Christen gefochten. Für ihn gebe es keine Gnade, kein Erbarmen, hielt er mir auf meine Vorstellungen entgegen. Mir kam es auch so vor; aber ach, ich gedachte der Hoffnung, die Richard noch im sterben ausgesprochen, und erinnerte mich der Geschichte, die sich unsere deutschen Brüder erzählten — wie unser heiliger Vater, der Papst, einmal ausgesprochen, es sei so wenig Hoffnung auf Verzeihung vorhanden, als daß sein Stab Knospen und Blüten treiben werde — und sieh, in einer einzigen Nacht schlug das dürre Holz aus und setzte Blüten an! Ich bat ihn um Richards willen, daß er mir gestatte, für ihn zu beten. Den Tag über fochten wir jedesmal auf den Mauern; nachts aber warf er sich an Richards Kreuz nieder und weinte und stöhnte, während ich an seiner Seite betete, bis uns beiden die Kraft erlahmte. Dies wiederholte sich Tag um Tag, Nacht um Nacht — der elende Mann, ein Raub der bittersten Verzweiflung, denn keine Absolution sei im Stand, das Gericht von ihm abzuhalten; er könne nur fürchten, und diese Furcht lasse der Reue keinen Raum. Dennoch suchte ich ihn zu trösten mit der Menschenliebe des Erlösers und ließ nicht ab im Gebet; ja unser ganzes Haus betete mit ihm, obschon außer mir niemand wußte, wer der Sünder war, welchem dieses brünstige Flehen galt. Endlich — es war an dem Tag, an welchem die Mauerthürme genommen wurden — kam ich von der Bresche zurück und begab mich, nachdem ich kaum einen Bissen Brod zur Stärkung genossen, nach dem Kreuz bei der Ceder. Sir Simon kniete daneben. ‚Vater', sagte er, ‚jetzt kann ich glauben, daß die Gnade, welche die Sünde der Welt getilgt, auch die meinige hinwegnehmen wird. Ich bitte Euch um die Absolution.' Vor Tagesanbruch fand er

sich mit denen von uns, welche die Kämpfe überstanden, in unserer schönen Kapelle ein und nahm Theil an unserer letzten Messe. Dann bezog er mit uns die Mauern. Es wurde Befehl ertheilt, daß wir einen Ausfall machen sollten in das feindliche Lager. Wir kehrten zum letztenmale zurück in unser Haus, um unsere Pferde zu holen. Ich wußte, daß wir an keine Heimkehr mehr denken durften, und wollte noch einen Blick werfen in unsere Kapelle und auf Richards Grab. Auf letzterem nun sah ich den Ritter liegen, schrecklich verbrannt von dem griechischen Feuer; er hatte sich nach dieser Stelle hingeschleppt, um da zu sterben. Er war todt, sein Blick aber aufwärts gerichtet und sein Gesicht so friedlich, wie das seines Bruders gewesen, gnädigster Herr, als wir denselben neben der Fontäne niederlegten. — Und nun meine Botschaft. Er trug mir für den Fall, daß ich die Belagerung überlebe, auf, Euch zu sagen, daß er Euch oft geflucht für die grausamste Rache, die Ihr an ihm genommen, indem Ihr ihm ein Leben voll Gewissensqual gelassen; jetzt aber segne er Euch dafür, da ihm Eure Schonung Frist zur Reue gegeben."

„Und Richards Grab ist in die Hände der Ungläubigen übergegangen?" sagte Eduard nach einem langen Schweigen.

„Wie die Gräber unserer Brüder — namentlich aber das heiligste von allen", versetzte der Ritter vom Hospital.

„Seid guten Muths und gebt die Hoffnung nicht auf", sagte der König. „Habe ich nur erst Frieden und Ordnung hergestellt in der Heimat, so wollen wir den Ungläubigen Acre, ja und auch Jerusalem, schon wieder abnehmen. Ach, die Frische und die Hoffnungen unserer Jugend kehren nicht zurück; aber ist zu Haus die Luft gereinigt, so mag Gott wohl unseren Waffen Segen verleihen unter dem Banner des heiligen Kreuzes."

* * *

Fünfzehn weitere Jahre sind entschwunden, und wir begegnen in der schönen Westminster-Abtei inmitten der prächtigen Grabdenkmale vier bekümmerten Gestalten. Ein stämmiger Ritter mit gebeugtem Haupt und trauriger Miene führt sorgfältig einen alten Mann mit weißem Haar und Bart, während eine schöne, matronenhafte Dame sich auf den Arm eines blühenden Jünglings, ihres Sohnes, stützt.

Unter den reichverzierten Heiligthümern und Monumenten suchen sie eines der letzteren auf; es besteht aus einem ungeheuren Felsblock, ohne ein weiteres Ornament, als ein schmales Band mit einer Inschrift.

„Ich erinnere mich noch wohl des Tages, an welchem dieser Stein von Acre fortgeschafft wurde", sagte der Ritter. „Wer hätte damals gedacht, daß er zu einem solchen Zwecke dienen würde?"

„Es ist also wirklich ein Stein von dem zertrümmerten Tempel zu Jerusalem?" sagte die Dame. „Lies die Inschrift, mein Sohn."

Der junge Mann las und übersetzte: —

„Eduardus Primus. Malleus Scotorum.
Eduard der Erste. Der Hammer der Schoten.
Pactum serva.
Sei treu dem Bunde."

„Es war kaum der Mühe werth, einen solchen Stein von Jerusalem zu bringen, nur um ihn mit ‚Hammer der Schoten' zu bezeichnen", sagte die Dame.

„Ach, mein Cousin Eduard!" seufzte der Bettler. „Stets voll großer Entwürfe und stets eifrig auf ihre Ausführung bedacht; mit einem Geist, zu hoch erhaben über den anderer Menschen, um verstanden und geliebt zu werden, wie du es verdientest! Es ist traurig, daß die schotische Versuchung kommen mußte zwischen dich und die Stralenglorie deines

Ruhmes. Bist auch du, wie Richard, eingegangen in Jerusalem, und werde ich dir noch nicht bald dahin folgen? Laßt uns beten um Frieden für seine Seele, Kinder; denn hier ruht ein größerer und besserer Mann, als England weiß oder zu begreifen vermag."

Ende.

Perthes' Buchdruckerei in Gotha.

Die vorliegende, durch sorgfältige Uebertragung, hübsche Ausstattung und billigen Preis sich empfehlende Ausgabe von

Miß Yonge's
ausgewählten Erzählungen,

übertragen von

Dr. C. Kolb,

umfaßt bis jetzt nachstehende Schriften der Verfasserin:

Der Erbe von Redclyffe.

Die Maßliebchenkette. Eine Familienchronik. (Diese Erzählung zwei Bände umfassend.)

Prüfungen. Noch einige Ringe zur „Maßliebchenkette".

Die Gescheide in der Familie.

Die Taube im Adlerhorst. Eine Geschichte aus vergangenen Tagen.

☛ **Jede Erzählung ist einzeln zu erhalten.**

Preis jeden Bandes, elegant broschirt $1^1/_3$ Thlr. (Die Taube im Adlerhorst, von geringerem Umfang, nur 1 Thr. —) In hübschem Einbande mit rothem Leinwandrücken, marmorirtem Schnitt und Vergoldung $7^1/_2$ Sgr. höher.

Yonge, Charlotte Mary,

Miß Yonge's ausgewählte Erzählungen

Bd.: 7

Gotha 1868